Deutsche Hand- & Haus-Bibliothek

K. J. Weber.
Demokritos


Aus der
Bibliothek
von
Collection Spemann.

I. Deutsche Litteratur.

51. **Amyntor, Gerhard v.,** Drei Küsse.
Unter dies. pikant. Tit. vereint d. durch s. originelle Schreibweise u. d. tiefen sittl. Gehalt s. Schriften sich auszeichnende Autor drei nach Inhalt u. Form fesselnde Erzählungen.

21. **Anzengruber, L.,** Feldrain und Waldweg.
Eine Reihe künstlerisch in sich abgerundeter Erzählungen sind in dies. Bande vereinigt u. geben ein anschauliches Bild v. d. Kōnen des Autors.

9. **Arnim, L. Achim v.,** Die Kronenwächter.
Der dichter. Zauber, welch. diese Blüte d. Romantik auf d. Leser ausübt, entspringt d. glückl. Vereinigg e. objektiv. Darstellg mit ausgeprägt. Subjektivität.

5. **Becker, August,** Auf Waldwegen.
Diese von kräftigem Tañenduft der Thüringer Berge durchzogene Novelle fesselt besond. durch die prächtige Schilderung d. landschaftl. Szenerie.

75. — — Das alte Bild.
Eine einfache, aber v. warmen Herzblute durchströmte Erzählg d. vielgeles. u. beliebt. Romanciers.

4. **Biernatzki, J. C.,** Die Hallig, oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee.
Eine ernste, v. religiösem Geiste getragene Schilderung des Lebens u. Treibens auf der Hallig. Klassisch sind die eingeflochtenen Naturbilder.

64. **Briefe d. Elisab. Charlotte v. Orleans** 1673 bis 1715. Ausg. v. L. Geiger.
Eine der treffendsten Schilderungen von d. Verhältnissen u. Personen am Hofe Ludwig XIV., aus der Feder einer der geistreichsten Frauen ihrer Zeit.

20. 26. **Briefwechsel zwisch. Schiller u. Goethe.** 2 Bde. Hrsg. v. R. Boxberger.
Eines d. schönst. Vermächtnisse d. unvergängl. Dichterpaares, d. lauterst. Offenbargn üb. d. Beziehgn d. groß. Geister z. einander u. z. ihr. Zeit, d. unentbehrliche Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

45. **Byr, Robert,** Der heimliche Gast.
Diese Erzählg d. „öster. Spielhagen" gehört z. den originellst. Arbeit. d. gefeiert. Romanschriftstellers, der hier in engem Rahmen all seine Vorzüge zeigt.

66. **Diethoff, E.,** Unter der harten Hand. Kulturhistorisches Zeitgemälde.
Verf. schildert i. dies. histor. Zeitgemälde mit kräftig. Farben d. Zerstörg Heidelbergs u. die Verwüstg der Pfalz in patriotisch schwungvoller Darstellung.

78. **Ehrlich, H.,** Novellen aus d. Musikantenleben.
Der i. weit. Kreisen bekañte Musikästhetiker bietet hier seinen Freunden eine Reihe graziöser u. lebenswahr gezeichneter Novelletten.

89. **Elbe, A. v. d.,** Lüneburger Geschichten.
In nuce zeigt sich i. dies. klein. Kabinettsstückchen echter Erzählungskunst das reiche Talent der gemütstiefen Verfasserin.

25. **Engel, J. J.,** Herr Lorenz Stark.
„Ein Charaktergemälde" neñt der Verfass. sein Werk, u. mit Recht: der Held ist ein C h a r a k t e r, das Urbild eines echten deutschen Bürgers!

77. **Fausts Leben.** Von G. R. Widmañ. Hrsg. von H. Düntzer.
Wiedergabe d. berühmt. alt. Volksbches, auf welche Quelle d. breite Strom d. Faustlitt. zurückzuführ. ist.

1. **François, Luise v.,** Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.

49. — — Judith, die Kluswirtin.
Der 1. Bd., v. J. Kürschner eingel., umfaßt zwei drch liebenswürd. Humor wie treffl. Landschftsschildergn gleich ausgezeichn. Erzählgn, w. die J u d i t h an Plastik u. Charakterisierg. noch z. übertreff. sucht.

73. **Frey, Jak.,** Erzählungen aus d. Schweiz.
Die Begabg uns. Dichters zeigt sich besond. auf d. Gebiete gedämpfter Naturlaute u. einer weniger erschütternden als rührenden Tragik.

67. **Friedrich der Große.** Ein Lebensbild in seinen Briefen. Von E. S c h r ö d e r.
D. bek. Hrsgbr. d. Werke Friedr. d. Gr. stellt hier mit fein. Geschmacke u. histor. Scharfblicke diejenigen Schriftstücke d. groß. Königs zusam̃en, welche i. ihrer Gesamtheit eine Geschichte seines Lebens bieten.

47. **Galen, Ph.,** Der Pechvogel u. a. Erzählungen.
Der berühmte Romancier gibt in dies. Erzählgn drei mit viel Laune geschrieb. amüsante Humoresken, die eine genußreiche Unterhaltung verbürgen.

22. **Hauff, W.,** Lichtenstein.
Von d. besten deutschen Erzähler im ersten Viertel dieses Jahrh. die mit Recht beliebteste Erzählg, welche auf histor. Hintergrunde eine anmutende Herzensgeschichte sich abspielen läßt.

60. 71. **Humboldts** Briefe an e. Freundin. Bd. I.|II.
Briefe voll tiefer, ernster Gedanken, losgelöst v. all. Privaten u. Stofflichen, einzig zu d. Zwecke geschrieben, e. unglückl. Frau üb. d. Misere d. Lebens zu erheben u. in das Reich der Ideale, des unvergänglichen i n n e r e n Glückes einzuführen.

2. **Im̃ermañ, Karl,** Der Oberhof.
Ein Werk wie „der Oberhof", das gesündeste und deutscheste Idyll echten Volkslebens, bedarf keiner weiteren Empfehlung.

7. **Junghans, S.,** Die Erbin wider Willen.
Die Verf. des „Haus Eckberg" ist e. Liebling der besseren Lesewelt, welche auch mit Freud. dies. Band begrüßt hat; die Redakt. ließ bereits e. zweiten Bd.:

53. — — Hella Jasmund u. a. Erzählungen
folgen, d. stofflich u. formell jenem gleichwertig ist.

58. **Ludwig, J.,** Mein Großoheim u. A.
Einfachheit in der Darstellung, wie zarte Charakterzeichnung werden der Verf. viele Freunde besond. unter dem schönen Geschlechte erwerben.

35. **Möllhausen, Balduin,** Der Leuchtturm am Michigan u. a. Erzählungen.
Das Wort Platens: „Handlung ist der Welt allmächtiger Puls" kōnte das Motto der Möllhausenschen Erzählungen sein. Ueberall Leben u. Handlung, frische u. farbensatte Schilderung.

79. 80. **Nettelbeck, Joach., Bürger zu Kolberg.** Eine Lebensbeschreibg v. ihm selbst aufgezeichnet.
Die v. opferfreudigster Vaterlandsliebe durchdrungene Selbstbiographie e. Mañes, der, wie wenige, die Bürgerkrone verdient, hat d. vollsten Anspruch darauf, i. jed. deutsch. Hause vorhand. zu sein.

70. **Das Nibelungenlied.** Uebers. nach d. Handschrift A. Nebst e. hist.-ästhet. Einl. v. Wern. Hahn.
Mustergültige Uebersetzg mit e. umfass. Einleitg, welche die d. Nibelungenlied betr. Fragen v. neuem Gesichtspunkte aus behandelt.

74. **Pasqué, Ernst,** Zwei Eleven Worths.
Amüsante u. originelle Erzählg des beliebt. Romanschriftstellers, die den Vorzug hat, auch einer bestim̃t. lobenswert. Tendenz z. Ausdruck z. verhelfen.

18. **Platters, Th.,** Leben. Hrsg. v. H. Düntzer.
Hochinteressantes und kulturhistorisch wichtiges Memoirenwerk eines durch Nacht zum Licht gelangten Mannes, der es vom Ziegenhirten bis zum Rektor der latein. Schule in Basel brachte.

37. **Ring, Max,** Frauenherzen.
Zwei tief empfund. kleine Nov., aus d. Herzensleb. der Frau, ihr. Irren u. Erkeñen, Leid. u. Siegen, auf d. Hintergrunde gut getroff. gesellschaftl. Zustände.

27. **Schmidt, Max,** Die Miesenbacher.

57. — — Glasmacherleut'.
Diese packend. Erzählgn aus d. bayer. Dorfleben zeichnen sich durch ergreif. Handlg, urwüchsige Kraft u. treue Wiedergabe wirklicher Verhältnisse von andern Dorfgeschichten vorteilhaft aus.

65. **Schroot, A.,** Der Dampf. Eine Darstellung des Zeitalters der Dampfmaschine.
In allg. verständl. Form gehaltene u. anziehende Darstellg d. Verwendg eines d. wichtigst. Faktoren i. industriellen u. Verkehrsleben der Gegenwart.

13. **Schücking, L.,** Etwas auf dem Gewissen.
Einfachheit u. Maßhalten, Naturwahrheit u. sittlicher Ernst sind die hauptsächlichsten Vorzüge der Wke Schückings, des westfäl. „Walter Scott".

41. **Schultes, C.,** Maigela.
Eine ergreif. Herzensgesch. auf dem Hintergrunde

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

der vorzügl. Schilderung eines verderbt. kleinstaatl Hofes des vor. Jahrh. Gust. Freytag hat dieselbe ein „Gewitter in Worten" genan̄t.

62. **Schwartzkoppen, K. v.,** Aquarelle. Mit einer Einleitung v. Baron v. Roberts.
Das Talent der Verfasserin, gesellschaftl. Zustände z. schildern, anziehende Herzensgesch. darzustellen, offenbart sich auch in dies. Nov.-Sam̄lung.

15. **Silberstein, Aug.,** Hochlandsgeschichten.
Erfrischende u. herzstärkende Bilder aus d. Naturleben der Hochlandsbewohner bietet hier der Verf. d. „Dorfschwalben". Gleich M. Schmidt ein Meister in der Darstellung ländl. Verhältnisse.

52. **Stillings, Heinrich,** Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft.
Der Verf. dies. Autobiographie genoß, wie bekan̄t, Goethes besondere Gunst, der auch die als echtes Volksbuch wirkende erste Abteilung in Druck gab.

68. **Tiecks, L., Werke** I. Das Fest z. Kenelworth. — Dichterleben.
Was T. seit 25 Jahren zu einer groß. Arbeit über Shakespeare gesam̄elt, fand eingehende u. liebevolle Verwendung in vorliegenden Novellen.

44. **Trencks, Fr. v. d.,** Merkw. Lebensgeschichte.
Selten haben d. Schicksale eines Menschen so lebhaftes u. allg. Interesse erregt, wie die Trencks, dess. Lebensbeschrbg e. Fülle interess. Momente darbietet.

61. **Vor hundert Jahren.** Elisens v. d. Recke Reisen durch Deutschld. 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker.
Ein neues Memoirenwerk, das die spärl. dtsche Memoirenlitteratur in bedeutend. Weise bereichert.

48. **Voß, Richard,** San-Sebastian.
Ein neuer Roman v. d. mehrfach preisgekrönten Verf. gehört z. d. Bücherseltenheiten. D. Werk ist e. Musterleistg landschaftl. u. feinst. psychol. Schilderg.

81. **Wächter, O.,** Vehmgerichte u. Hexenprozesse.
Verf. hat es verstanden, e. lebensgetreues Bild v. jenen traurig. Zeiten zu entwerfen. Sein Bestreben war, das Wahre v. d. Falschen zu tren̄en.

43. — — Altes Gold in deutschen Sprichwörtern.
Neben dem berühmten Werke v. Wander wird diese Sam̄lung von Sprichwörtern dem oft ausgesprochenen Wunsche nach einer derartigen Arbeit in engeren Grenzen vollständig entsprechen.

36. **Weber, K. Jul.,** Demokritos. Ausg. v. P. Moritz.
Höchst unterhaltendes Buch m. einer unerschöpflichen Fülle von Witz, Humor, Ironie, guten Einfällen u. köstlichen Anekdoten.

40. **Wessely, J. E.,** Deutschlands Lehrjahre. 1. Bd.: Familienleben. Buntes aus der Außenwelt.
Z. Empfehlg dieses auf gründl. kult.-histor. Studien basierenden Werkes genügt d. Inhaltsangabe: Min̄e, Brautstand u. Hochzeit. Aus alt. Burgen. D. Heim d. Bürgers. Aus Bauernhütt. D. Tafelfreud. Deutsch. Straßenleb. Bäd. u. Badeorte. Festbelustigung. u. Schausp. D. Narrenwes. Aus d. Rosenhag.

46. — — Deutschlands Lehrjahre. 2. Bd.
Weltl. Berufsarten: Des Handwerks gold. Bod. D. Handel. Rechtszustände u. Ger.-Verfahr. D. geh. Künste u. Wissensch. Aerztl. Praxis. D. edle Waidwk. V. Altar u. aus d. Klosterzelle. Universität. u. Studenten. Aus Künstlerwerkstätten. Z. letzten Ruhestätte.

56. **Wohlgefülltes Schatzkästlein deutsch. Scherzes und Humors.**
Reichhaltigste Sam̄lg alles Dessen, was an Scherz u. Humor vereinzelt vorkom̄t, als Unterhaltg u. Kürzung müßig. Stund., wie als Beitrag zur Erken̄tnis deutschen Gemütes u. Verstandes wertvoll.

55. **Wolzogen, C. v.,** Agnes v. Lilien.
Dies. vortreffl. Roman d. Schwägerin Schillers, der höchst ansprechende Schildergn d. dtschn Famil.-Lebens enthält, wurde bei sein. erst. Erschein. selbst von den beiden Schlegels für ein Werk Goethes gehalten.

24. **Wurm, W.,** Das Wasser.
In populär-wissensch. Weise belegt aus langjähr. Praxis der ärztl. Dirigent v. Bad Teinach Pindars Wort: „Das Beste ist das Wasser." Das Buch gehört in jede Hausbibliothek.

38. **Ziemssen, Ludw.,** Umwege zum Glück.
Sin̄ige anmut. Erzählg d. beliebt. Schriftstellers, der darin i. ansprechendst. Weise ein Vorkom̄nis modernen Lebens mit lebensfrischen Farben ausführt.

10. 11. **Zolling, Th.,** Reise um die Pariser Welt.
Diese frisch., durchweg auf eig. Anschauung beruh. Schilderngn geb. e. getreues Bild des geist. wie gesellsch. Pariser Lebens unter der dritten Republik.

II. Griechische Litteratur.

109. 110. **Aeschylos,** I. Agamemnon. D. Choephoren. Die Eumeniden. II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchend. Mädchen. Prometheus. Uebers. m. Einl. u. Anmerk. v. Prf. Jak. Mähly.

125. **Aristophanes,** I. Die Wolken. Die Frösche. Uebers. m. Einl. u. Anmerk. v. Prf. Jak. Mähly.

124. **Herodots** Geschichten. Uebers. v. Dr. K. Abicht. I. 1. u. 2. Buch nebst Einl. u. sachl. Erläuterung.

12. 104. **Homer,** I. Odyssee, II. Ilias, übers. von J. H. Voß, m. Einl. v. Prf. J. Mähly.

118. **Longos.** I. Daphnis u. Chloe. Uebers. u. mit Einleitung v. Franz Passow.

103. **Plato.** I. Verteidigungsrede d. Sokrates. Krito. Phädo. Uebers. u. eingel. v. Direkt. G. Heß.

113. 116. **Sophokles.** I. König Oedipus, Oedipus in Kolonos. II. Antigone, Aias, Elektra. Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. W. Pfan̄schmidt.

III. Römische Litteratur.

107. 108. **Cäsar** I. Denkwürdigkeiten üb. d. Bürgerkrieg. Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. R. Zwirnman̄. II. Denkwürdigkeiten über den gall. Krieg. Uebers. u. mit Einleit. u. Kom̄. v. Dr. Th. Gelbe.

115. 117. 119. **Cicero.** Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. P. Hellwig. I. 1. Rede geg. Verres. 1. u. 2. Catil. Rede. Für Cälius. Für Milo. II. 4. u. 5. Rede geg. Verres. 3. u. 4. Catil. Rede. III. Ueb. das höchste Gut.

112. **Nepos.** Lebensbeschreibungen. Uebers. m. Einl. u. Kom̄. v. Dr. R. Zwirnman̄.

111. 114. **Ovid.** „Die Verwandlungen." I. u. II. Bd. In Auswahl übers. v. J. H. Voß. Neubearbeit. u. eingel. v. F. Leo.

105. 106. **Sueton.** Cäsarenbilder. I. Cäsar. Augustus. Tiberius. II. Cajus Caligula. Claudius. Nero. Galba. Otho. Vitellius. Vespasian. Titus. Domitian. Uebers. u. eingel. v. Dr. J. Sarrazin.

101. 102. 120. 123. **Tacitus.** I. Bd. Germania. Agricola. Die Redner. II. Bd. Historien. III. Bd. An̄alen I. IV. Bd. An̄alen II.

121. 122. **Vergil.** Uebers. u. eingel. v. Dr. H. Dütschke. Bd. I.: Eklogen. Georgika. Bd. II. Aeneis.

IV. Englische Litteratur.

32. 33. **Bulwer, Ed. L.,** Eugen Aram. M. einer Einl. v. L. Proescholdt. 2 Bde.
Ein höchst trag. Stoff wird hier in wahrhaft dramat. Weise behandelt; die physiolog. Charakterzeichnung rief seiner Zeit eine hitzige litter. Fehde hervor.

152. **Burns', Rob.,** Werke. I. Lieder und Balladen. Uebers. v. A. Baisch.
Man merkt der Uebertragg an, daß sich d. Uebers. mit Liebe u. Freude in die Burnssche Poesie vertieft hat. Die Nachdichtgn sind fast durchweg meisterhaft.

172. **Byron** I.: Manfred, Kain, Him̄el u. Erde, Sardanapal. Uebers. m. Einl. u. Anm. v. Dr. Adalb. Schroeter.
Unsere Ausgab. soll nicht nur das enthalten, was i. Lichte des Absoluten zu unvergänglicher Gültigkeit besteht, sondern auch alles das, was zur Erfassg des Byron'schen Genius notwendig u. bedeutgsvoll ist.

156. **Carlyles, Thomas,** Werke I. Goethe. Schiller. Graf Cagliostro. D. Diamantenhalsband. Ueber-

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

3/5 4/2/1.80

Collection Spemann

Demokritos

oder

Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen

Von

Karl Julius Weber

Ausgewählt und eingeleitet von Paul Moritz

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. Carl Grüninger. Stuttgart.

Inhalt.

Einleitung.

In einer von Lucians Gesprächspossen werden berühmte Philosophenhäupter verauktioniert wie Kohlköpfe, wobei Jupiter höchstselbst den Markthalter macht, Merkur den Ausrufer. Schon haben sie den ehrwürdigen Pythagoras, den struppigen Diogenes an den Mann gebracht, letztern für wenige Groschen, aber auf den salbenduftenden Aristipp will niemand bieten; da sagt Jupiter zu Merkur: Laß ihn abtreten, führe einen andern vor, oder besser die beiden dort, den Lacher aus Abdera und den Greiner aus Ephesus; ich will, sie sollen zusammen verkauft werden. Merkur: Heran, ihr zwei! — Meine Herrschaften, ich verkaufe da ein Paar der fürnehmsten Schulhäupter; wir bieten jetzt die weisesten von allen feil! Käufer: O Himmel, welch ein Kontrast! Der eine hört nicht auf zu lachen, der andre scheint in tiefer Trauer; er weint ja in einem fort. Hör' einmal, was soll das? warum lachst du so? Demokrit: Du fragst noch? Weil mir all euer Thun und Treiben lächerlich erscheint und ihr selber gleichfalls. Käufer: Wie? du lachst uns alle aus und machst dir aus unsern Angelegenheiten rein gar nichts? Demokrit: Just so: es ist in euren Sachen nichts Ernstes und in der unendlichen Leere tanzen die Atome durcheinander. Käufer: Das nun wohl nicht, vielmehr scheinst du mir ein unendlich leerer Schwätzer zu sein. O über die Frechheit! wirst du nicht aufhören zu lachen? — Aber du, mein Bester, warum weinst du denn? Mit dir wird sich eher ein vernünftig Wort reden lassen. Heraklit: Ich weine, o Fremdling, weil mir die menschlichen Dinge so traurig und thränenwert vorkommen und alles so hinfällig. Darum bemitleide und beklage ich die Sterblichen. Und das Gegenwärtige möchte noch angehen, was aber kommen wird, ist geradezu gräßlich, ich meine den Weltbrand und den

Untergang des All. Das ist mein Jammer, und daß hinieden nichts Festes und Bleibendes ist, sondern alles in einen wüsten Brei zusammengerührt; und daß Freude im Grund dasselbe ist wie Leid, Wissen wie Nichtswissen, Großes wie Kleines, sintemal alles von oben nach unten wogt, von unten nach oben, in ewigem Wechselspiel der Zeit...

Solcherweise hat die karikierende Volksüberlieferung den humoristischen Demokrit zum ewigen Lacher gestempelt, den trübsinnigen Heraklit zum ewigen Greiner, und die Alten ließen es sich nicht nehmen, die beiden Kontrastbüsten als vielsagende Pendants auf ihren Nipptisch zu stellen.

Auch unser Autor ergreift schlechtweg Besitz von der Demokritschen Fabel. In der Annahme, das wirksamste Präservativ der ganzen Moral sei ihm das Lächerliche, lieh er dem Sohne Abderas, schildbürgerlichen Angedenkens, dessen Lachen aus überlegnem Geiste, aus freierer Lebensansicht entspringe, von dem uns aber keine Schriften verblieben sind — er lieh dem Demokrit sein satirisches Hauptwerk als dessen hinterlassene Papiere. Demokrit lachte, sagt Weber in einem seiner Kapitel, Heraklit weinte: der eine betrachtet das Leben als Trauerspiel, der andre als eine Posse oder Partie de plaisir, und beider Ansichten floßen im Grunde aus dem Prinzipe der Eitelkeit, sie verachteten die Menschen um sich her. In einer solchen Stimmung war es auch, wo ich die Grundlage zu diesem Werke legte — schade, daß das angenehme Selbstgefühl, das sich mit andern vergleicht, seinen höhern Wert fühlt und sich in der Gabe, seine armseligen Umgebungen zu durchdringen, gefällt, so leicht in mutwilligen Uebermut übergeht und dadurch unsittlich oder unfein wird... Meine Wenigkeit studierte in der Jugend Jus und Geschichte mit eisernem Fleiße, Schöngeisterei sogar gehörte nur den Nebenstunden; Schlözer führte mich zur Staatswissenschaft, Lichtenberg und Blumenbach zur Naturwissenschaft; im Alter schrieb ich diese Allotria; und wenn sie andern das gewähren, was sie mir gewähren, so hülle ich mich — nicht in meine Tugend und Verdienste — sondern heiter lächelnd in meinen alten Ueberrock und stopfe eine frische Pfeife.

Webers Demokritos besteht aus einer bunten Sammlung von Skizzen, litterarischen, ethischen, ästhetischen, sozialen, politischen Inhalts, Kulturformen beleuchtend, Thorheiten und Laster, Gemütsarten, Stände, Nationen, sogar Tiergestalten. Im Spiegel der Satire fängt er seine Bilder auf, knüpft behagliche Betrachtungen daran und bringt aus dem Schatze

seiner ausgebreiteten Belesenheit zu Schmuck und Beleg eine solche Menge von Citaten, Beispielen, Anekdoten herbei, daß sie Stoff und Form seiner Darstellung überwuchern. Dabei geht er nur zu wenig wählerisch zu Werke, weshalb es uns erlaubt sein mußte, um einer gesitteten Leserschaft eine Auswahl seiner Texte vorführen zu können, das Unanständige auszumerzen. Gewiß zum Vorteil des Autors; denn die gedruckte Kolumne erträgt das Cynische nur, sofern es ungerufen, mit unmittelbarer Energie aus der lebendigen Situation hervorspringt, nicht aber, wenn es uns als ansäuerliche Konserve aus internationalen Vorratskammern aufgetischt wird. Webers frühgepflanzte Hinneigung zum Welschtum, seine Geringschätzung der Philosophie, in der sich ja die Gedankenarbeit, seine Verkennung Goethes, in welchem sich die litterarische Würde seiner Zeit zusammenfaßt, dazu der Mangel an Gemütswärme, die Abgeschlossenheit von edlen Frauen, mußten sich an dem Schriftsteller rächen, trotz der sittlichen Richtung seines Charakters. Davon überzeugt man sich leicht bei einem Blick auf sein Leben.

Karl Julius Weber wurde am 16. April 1767 als Sohn eines fürstlichen Rentbeamten zu Langenburg geboren, einem damals noch hohenloheschen, seit 1806 württembergischen Städtchen. Seine erste Ausbildung erhielt er in der Lateinschule seines Geburtsorts, dann mit besondrer Empfänglichkeit für Geschichte und Geographie auf dem Gymnasium zu Oehringen, von wo er sich zum Studium der Rechtswissenschaft nach Erlangen begab. Da er es auf ein akademisches Lehramt abgesehen hatte, vervollständigte er seine Studien noch in Göttingen; doch wollte sich jenes Vorhaben nicht gestalten, und so nahm er eine Hofmeisterstelle an, die ihn 1790 nach dem Landgute Bougy bei Aubonne im Waadtlande führte. Hier verlebte er zwei ersprießliche Jahre und tauchte sich ganz in das Element der französischen Encyklopädisten, das seinem Naturell mehr zusagte als unsre Kant, Fichte, Schelling. An die Stelle von Jean Jacques, der sein erster Stern gewesen, trat ihm jetzt Voltaire, an welchem sein derber Freimut, sein Hang zur Satire, seine Gabe des Witzes das erbaulichste Vorbild fanden. Nach einer Reise durch das südliche Frankreich und den größten Teil der Schweiz kehrte Weber 1792 in die Heimat zurück, wo ihn eine äußerst günstige Anstellung erwartete, sofern sie seiner Lust zu reisen, mit geistreichen Weltleuten zu verkehren, an vielfältiger Litteratur zu kosten, erwünschtesten Vorschub leistete. Es war das Amt eines Pri-

vatsekretärs bei dem regierenden Reichsgrafen Erbach-Schönberg zu Mergentheim, zugleich deutschmeisterischem Statthalter. An diesem opulenten Hofe konnte sich Weber, wie als gewandten Geschäftsmann, so als jovialen Gesellschafter bethätigen, und es ist erwähnenswert, daß er in Begleitung seines Grafen auch auf dem berüchtigten Rastatter Kongreß, der „Leichenfeier des heiligen römischen Reichs deutscher Nation", im Charakter eines Regierungsrats figurierte. Als der Graf bald darauf starb, wurde Weber zur Regierungskanzlei im Marktflecken König im Odenwald versetzt. Dort fühlte er sich höchst unbehaglich und nahm 1802 seine Entlassung. Er sollte aber vom Regen in die Traufe kommen. Zum Isenburg-Büdingenschen Hofrat ernannt und zum Reiseführer des jungen Erbgrafen, trat er mit diesem eine auf zwei Jahre berechnete Bildungsreise an. Man besuchte zuerst Holland, wandte sich dann nach Deutschland zurück, nach Hannover, Berlin, Potsdam, wo eines schönen Tages Telemach aus Widerwillen gegen seinen Mentor diesem heimlich davonlief zu Mama. Bis es nun am Krauthöfchen zu Büdingen so weit gedieh, daß Weber gegen eine Abfindungssumme von 5000 Gulden im Jahr 1804 seinen Vertrag zerriß, hatte er die bittersten Kränkungen zu erdulden. Infolge davon fiel er in eine Gemütskrankheit, die ihm monatelang zu schaffen machte. Nachmals aber blieb ihm körperliche und geistige Gesundheit für immer treu, und er lebte fortan bei einer verheirateten Schwester an deren wechselnden Wohnorten, zu Jagsthausen, Weikersheim, Künzelsau, Kupferzell, wo er am 20. Juli 1832 das Zeitliche verließ, vier Monate nach Goethe.

Seit der Büdinger Katastrophe, die ihm stets ein Pfahl im Fleische blieb, bekleidete Weber kein Amt mehr, außer daß er von 1820—24 das Oberamt Künzelsau in der württembergischen Ständekammer vertrat. Ein erspartes Vermögen sicherte seine Unabhängigkeit und gestattete ihm alljährliche Ausflüge in die Nähe und Ferne, nach Paris, Wien, München, Prag, nach Schlesien und an den Rhein. Von diesen Wanderungen, die er oft zu Fuß unternahm, brachte nicht allein der Menschenspäher und Satiriker ein reiches Erfahrungsmaterial mit nach Hause, sondern auch der Bücherfreund und Schriftsteller eine große Menge interessanter und seltner Drucksachen, manche aus den Archiven aufgehobner Klöster. Webers Bibliothek — sein großer Stolz, und da er Junggesell blieb, seine Familie — wuchs zuletzt auf 11,000 Bände an, und er konnte sich rühmen, jedes dieser Bücher wenigstens einmal ge-

lesen zu haben. Es waren griechische, römische, deutsche, französische, englische, auch italienische und spanische Klassiker, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, philosophische und staatswissenschaftliche Litteratur, Romane und sonstige Belletristik. Mit Hilfe dieses Handwerkzeugs verfaßte Weber eine Reihe von Schriften. Zuerst machte er sich einen Namen mit seiner „Möncherei oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes“, die 1818—20 erschien, in Oesterreich verboten, aber um so begieriger gelesen wurde. Sein zweites, ebenfalls geschichtliches Werk aus den Jahren 1822—24 hieß „Das Ritterwesen und die Templer, Johanniter oder Deutsch-Ordensritter insbesondre.“ Dann folgte 1826—28 „Deutschland oder die Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“. Zwischenein arbeitete Weber mit Vorliebe an seinem „Demokritos“, den er selbst für die Perle seiner Schriften erklärte. Als er 66jährig starb, war die Handschrift des Ganzen vollendet, doch nur der erste Band im Druck erschienen.

Auf seine Persönlichkeit läßt Weber an vielen Stellen des Demokritos Streiflichter fallen. Er gebrauchte seine geläufige Zunge redlich zur Verspottung des Kleinlichen, Niedrigen, Eingebildeten, Jesuitischen, und hörte es gar nicht ungern, wenn man ihn eines „bösen Maules“ bezichtigte, hatte nur der Bolzen ins Schwarze getroffen. In diesem Sinne führte er auch seine Feder und gab das Geschriebne zum Druck in hohem Glauben an die Allmacht der Presse. So mag es schicklich sein, dieses Vorwort mit seinem Hymnus auf Zauberer Gutenberg zu schließen:

„Das beste, ins Große gehende Erziehungsmittel der Menschheit, nächst Reisen und Weltumgang — d. h. nachdem man lange en famille gelebt hat oder mit Menschen, lerne man auch mit Leuten leben, d. h. lerne sich vor ihnen hüten, was der doppelt nötig hat, dessen Maxime ist: Primons donc, uns die Vorhand! — ist und bleibt die Presse. Vierundzwanzig bewegliche Buchstaben änderten die Welt, wie einst das erste bloß schriftliche Alphabet der Phönizier, die dadurch erhaben über Zeit und Zeitgenossen und Gesetzgeber und Religionsstifter wurden. Das Geschenk Gottes, die Presse, verschafft dem auf seinem Stübchen einsam und stille sitzenden Denker wie durch Zauberschlag Millionen Zuhörer und Schüler in den entferntesten Teilen der Erde, Zuhörer und Schüler, die erst geboren werden, wenn er längst in Staub aufgelöst ist. Die Presse stürzte den Vizegott an der Tiber und seine Obskuran-

tengarden, die Mönche; die Presse füllte die gleich lächerliche Kluft zwischen Patriziern und Plebejern und erhob letztere über jene; die Presse erleichterte den Ideen-Umlauf und das Studium der Natur, des Staates und der Religion; die Presse lehrte die Häupter der Völker erst praktisch: Der Regent ist um des Volkes willen da, nicht umgekehrt, und Religion eigentlich die Sache jedes Einzelnen, denn sie ist Sache des Herzens. Wir dürfen noch weit mehr von der Presse erwarten, wenn sie aufhört, gepreßt zu sein!"

Paul Moritz.

Der Frohsinn.

Mag die Weisheit immer
Unsre Mahle weihn —
Aber laßt uns nimmer
Zu vernünftig sein.
Zu viel Weisheit machte
Manchen kalten Tropf,
Doch kein Froher lachte
Sich um Herz und Kopf.

Der Frohsinn oder die Munterkeit des Geistes, der Seele und der Einbildungskraft bildet den Uebergang vom körperlichen zum geistigen Lachen. Die Munterkeit des Geistes scheint mehr für andre, die der Seele mehr für uns selbst gemacht zu sein, und die der Einbildungskraft bildet wohl die Komiker selbst. Duclos eilt nackend aus dem Flußbade, um einer gefallenen Dame aufzuhelfen, sich entschuldigend, daß er keine — Handschuhe anhabe; ein Rheinbauer, dessen Zwiebelkarren von der Fähre in den Fluß fällt, ruft: „Die größte Zwiebelsuppe, die ich je gesehen habe!" und ein Krautbauer, der seinen Wagen umwirft und die Krauthäupter den Berg hinabrollen sieht, lacht ihnen nach: „Viel Köpfe, viel Sinne!" Das ist der Frohsinn, den unsre Alten nannten „Vertrauen auf Gott".

Sein Gegenstück, der Murrsinn, ist ein revolutionärer Zustand gegen Mutter Natur, und Frohsinn noch lange kein Leichtsinn, dessen Motto ist: „Sorget nicht für ungelegte Eier!" und auch nicht Frivolität, wie steife Ehrbarkeitspedanten diese Göttergabe (gaieté) zu nennen belieben und durch ihren Ernst zu imponieren glauben. Wer je einen Abend unter ernsten abgespannten Menschen verlebt und beobachtet hat, wie schnell die Unterhaltung belebt und Heiterkeit über die ernsten Gesichter verbreitet wurde, wenn ein muntrer geistreicher Mann unter sie trat, wie Alfred unter die Dänen, der kennt den hohen Wert des Frohsinns, einen Hauptteil persönlicher Verdienste und die erste Stufe zum Wohlwollen und zur Achtung

andrer. Der Frohsinnige hat sein Spiel schon halb gewonnen, ehe er anfängt, gerade wie der schöne Mann, und Frohsinn des Weibes fesselt den Mann länger als Schönheit, wie Peter den Großen seine Kathinka. Eine lachende Physiognomie, heitre Stirne, helle Augen, lächelnder Mund und zuvorkommendes Wesen erheitern wie ein schöner Tag. Lachen öffnet das Herz, führt eine Art Vertraulichkeit herbei und wird der Anfang mildrer Gesinnungen. „Er ist ein lustiger Kamerad," entschuldigt vieles. „Wer ist denn der lustige Herr?" fragte ein stolzer Höfling bei einer Kirmes, gleichsam meine Lustigkeit in seiner hohen Gegenwart übelnehmend; zuletzt floß er herablassend mit der Gesellschaft zusammen. Schillers schönstes Lied ist das: An die Freude. Geburt, Stand, Geschlecht, Reichtum — alles wird vergessen, wenn der Becher der Fröhlichkeit kreist:

Ihre Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt,
Bettler werden Fürstenbrüder,
Wo ihr sanfter Flügel weilt.

Nie wird man so schnell bekannt und vertraut, als wenn man erst recht herzlich mit einander gelacht hat, und ich finde den Grund, daß Jugendfreundschaften bis ins greise Alter dauern, in diesem jugendlichen Frohsinn. Mitlachen gehört ja auch zu den wenigen Dingen, die ein Freund gestandnen Alters heutzutage noch dem andern allenfalls zu Gefallen thut, zumal man mit der Freude weit mehr sympathisiert, als mit der Traurigkeit und Armut, die man daher auch zu verbergen sucht. „Der Finstre fliehet den Lustigen" ist dann nur wahr, wenn dieser die Schranken des Anstandes und der Mäßigung überschreitet. Lachen steckt an, wie Weinen und Gähnen.

Noch erinnere ich mich eines Hochwürdigen, der mir einst mit Bedeutung in Gesellschaft sagte: „Qui fait rire, ne se fait pas estimer."[1] und stolz darauf schien, auch sein Französisch zu zeigen. Dieses Diktum scheint mir große Einschränkungen zu leiden und gilt wohl nur von niedrigen Hanswursten und egoistischen boshaften Spöttern. Wer achtete nicht Molière und Sterne, wer nicht die weniger gemütlichen Swift und Voltaire, und fand sich geehrt sogar in ihrer Gesellschaft? Wo sind die deutschen Lacher, die sich mit jenen messen dürfen? Hinc illæ lacrimæ, daher jenes Geflenne! Satirischer Witz ist nicht immer bloßer Witzkitzel, sondern bei guten Menschen gar

[1] Wer lachen macht, erwirbt sich keine Achtung.

oft Lüftung eines gepreßten Herzens voll Teilnahme am Wohl und Wehe der Menschheit, durchaus fremd Alltagsseelen und groben Schlingen. Jenes Diktum erfand wohl gar ein Mann, über den man mit Recht lachte und der unter estimer auch nichts weiter verstehen wollte, gerade wie die Gemeinheit bei echt witzigen Bemerkungen, worüber man in Paris und auch zu Berlin in die Hände klatschte, bloß von bösen Mäulern spricht. So hatte ich über eine gewisse Stadt einige komische Bemerkungen drucken lassen, die man gut und wahr fand; ein Offizier aber glaubte sich seiner Vaterstadt annehmen zu müssen und schloß seine Rede pro patria, jedoch lächelnd: „Sie haben eben ein böses Maul.“ Meine Freunde haben mir dieses auch schon gesagt, erwiderte ich; mancher Unbekannte, wie Sie, mag es wohl auch schon gedacht haben, der zu höflich war, es zu sagen, Sie sind der erste, der mir diese Ehre erzeigt. Die Lacher waren auf meiner Seite und wir wurden gute Freunde.

Männern, wie Shakespeare den Cassius in seinem Cäsar schildert, solchen finstern Männern ging Cäsar aus dem Wege; sie sind gefährlich, selten beliebt und nie geschaffen, Glück zu machen; der Frohsinn aber enthält das ganze Gesetz und die Propheten, die vier großen und die zwölf kleinen Propheten des Frohsinns. Sokrates, der weiseste der Heiden, zeigte viel Frohsinn, und der Sokrates der Christen nicht minder; Salomo und der Psalmist und Paulus, dessen Haupt dreimal von der Erde sprang, als es abgeschlagen wurde, kannten die Freude. Wenn dieser seine Briefe mit einem „Freuet euch allezeit“ zu schließen pflegt, so fällt der Psalmist als Lyriker in einen weit höhern Ton: „Lobet den Herrn mit Posaunen, lobet ihn mit Psalter und Harfen, lobet ihn mit Pauken und Reihen, lobet ihn mit Saiten und Pfeifen, lobet ihn mit hellen Cymbeln, jauchzet dem Herrn alle Welt, singet, rühmet und lobet; das Meer brause und was darinnen ist, der Erdboden und die darauf wohnen, die Wasserströme frohlocken, und alle Berge seien fröhlich, alles, was Odem hat, lobe den Herrn!“

Salomo spricht: „Geboren werden und Sterben, Pflanzen und Ausrotten, Weinen und Lachen, Klagen und Tanzen, alles hat seine Zeit und alles ist eitel. Darum lobete ich die Freude, daß der Mensch nichts Besseres hat unter der Sonne, denn Essen, Trinken und fröhlich sein, und ihm gütlich thun in seinem Leben. Ein fröhlich Herz machet das Leben lustig, und ein betrübter Mut vertrocknet das Gebein, aber jeder, der da isset und trinket, guten Mut hat in seiner Arbeit und des Lebens brauchet mit dem Weibe, das ihm lieb ist, der hat eine

Gabe Gottes." Sollte man nicht schwören, daß Salomo Schüler Epikurs gewesen sei? Die so ernsten Stoiker selbst fanden zwischen Freude und Stolz eine gewisse Aehnlichkeit, weil Freude eine Erhebung der Seele sei, und Se. Hebräische Majestät dachten gerade wie Horaz, der sich bloß kürzer auszudrücken wußte:

> Dona praesentis carpe laetus horae et
> Linque severa.[1]

Frohsinn trägt der natürliche Mensch stets als leichten Zunder bei sich: denn Frohsinn ist die natürliche Stimmung eines gesunden Körpers, Geistes und Herzens, ungetrübt durch Schicksal, gesellschaftliches Uebel und Disharmonien, glücklich wie die Kinder der Natur auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln vor Cook. Dieser natürliche Temperamentsfrohsinn — in gesteigertem Grade Lustigkeit, die denn nicht selten in Mutwillen und Ausgelassenheit ausartet, die so gut Extrem ist, als das Entzücken, das stumm machen, ja tötlich werden kann — ist stichhaltiger als der philosophische, wenn Stürme und Ungemach über uns ausbrechen und wir entzweit sind mit Welt und verdorbner Menschheit, und das Maestoso paßt ohnehin nur wenig in das kurze Liedchen des Lebens. Vor der Laune eines Herrschers und seiner Furcht, versteckt hinter Polizeimaßregeln, verschwinden Frohsinn und Heiterkeit, die Eltern großer Tugenden.

Der Geist der Freude führte die ersten Menschen einander spielend zu, wie Kinder, und einer der erfreulichsten Züge der Menschengeschichte, deren sie eben nicht so gar viele aufzuweisen hat, ist der, daß fast alle Völker aus ihrem Dunkel durch Feste in die Geschichte eintreten, durch Schauspiel, Tanz, Gelage und Possen aller Art. Fast alle feiern den Eintritt des Frühlings, bei den Römern Hilaria, und selbst die melancholischen Aegypter, wenn sie auch bei ihren Mahlen ein Skelett (so Plutarch, eigentlich aber einen Toten von Holz, denn Skelette kannten sie noch nicht) herumtrugen, so thaten sie es doch mit den Worten: „Trinkt, seid fröhlich; mit dem Tode seid ihr wie dieses." Schwerlich hätten sie meinen Tabakspfeifenkopf in Gestalt eines Totenschädels perhorresziert, wie schon so oft geschehen ist. Lykurg errichtete sogar in dem schwarzen Breisaale seiner Spartaner dem Gott des Lachens eine kleine

---

[1] Froh geneuß die Gaben der Gegenwart, laß Liegen das Ernste.

Statue, und es war immer viel von dem ernsten Gesetzgeber, wenn gleich dem Gott des Lachens ein Tempel gebührte wie der Tempel Salomos, die Kirchweihen nicht gerechnet. Es war gewiß recht schön, daß das zahlreiche Reichskammergerichtspersonal zu Wetzlar Gleichheit der Religionen praktisch anerkannte und die Evangelischen all die Feiertage der Katholiken und diese wieder umgekehrt mit einander feierten in bona pace, alle Aktenstöße hatten Ruhe; und noch toleranter ist unsre Bundesstadt.

Moses' menschenfreundlichstes Gesetz ist sein Sabbat oder Ruhe- und Vergnügungstag, den spätre Moralisten so verhunzt haben, hart wie Holländer, die nur ungerne ihre Sklaven Christen werden ließen, weil sie ihnen dann die Sonntagsfeier verstatten mußten, und barbarisch wie die Flibustier, die das Sabbatsgesetz parodierten: „Sechs Tage lang sollst du Ochsen töten und am siebenten die Häute ans Meer tragen.“ Grillenfängerische Rabbinen erfanden den Sabbatsweg, d. h., daß man am Sabbat nicht weiter denn 2000 Ellen vor die Stadt gehen soll, was immer noch weniger grillenhaft war, als die Meinungen christlicher Schwarzen, denn um die Stadt herum galt für in der Stadt. Die Frankfurter und Prager Juden können mit einem Spaziergang um die Stadt vollkommen zufrieden sein, wollen sie aber Paris oder gar London wählen so können sie mehre Meilen machen, ohne zu sündigen.

Unter Cromwell feierte man den Sonntag so finster wie die Juden und noch heute kopfhängerische Mucker und einzelne melancholische Briten. Karl II. fiel auf ein andres Extrem und befahl sogar von der Kanzel herab, lustig zu sein; der Prediger verlas das königl. Reskript und sagte: „So ist der Wille des Königs,“ dann verlas er aber auch das dritte Gebot: „So lautet der Befehl Gottes; wählet!“ Diese Wahl wäre nun wohl die vernünftige Mittelstraße; denn Jesus selbst sagte: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“ Wir haben zweiundfünfzig Sabbate im Jahr — das möchte genügen; aber warum noch Apostel- und Marienfeiertage, Weihnachtsferien, Osterferien, Pfingstferien, Herbstferien und Brunnenferien vom 20. Juni bis 1. September? Ich wundre mich, daß wir keine Frostferien und feierlichen Winterschlaf haben; aber warum auch noch den Sabbatsabend verbittern, wenn man zweimal in der Kirche gewesen ist?

Die vielen Feiertage sind Mißbräuche, die nur Pfaffen

Wirte und Musikanten begünstigen können; aber geheiliget sei der Sonntag, der, abgesehen von Erweckung religiöser Gefühle, die so leicht im Strudel der Welt untergehen, der einzige Tag in der Woche ist, welcher der zahlreichsten und nützlichsten Menschenklasse sagt: „Auch ich bin ein freier Mensch.“ Am Sonntag, dessen Name schon lächelt gleich der Sonne, träumt sich der Landmann und Handwerker im reinlichen Sonntagskleid gleich den andern; der Gedanke an den Sonntag stärkt ihn die ganze Woche bei seiner Arbeit, und nur die Arbeiter fühlen den menschenfreundlichen großen Sinn dieses Tages, der auch die Tiere angehen soll, die es aber gerade an diesem Ruhetag oft am härtesten haben. Seit die höhern Klassen nichts mehr vom Sonntagskleide und die niedern nichts mehr vom Bratenrock der Väter wissen, hat Freidenkerei und Schwelgerei offenbar zugenommen; indessen, wenn man sich auch wenig um die Kirche kümmert, nimmt man doch Sonntags mehr Rücksicht auf die Küche. Noch heute haben von der Knabenzeit her Sonn- und Feiertage etwas Feierliches für mich; die ganze Woche in der Schule und am Pult, erschien notwendig der Sonntag als Freilassung; man kleidete sich besser, man aß und trank besser und mein Großvater gab mir sogar einen Kreuzer, wonichtgar einen Groschen. Damals war man höchstens Sonn- und Feiertags außer dem Hause, weil man zufrieden war — im Hause.

Festivitas heißt in lateinischer und spanischer Sprache Fröhlichkeit, Lustigkeit, Witz, und der recht eigentliche Sonntag ist Lätare (Freue dich). Gedenket des Sabbats, daß ihr ihn heiliget, und statt der übrigen Feiertage gebt uns von Zeit zu Zeit Volksfeste. Sind Staaten Bußanstalten oder Zuchthäuser? Aber der Mensch kann seinen Geburtstag nicht eher feiern, als bis er geboren ist, und wo wahre Volksfeste sein sollen, muß ein fröhliches Volk sein. Unsre öffentlichen Feierlichkeiten waren bisher bloße Verstandespausen, die mit einem Tutti von Ehrbarkeitspedanterei und leerem Schnickschnack begannen, und wenn sie köstlich waren, mit Freß- und Saufgelagen endeten; die berühmten Feste der grande république waren nichts Besseres. Wahre Volksfeste erhöhen das Leben, ziehen den Menschen aus dem Ichtum seiner Hütte und erwärmen das Herz für Menschen- und Bürgertum, für Staat und Vaterland. Einstweilen könnte man das Fest aller Deutschen (18. Oktober) feiern, und statt der Zerstörung Jerusalems, die wir lange genug haben verlesen hören, die dreitägige Völkerschlacht von Leipzig folgen lassen. Die heitere Religion Jesu, ehe sie die

kopfhängerischen Mönche und listigen Pfaffen entstellten, gewinnt sicher mehr Anhänger, gerade wie das Volk Israel, das einen Widerwillen gegen Kanaan hatte, gerne hinaufzog, als Mosis Kundschafter Granatäpfel, Feigen und die große Traube brachten, die zwei Mann tragen mußten. Und was wollen die täglich sich mehrenden Frömmler, Mystiker, Mucker und Heilandsseelen?

Weg mit den heiligen Gebärden,
Mit Frohsinn wird es besser werden!

Es gab und gibt Menschen, ja ganze Nationen, denen schon Mutter Natur das „Freuet euch des Lebens" in das Blut gegossen hat; Witz und Hang zum Lachen ist ihre gewöhnliche Stimmung, ein ewiges Hellauf in Gedanken, Worten und Werken. Unter den Alten waren es die Griechen, unter den Neuern sind es Franzosen, Italiener, Kosaken und die Bewohner der glücklichen Inseln im Stillen Meere. Die Griechen, denen alles lachte und deren Nachkommen noch lustig sind, trotz der eisernen Rute der Osmanli, machten die Fröhlichkeit (Euphrosyne) zu einer der Grazien mit Stab und Blumen. Wer zu einem gemeinschaftlichen Mahl nichts beitrug, mußte dafür den Spaßmacher spielen, und zu Athen prüfte eine Gesellschaft von sechzig Männern die Bonmots, denen auch König Philipp ein Talent (1500 Thaler) verehrte, damit sie ihm die besten mitteilen möchten. Demosthenes war Grieche, aber man warf ihm dennoch vor, daß seine Werke nach der Lampe röchen; nach was sollen nun deutsche Werke riechen? Die Franzosen riechen am wenigsten nach der Lampe, sie gleichen den Griechen, denen alles lebendig erschien, selbst der Genius des Todes, und daher wirken sie noch heute auf die Lebendigen, während ihre Lehrer, die finstern Aegypter, längst vergessen sind. Sicher lebt die Ilias noch, wenn die Pyramyden nicht mehr sein werden; Griechen suchten ihr Andenken durch Werke des Geistes fortzupflanzen, Aegypter durch einbalsamierte Leichen und plumpe Pyramiden, wie unsre Vorfahren durch gotische Kirchen. Die Freude war den Griechen Ruhe — die Ruhe ihrer Götterbilder, beinahe wie der Theologen far niente (Nichtsthun) der Ewigkeit.

Die Römer bildeten sich nach den Griechen, sie gaben dem Kinde Hilaritas eine Weintraube und Ente zur Seite und in die eine Hand ein Ruder, die Mäßigung der Freude, in die andre eine Schale, den Dank anzuzeigen, den wir den Göttern

schulden für diese Göttergabe. Der Satir zu Portici, der ein Schnippchen schlägt, ist wohl eher Symbol der Fröhlichkeit als der Geringschätzung, wie Winkelmann will, oder roher Lustigkeit, vor der schon Horaz warnt:

> Aequam memento rebus in arduis
> Servare mentem, non secus in bonis
> Ab insolenti temperatam
> Laetitia, moriture Delli.[1]

wozu den schönsten Kommentar eine seiner schönsten Oden liefert, die Ode: Rectius vives, Licini etc. (Richtig lebst du, Licin . . .).

Demokrit, der Repräsentant des Lachens, dessen Buch über den Frohsinn leider verloren ist, sagt: „Ein Leben ohne Freude ist eine weite Reise ohne Gasthaus,“ und Epikur setzte das höchste Gut in ein fröhliches Herz. So wenig Bacchus bloß der Gott des Weines, sondern der Freude und höherer Begeisterung war, so wenig verstanden Epikurs Schüler, stets der Natur näher als die Stoiker, unter ihrem höchsten Gut bloßen Sinnengenuß, wie neuere Epikuräer; denn dieser verhält sich zur Freude, wie Tier zu Mensch, und ist der Teufel, der noch heute in die Schweineherde der Gergesener fährt, plus bête, que les bêtes.[2]

Das Nepenthe der Griechen, worunter man sich alles Mögliche (Opium) denken kann, wie unter ihrem Nektar, ihrer Ambrosia und Lotosfrucht, ist jenes süße Vergessen alles gegenwärtigen und vergangnen Kummers und aller Sorgen der Zukunft, das höchste Gut der Sterblichen. Der Gruß der Griechen chairete (freuet euch), war Natur und Dank gegen den Schöpfer, daß der Strom des Lebens so ungestört dahinfließt und tausendmal vernünftiger als unser gehorsamer und unterthäniger Diener! Pfui! „Wir sind Ephemeren; was ist jemand? was ist niemand? Der Traum eines Schattens,“ sagt Pindar. Aber der vom Himmel kommende Frohsinn erleuchtet und erquickt das Leben, und der Frohsinnige bekommt weit später die physischen und moralischen Falten des Alters, wovon selbst der

---

[1] Gleichmütig such' in Tagen des Mißgeschicks
Dein Herz zu halten; doch auch in glücklichen
Zähm' allen Uebermut der wilden
Freude, mein Dellius, denn du stirbst ja.

[2] Tierischer als Tiere.

stoische Seneka überzeugt war, da er den lachenden Demokrit für klüger erklärte, als den stets weinenden Heraklit. Die Mittelstraße ist auch hier die beste.

Den Italiener verhindert sein cholerisches Temperament, so heiter zu sein als der Franzose, wie den Deutschen sein Phlegma, kraft dessen er sich lieber um das Vorhandne kümmert, wie alte Doktores und Magistri, als um das, was sein könnte und sollte. Unter Italienern sind wohl die lustigsten die Venediger, die von Reisenden sagen: Si non sono mati, no li volemo, „wenn sie nicht lustig sind, mögen wir sie nicht,“ und unter Franzosen sind es die mit Unrecht verschrienen Gascogner. Die Nähe Italiens mag wohl, nächst dem gesegneten Lande und einer gelinden Regierung, Ursache sein, daß unter allen Deutschen meine lieben Oesterreicher die lustigsten sind. Oesterreicher und überhaupt Süddeutsche sind lustiger als Norddeutsche, Holländer, die stets auf Gewinn sinnen, und Briten, die allenfalls noch Portwein oder Punsch lärmend macht, wie die Polen der Ungarwein.

Kosaken, die wir, und noch mehr die Gallier, Barbaren nennen, sind es in Ansehung der Gemütlichkeit am wenigsten. Sie sehen immer aus, als wollten sie lachen und tanzen, hängen von nichts, selbst nur wenig von ihrem Körper ab, kennen weder üble Laune noch Langeweile, lieben Kinder ausnehmend und sind als Bediente vielen Russen — was uns Franzosen — Pudel, Katzen und Eichhörnchen. Sie gleichen den Kindern der Natur auf den Südseeinseln, wo selbst Greise nur wenig Runzeln haben; denn Einfalt des Lebens erhält die Kräfte bis ins hohe Alter und bis zur Stunde, die aller wartet. Ich habe im Jahre 1813 Kosaken ungemein liebgewonnen, ob ich gleich nicht mit ihnen sprechen konnte; sie sind ganz kindlicher Natur, voll Heiterkeit, die wir auch unter Gebildeten bemerken, die sich von hundert Bedürfnissen flacher Weltlinge loszumachen wußten; wir bemerken solche unter den Landleuten und selbst unter Bettlern, die den Kosaken am nächsten kommen; in der tartarischen Sprache bedeutet auch Cosak Leute, die kein Haus haben.

Die Franzosen sind geborne Sanguiniker, in deren Sprache selbst der Tod nur ein Weibchen ist; sie singen und lachen bei hellem, klarem Wasser, wo der Deutsche Wein oder wenigstens Bier haben muß. An den göttlichen Ufern des Genfersees glaube ich die weise Mitte zwischen französischer Flüchtigkeit und deutschem Schwersinn gefunden zu haben, und auf der Grenze schwebt jener württembergische Kandidat, der, abge-

wiesen von der Promotion, sich damit tröstete, daß auch keiner der zwölf Apostel Magister gewesen.

Von den Völkern der Natur, die wir nicht Wilde nennen sollten, könnten wir manches lernen.

Chez eux tout est commun, chez eux tout est égal,
Comme ils sont sans palais, ils sont sans hôpital. [1]

Sie sind lauter Könige, weil sie nie etwas von einem Könige gehört haben, und da die Reise zu weit zu diesen Lehrern des Frohsinns ist, so wollen wir uns an Leute halten, die uns näher sind und durch leichten heitern Sinn meist für andre Entbehrungen sich entschädigen — an unsre Bettler. Sie sind es, die mit der Bibel sprechen: „Es ist genug, daß jeder Tag seine eigne Plage habe," und so leben sie in den Tag hinein und nehmen noch die Nacht dazu —

Leve fit, quod bene fertur, onus. [2]

Der Zaunkönig, unser kleinster Vogel, lebt höchst einsam, sein Moosnestchen ist schwer zu finden, und doch ist er stets heiter, lustig und singend und ein König.

Fröhliche Menschen sind nicht bloß glückliche, sondern auch in der Regel gute, wohlwollende Menschen ohne Neid und Grämelei, ohne Klatscherei und Verleumdung, die recht gerne soweit möglich den Bösen aus dem Wege gehen. Tücke und Bosheit machen verschlossen, ernst, zerstreut, wie Traurigkeit feige macht; tristo ist dem Italiener so viel als boshaft. Der Lacher ist gesellig, selten oder nie gefährlich, und seine gute Laune von wohlthätiger Ansteckung. Wir lachen über Lacher im Theater, wie über Hogarths lachendes Parterre, wir gähnen mit Gähnenden, und so erheitern sich selbst unsre Gesichtszüge mit dem heitern Lachen des allerliebsten Faun mit dem Metallflecken im weiland Musée Napoleon, wohin er nicht gehörte. Jocus und Komus waren stets im Gefolge der Grazien und Musen, und nur der gemeine Mann zahlt gewissen Lachfrieden, die eine ganze Stunde fortlachen können, einige Kreuzer, um mit ihnen und über sie zu lachen.

Die finstre Nachteule ist das Sinnbild der Weisheit und mag es auch bleiben; aber der Sperling wäre weit besser, denn er ist das fröhlichste und verliebteste aller Tierchen. Lustige

---

[1] Gemeinschaft herrschet dort, in allem gleiche Wahl,
Dort findet sich kein Schloß, doch auch kein Hospital.

[2] Leichter wird, wenn gut getragen, die Last.

begehen mehr Thorheiten als Finstre, aber die Finstern begehen weit größere. Unglück macht alle traurig und feige, nur Glück macht froh und mutig, aber Unglück schlägt den Frohsinnigen nie ganz oder lange nieder, macht ihn weiser, und Weisheit, erheitert durch die Betrachtung der Geringfügigkeit menschlicher Dinge und aller Ungereimtheit unterm Monde, zu welcher sich Nachteulen nie erheben, fragt am Ende: was ist Unglück? Der Weltbürger betrachtet die Welt, wie der Soldat im Felde sein Nachtquartier.

Nach meinen Erfahrungen trägt ein heitrer Sinn und Gemütsruhe mehr zum Langleben bei, als Diät und Aufenthalt in freier Luft, und je mehr man in und mit der Welt gelebt hat, desto mehr nähert man sich der Schule Demokrits. Frohsinn ist der Genius, der uns über die Mordfelder des Lebens geleitet, frei und lächelnd wie der glückliche Feldherr, vor dem die Fahnen des Sieges flattern. Frohsinn ist unser wahrer Seelsorger, und wenn mit den Jahren die Gefäße Knorpel und die Knorpel Knochen werden und so immer mehr Erde in den Körper kommt, statt Fleisch, Blut und Nervensaft, warum sollten wir trauern, daß das Gerippe unter die Erde sinkt? Der Heitre lacht mit, wenn andre über seine Glatze lachen, wie Cäsar, wenn er sie auch nicht mit Lorbeeren bedecken kann, und singt das Lied, das ich noch heute summe, das aber meinen Lesern wohl unbekannt sein wird, da die Gesangbücher außer Mode sind. Ein Kirchenlied? Ja, und man zeige mir eins, das humoristischer wäre!

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Leben!
Lies es rückwärts und von hinten,
Du wirst einen Nebel finden,
Welcher plötzlich muß verschwinden.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist des Menschen Stärke!
Der des Löwen Schlund zerrissen,
Tausend auf einmal geschmissen,
Hat auch in das Gras gebissen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist des Menschen Ehre!
Trägt man dich des Todes Straßen
Wird der Bauer auf der Gassen
Seinen Hut wohl sitzen lassen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Wissen!
Plato, der so kunstvermessen
Wie ein Gockelhahn gesessen,
Hat schon längst auch ausgefressen.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Sind der Menschen Schätze!
Deinen Erben, die schon lachen,
Mußt du deine besten Sachen
Und dem Tod die Haut vermachen!

Praktische Humoristen im Leben.

Humoristische Charaktere mit ihrer Offenherzigkeit, Gemütlichkeit und Verachtung dessen, was die Welt Konvention nennt, müssen notwendig mit Alltagsmenschen im geraden Widerspruche stehen. Im wirklichen Leben, wo Originalität und Offenheit so gerne mit Derbheit und Roheit verwechselt wird, namentlich in einem Zeitalter, das Geschliffenheit und Alglätte für Kultur, und die Schale für Kern oder Frucht hält, müssen Humoristen unangenehm werden, wie ihnen fade Menschen. Ich denke eines meiner Freunde, der allerliebste und dann wieder so humoristische Tage hat, daß man ihn quetschen muß, wenn er Saft geben soll, und der gleich den Briten lieber zum Volk herabsteigt, als daß er gleich den Franzosen zu Leuten von vornehmem Ton hinaufkröche, oder auch zu sogenannten Honoratioren, die den Kopf voll Ansprüche, sonst aber leer haben.

Dieser Mann kam oft in das Haus eines ungemein faden Reichen, der gerne traktierte; die Frau, welche die Maxime befolgte: „ein kluges Weib macht ihren Freund auch zum Freunde des Mannes", gab ihm eine Art Instruktion, deren erster Paragraph der war: „nie zu widersprechen"; er folgte leicht, denn er hätte zu oft widersprechen müssen, wenn nicht ein Gläschen zu viel im Wege stand; aber der fade leere Mensch, que l'on

pouvait manger, mais non digérer,[1] der mit ihm übrigens in bürgerlicher Hinsicht auf gleicher Linie stand, war so von schmeichelnden Schmarotzern verdorben, wozu sich mein Freund nie erniedrigen konnte, daß er es nie zum Hausfreund bringen konnte, zumal er auch nicht L'hombre spielte. Er zog sich immer mehr in sich selbst zurück, und einige gute, wohlmeinende Landprediger sagten ihm teilnehmend: „Aber Sie werden noch Misanthrop!" — „In der Welt wäre ich es geworden, unter den erbärmlichen Menschen, auf die ich stieß," war die Gegenrede; „wenn man aber Ressourcen in sich selbst hat, wird man als Einsiedler wieder heiter, wenn man nicht ganz den ägyptischen Einsiedler spielt, was zur Narrheit führt."

Humoristische Charaktere sind noch weniger gesellschaftliche Charaktere, wenn sie gar eigenliebig ihre Meinungen hitzig verfechten, andern aufdrängen und für die einzig richtigen gehalten wissen wollen. Sie machen aus sum, es, est — sum, sus, sut, weil es natürlicher scheint, wie der Genitiv von Jupiter, Jupitris, statt Jovis, da es Leibnitz selbst von Jovis pater oder Jehovah ableitet. Sie sagen, wie jene Dame zur Schwester: „Ich weiß nicht, Schwester, wie es kommt, aber ich habe immer recht!" und müssen zuletzt mit Aristoteles ausrufen: „O Freunde, es gibt keinen Freund!" In diesem Sinne sind freilich Humor und gute Lebensart Gegensätze, und wer exzentrisch zu Werke geht, wird geschlagen, wie die Preußen von den konzentrisch gehenden Franzosen. Die Welt nennt solche Charaktere — Originale — Originaux sans copie, und man findet sie nicht einmal unter den Masken der feinern Welt. Ce sont des originaux, qui ne se désoriginaliseront jamais,[2] was zugleich Schiboleth (Erkennungswort) sein mag für unfranzösische Zungen, wie poisson sans boisson poison.[3]

Originalitätslaune ist eine Abart von der Tugend der Selbständigkeit, die auf kalter, reifer Umsicht, auf durchdachten, richtigen Grundsätzen beruht, während jene sich mehr nach bloßen Gefühlen richtet, unbekümmert um Wahrheit, und sich in eignen Wegen gefällt, bloß weil andre nicht darauf wandeln. Originalitätslaune verführt Köpfe zu Paradoxen und Herzen zu Bizarrerieen. Wir sind als Kinder lauter Originale, der Jüngling und das Mädchen origineller als Mann und Frau, der Landmann mehr als der Städter, und der homo

---

[1] Den man essen, aber nicht verdauen konnte.

[2] Es sind Originale, die sich niemals entoriginalisieren werden.

[3] Fisch ohne Trunk ist Gift.

sui juris, der Unabhängige, mehr als der Geschäftsmann. In den höhern Ständen ist man unendlich weniger originell, als in den niedern, und die Kultur eine Art Leveling oder Gleichmachung, die endlich alles so abgeschliffen macht, wie lang kursierende Münze, mit der man sich nicht gerne befaßt, wie der Humorist mit den abgeschliffenen Seelen; denn der Humorist wird, wenn er lange das Menschengetreibe im Grundtext studiert hat, wieder Original, wie in seiner Jugend, und will er seinen Weg in der Welt machen, so rate ich ihm den besten Roman Klingers: „Der Weltmann und der Dichter", recht zu studieren, sonst aber sich an das zu halten, was der Pater dem Romeo sagte: Adversity's sweet milk — philosophy![1] Erlauben es die Umstände, so ist es sicher unendlich besser, spectator of mankind zu sein, than one of the species.[2]

Unter den Alten können wir gar wohl Timon und Diogenes als praktische Humoristen ansehen. Timon, wenn er den Alcibiades umarmt: „Komm, mein Sohn, mache dich beliebt, du wirst einst der Jammer des Volkes sein;" wenn er einem Gastfreund, der ihm sagt: „Ich freue mich, mit dir allein zu speisen," entgegnet: „Ja, wenn du nicht am Tische wärest", oder ganz unerwartet in der Volksversammlung auftritt: „Athener, mehrere haben sich schon an meinem Feigenbaum aufgehängt; ich muß ihn umhauen; wer sich also hängen will, eile!" war ein Humorist, und zwar ein recht grober, der, nach einem Ausdruck des Aristophanes, mit einer Dornhecke umgeben war, so daß niemand zu ihm gelangte, ohne sich zu stechen, und mit Recht nannten die Griechen das, was wir Schmollwinkel nennen oder Boudoir — Timoneon. Unsere Schmollwinkel sind mehr von Weibern als Männern besetzt und durchaus verschieden von den sogenannten Patschstübchen unserer Großmütter, wo sie sich mit Töchtern und Mägden abends, wenn die Stube kalt wurde, zu setzen pflegten zum Spinnen. Diese häusliche Sitte ist verschwunden, nur das Patschen ist geblieben, wie Timon, der leibhaft in Jan Jacques Rousseau spukte. Jean Jacques begleitete sein Spleen allerwärts, und sein Spleen konnte so grob werden, als der des Timon war. Monsieur, je suis votre serviteur! rief ihn einst ein Reisender auf seiner Petersinsel an, und er entgegnete: Et moi, je ne suis pas le vôtre!

Diogenes scheint einen dem Timon entgegengesetzten hei-

[1] Der Trübsal süße Milch, Philosophie.
[2] Beschauer des Menschengeschlechts — als einer aus der Sippe.

tern, komischen Humor besessen, und die Athener scheinen sich an seinem Cynismus, der mehr den Weltgebrauch, als die Sitten beleidigte, belustigt zu haben. Wenn Diogenes jenen an der Bewegung zweifelnden Skeptiker stehen ließ und sich in Bewegung setzte statt aller Antwort; wenn er in Platos Hörsaal einen nackten Hahn laufen ließ, um dessen Definition vom Menschen — ein zweifüßiges Tier ohne Federn — lächerlich zu machen; wenn er am hellen Tage zu Athen mit der Laterne Menschen suchte (zu Sparta behauptete er Kinder gesehen zu haben), wenn er Bildsäulen anbettelte, um sich an das Nichtserhalten zu gewöhnen, oder sich, statt des Kopfes, die Füße salbte, weil der Wohlgeruch des Kopfes sich sogleich in der Luft verliere, der von den Füßen aber, nach der Nase steigend, allein recht genossen werde — war er da nicht ein komischer Humorist? Und wenn er Alexandern statt aller Gnade bat, ihm aus der Sonne zu gehen, war er da nicht größer, als der Welteroberer? Es ist leichter, eine Welt erobern, als über jedes Aber und Wenn so erhaben zu sein, wie Diogenes, oder sich selbst zu erobern, was Napoleon nicht konnte. Diogenes scheint ein so frohsinniger, gutherziger und vernünftiger Sonderling gewesen zu sein, daß man Alexanders Ausruf: „Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Diogenes sein!" wohl natürlich findet, und Alexander hätte ihn zu sich nehmen sollen, um doch manchmal eine Wahrheit zu hören. Ob er aber gegangen wäre? Er war ja schon zufrieden, wenn ihm seine Korinther nur nichts Uebles thaten, und so weit habe ich es auch gebracht; aber die griechische Inschrift: „Sie reden, was sie wollen; mögen sie, was kümmert's mich," erscheint mir doch allzu cynisch oder zu gleichgültig, wie die Gleichgültigkeit mancher Großen und Reichen gegen Geringere und das Volk.

Es gibt zweierlei Arten Humoristen: durch Kopf oder eigentümliches Denken und Urteilen, und durch Herz, durch eigentümliche Empfindungen und Neigungen; W. Shandy war ein Kopf-, Toby Shandy und sein Trim Herzhumoristen. Jener Prediger, der über die Texteswort: „Alles, was Gott machte, ist gut," gepredigt, und der einem Buckligen, welcher sich ihm unter der Kirchthüre darstellte: „Betrachten Sie mich!" erwiderte: „Freund, für einen Buckligen ist Er recht gut gemacht!" war ein Kopfhumorist, wie der Bettler, der einem Stück Brod, das so dünn geschnitten war, wie ein Stückchen Schinken, und daher vom Winde weggeführt wurde, nachrief: „Gott vergelt's, wenn ich's kriege!" und jener Schuster, dem der erzürnte Stadtschulz die Atzel vom Kopf riß: „Das hätten Sie mir vor

fünfzehn Jahren nicht thun dürfen!" — „Was, Unverschämter, warum nicht?" — „Damals trug ich noch meine eignen Haare."

Zu den Herzhumoristen aber gehörte offenbar jener alte Kutscher, der einem andern barsch zurief: „Weiche aus, oder du sollst sehen, was ich thun werde!" und gefragt: „Nun, was hättest du denn gethan?" erwiderte: „ich wäre eben selbst ausgewichen." Die nämliche Gutmütigkeit zeigte auch der Chirurg, der seinen Freund umarmend ausrief: „O breche doch einmal Arm und Bein, du sollst sehen, was ich für dich thun werde?" Sie lächeln? aber haben Sie nicht vielleicht selbst in der Jugendblüte die Geliebte Ihres Herzens in Wassersnot, Feuersnot und alle mögliche schwere Nöte gewünscht, um sie retten zu dürfen? Keine Nation zählt so viele Humoristen, als das freie, reiche Großbritannien, und daher glaube ich, was von Dorsey geschrieben steht: Er war ein alter Hagestolz, 40 Jahre alt, sah auf der Jagd ein schönes Landmädchen, verliebte sich, und das Mädchen gestand, daß er auch ihr gefiele, aber sie habe einen Fehler, der sie bald um seine Liebe bringen würde — ein hölzernes Bein, daher müsse sie Nein sagen. Dorsey ging nach London, ließ sich auch ein Bein abnehmen, kam mit einem hölzernen und so heiratete gleich und gleich.

Ernst ist der humoristische Streit an einer Tafel zwischen einem Obersten und Prediger. Letzterer sprach übel von einer Dame. „Herr", rief jener, „Sie verleumden; säße ich neben Ihnen, so gäbe ich Ihnen eine Maulschelle; sehen Sie es an, als ob Sie solche empfangen hätten." Der Prediger erwiderte: „Und ich, säße ich neben Ihnen, ich würde Sie mit ihrem eignen Degen durchbohren; sehen Sie sich also für durchbohrt an." — Der Oberst schimpfte, der Prediger sagte kalt: „Sie sind durchbohrt, tot — ich schweige also." — Alles lachte, und das Lachen versöhnte selbst die beiden humoristischen Helden. Solcher Ernst nähert sich indessen mehr dem Spotte, und der spöttische Rheinüberfahrer, der dem Schiffer statt Geldes, das er nicht habe, einen guten Rat versprach, was letzterer endlich fluchend annahm, und denselben dahin erteilte: künftig niemand überzuschiffen, bevor er bezahlt sei, verwirklicht das Sprichwort: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen."

Galiani, den die witzige Philosophengesellschaft Hollbachs einst zum Advokaten aufstellte, stand auf und sprach: „Zu Neapel wettete einst ein Spieler, alle sechs Augen zu

werfen, und warf sie. Es ist möglich, sprach ich; — er warf zum zweitenmale alle sechs — es ist möglich, sagte ich wieder; da er aber jedesmal sechs warf, so rief ich: Sangue di Bacco, les dés sont pipés![1] und so war es auch. Wenn ich nun die ewige Ordnung der Natur betrachte, ihre ständigen Gesetze und Veränderungen nach der Regel, so rufe ich: la nature est pipée. Gibt es einen schönern humoristischen Beweis, als diesen Beweis des witzigen Galiani? Das war ernster Humor, komischer aber, wenn Friedrichs Kutscher umwirft und dem erzürnten König sagt: „Na, na, haben Sie denn nie eine Schlacht verloren?“ oder der große König selbst einem Deserteur, der sich damit entschuldigte, „daß die Sachen Seiner Majestät gar zu schlimm ständen“, entgegnet: „Na, warte nur noch acht Tage, mein Sohn, geht's nicht besser, so desertieren wir miteinander.“ Und noch schöner der alte Oberst, der dafür auch General wurde: lange war der Alte nicht in der Residenz gewesen; er ging mit dem König in die Hofkirche — es wurde gerade das Evangelium von Beelzebub, dem Obersten der Teufel, verlesen, und mein Oberster sagte: „Seit zwanzig Jahren bin ich in keine Kirche gekommen; wie ich höre, geht's in der Hölle zu, wie auf Erden: Beelzebub ist noch immer Oberst!“ Noch mehr Ehre machte es Friedrich, daß er seinen wegen Liederlichkeiten aller Art nach Spandau geschickten Leibkutscher nach einiger Zeit nicht nur anredete: „Wie geht's, Christian?“ sondern freigab auf seine zwar nicht höfliche, aber philosophische Antwort: „I, ist mir jetzt einerlei, ob ich Euer Majestät fahre oder Dreck!“

In Großbritannien wimmelt nicht bloß die Bücherwelt, sondern auch die wirkliche Welt von Humoristen, ohne welche auch die litterarische nicht sein würde, sei es nun Folge des Klimas, der Nahrung, Neigung zum Komfortablen, Eigensinn und melancholischer Sektengeist, oder Folge der freien Verfassung, der freien Erziehung und Sitten, geringer Geselligkeit und vielfacher Vermischung der Stände oder nicht. Nur in London kann sich die echt humoristische Szene ereignen, daß ein junger Wüstling mit einem ernsten Quäker, beide in Einspännern in einem engen Gäßchen, wo keiner dem andern weichen will, in Kollision kommen, der Wüstling flucht, der Quäker sich auf sein Alter beruft, jener eine Zeitung aus der Tasche holt und liest, dieser sich eine Pfeife stopft und endlich mit der phlegmatischen Bitte kommt: „Freund, wenn du gelesen hast, so gib sie mir;“ der Wüstling lachte und wich. Nur in

---

[1] Alle Teufel, die Würfel sind verfälscht!

London mögen Straßenräuber bei ihrer Hinrichtung so dialogisieren: „Der verfluchte Galgen! ohne ihn, welch' Gewerbe!" — „Narr, der Galgen ist's gerade, der unser Gewerbe aufrecht erhält; jeder Hundsfott wäre dann Räuber; wir haben bloß eine kurze Krankheit mehr als andere." Diese Zwiesprache ist humoristischer, als Jean Pauls Galgenrede, und kürzer. Nur zu London wird ein Verbrecher vom Richter gefragt werden: „Ei, mein lieber alter Schulkamerade, was ist denn aus Tom, Williams, John &c. geworden?" — „Alle gehangen, Mylord, bis auf Sie und mich."

So ließ eine reiche Jüdin ihren Leichnam nach Jerusalem führen, begleitet von 12 Israeliten, deren jeder 400 Pfund Sterling bekam, und Lord Camelford den seinigen nach der Schweiz, an seinen Lieblingsplatz. Er hatte 20,000 Pfund Einkünfte, blieb aber Seemann, denn ein Sturm war ihm Wollust, mit jedem neuen Bedienten boxte er, und war dieser Seiner Herrlichkeit gewachsen, so erhielt er 20 Pfund. Es gehört der ganze britische Humor dazu, um mit Howard die Gefängnisse Europas und Asiens zu besuchen, und ihre Kenntniß zum Geschäft seines Lebens zu machen, oder mit Burney, der sich vor Zugluft fürchtete, dem Straßenräuber, der ihm alles abgenommen hatte, nachzurufen: „So mach' doch den Kutschenschlag zu!"

Mit den Briten könnten wir Deutsche in Hinsicht aller Anlagen uns wohl messen; denn britischer Charakter ist im Grund deutscher Charakter, nur veredelt durch Freiheit und Gold und etwas verschlimmert durch Kaufmannsgeist und zuviel Gold. Der gute Deutsche muß die Hälfte seines Lebens verwenden, um für die andere Brot oder eine schmale Besoldung zu erringen, vergräbt sein Pfund, um stille vor sich hin dem Berufe zu leben, viel zu arm, um sich seinem Naturell zu überlassen, und noch heute viel zu abhängig, selbst von bloßen Meinungen. Wenn in unserer Zeit Leute, die über die gezogenen Linien hinwegschreiten mit der Seelenstärke eines Märtyrers, schon im ganzen selten sind, so müssen sie es weit mehr noch sein in einem Lande, wo die Nation so zerstückelt, und das Diktum hergebracht ist: „Was werden die Leute sagen?" Vater Pitt, der seinem Sohne William, verklagt von einer stolzen Lady, daß er sich nur flüchtig verbeugt habe, sagt: „Recht, mein Sohn, bücke dich nie tiefer, als dich deine Neigung treibt," wäre ein schlechter Erzieher bei uns, und wenn Lessing noch so oft wiederholte: „Kein Mensch muß müssen," so muß der Derwisch doch leben.

In kleinen Städtchen, wo sich pensionirte Militär- und Civilbeamte gerne verborgen halten, stößt man fast auf eben so viele Originale, wie jener Hauptmann war, dessen Bedienter ihm seine quälenden Zweifel über das Jenseits beichtete und Aufschluß erwartete. „Narr," entgegnete er, „ich gäbe selbst einen großen Thaler darum, wenn ich's wüßte." Er ließ sich die letzte Oelung durchaus nicht anders beibringen, als vermischt mit Branntwein und Pulver. So verschoß ein anderer Kriegshauptmann jeden Morgen in seinem Dachstübchen einige Lot Pulver, vermutlich um wieder einzubringen, was ihm während seiner Heldenbahn bei der Reichsarmee nicht verstattet war; er aber behauptete des angenehmen Geruchs und der Luftreinigung wegen, welche letztere er, wenn gleich unmilitärischer, auch hätte haben können, wenn er weniger Kneller geraucht und fleißiger seine Fenster geöffnet hätte; aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich!

Ein echter deutscher Humorist war der Mann, der einen groben Brief ganz kalt ans Fenster steckte: „Gewiß hat der Grobian gesagt, den Brief soll er mir nicht ans Fenster stecken"; und so auch jener Reisende, der gern schnell vom Flecke sein und eben doch nicht spendaschlich sein wollte und konnte: er band einen Fuß in Kissen, ließ sich in den Wagen heben, bat, recht langsam zu fahren, schrie bei jedem Stoß und gab keinen Kreuzer über die Taxe. „Fahr' den Tausendsakerment, daß er die Schwerenot kriegt!" sagte ein Schwager dem andern, und so kam er vom Fleck auf die schnellste und wohlfeilste Weise. Am wenigsten spendaschlich pflegen die Juden zu sein, und so wollten im Einverständnis zwei Postknechte einst mit ihren Herren Juden, die oft denselben Weg machten, sich durchaus nicht ausweichen, schimpften, gerieten ins Handgemenge, die Reisenden mischten sich ein und so durchprügelte einer des andern Passagier lederweich, und zuletzt sagte jeder: „Nicht wahr, Herr, ich habe mich Ihrer redlich angenommen und gewiß diesmal ein besseres Trinkgeld verdient?"

Ein echter Humorist war Graf Lippe-Bückeburg, der aber auch zu London geboren und erzogen war. Er ritt einst von London nach Edinburgh rücklings, schwamm zu Regensburg über die Donau, weil man ihm sagte, daß da noch niemand durchgeschwommen sei, und schlief in seiner Feste Wilhelmstein gerade über dem Pulvermagazin, weil er behauptete, daß die größte Gefahr und keine Gefahr einerlei sei. In der höhern Welt sind die Humoristen seltener, daher wurden die Eigenheiten des Fürsten Kauniz desto mehr belacht: seine tägliche

Reitbahn seine Sorgfalt in Kleidung, seine Furcht vor freier Luft, wie vor dem Tode, und seine ganze umgekehrte Tagesordnung in Ansehung der Geschäfte, der Tafel und des Schlafes. Viele, die jahrelang um ihn waren, sahen ihn nie lachen. Dieser sonderbare Mann, wenn er auch keine andern Verdienste gehabt hätte, hatte ein Hauptverdienst: man nannte ihn zu Rom nur il ministero eretico (den ketzerischen Minister)!

Ein reicher Bauer, Meister Jakob genannt, früher Hausknecht zu Wien, kaufte morgens ein Wirtshaus um 12,000 fl., gegen Abend brannte es ab; er nahm einen Brand und steckte seine Pfeife an: „Ich will mir doch die Freude machen, und meine Pfeife mit meinem Haus anzünden.“ Der Russe Suwarow, bei seinem Kaiser in Ungnade gefallen, begab sich in die Einsamkeit, und da Paul ihn als Feldmarschall zurückrief, gab er dem Ueberbringer den Brief zurück: „Suwarow ist ja nicht Feldmarschall.“ Zu Petersburg mußte ihn Graf K. bewillkommnen, der zuvor Kammerdiener gewesen war, und er rief dem seinigen: „Iwan, siehe, was aus Kammerdienern werden kann!“ Suwarow lebte einfach, wie der gemeine Soldat, und doch mußte ihm oft einer seiner Adjutanten befehlen: „Im Namen Suwarows, iß nicht mehr!“ Wo es nicht sein mußte, kam er fast cynisch einher und war mit dem Soldaten auf gemeinem Fuße; selbst in der Marschallsuniform warf er das weg, was der Bauer auch wegwirft, weil es doch einmal an den Fingern hängt, und nahm dann eine Prise aus goldener Dose. Sein Heer übte er gern in dreierlei Angriffen (an Rückzug war nicht zu denken). Kommandierte er: „Auf die Polen!“ so mußte man mit dem Bajonett einmal stoßen, „Auf Preußen und Türken!“ zweimal — „Auf Franzosen!“ zwei Stöße und einen dritten in die Erde und umgewühlt. Aus Italien schrieb er seinem Kaiser: „Die Oesterreicher haben gefochten wie Helden und die Russen wie Oesterreicher.“ Er schickte einst einem österreichischen Reiterkorps den Befehl, den Fluß zu passieren — „die Pontons sind noch nicht angekommen,“ hieß es — Suwarow ließ ein Korps Kosaken kommen, setzte sich an ihre Spitze: Perob, stupa! (vorwärts, marsch!) schwamm über den Fluß und vertrieb den Feind. „Melden Sie den Oesterreichern, wie Russen über Flüsse setzen!“ — Nichts war ihm mehr zuwider, als wenn man zu seinen Fragen: „Ich weiß es nicht!“ antwortete, und so mag er denn oft bedient worden sein. Am schönsten war wohl, da er seine Hitze kannte, daß er sich unter sein eigen Kommando stellte, d. h. sein Adjutant durfte ihm im Namen Suwarows befehlen. Er

fiel einst mit einem Stock über einen Soldaten her — der Adjutant rief: „Suwarow hat befohlen, den Zorn zu meistern," und Suwarow ließ auf der Stelle nach: „Wenn's der General befohlen hat, muß man gehorchen." Oft ritt er im bloßen Hemd auf einem Kosakenpferdchen ohne Sattel im Lager herum und statt der Reveille ging er vor sein Zelt und krähte dreimal wie ein Hahn. So was gab es selbst in Oldengland nicht.

Humoristische Charaktere schafft nur die Natur, und die Nachahmer sind Bajazzi, Sternes humoristische Narren, deren Krankheit allenfalls in Feuchtigkeit oder humoribus besteht. Das Genie gleicht dem Adler, der seinen Weg zur Sonne macht, solche Nachahmer aber Schwalben, die in der Luft hin und her taumeln und von jeder Wolke niedergedrückt werden, längs der Erde hinschießen und Insekten haschen; echter Humor ist nur das Erbteil weniger, und Anmerkungswitz und Halbhumor begeistert oder reitet die Mehrzahl geniesüchtiger Narren, die in der sogenannten Genieepoche die Kantischen gespannten Erwartungen in nichts auflösten, welche Rolle sie jetzt mit der Rolle der Politiker und Weltverbesserer gewechselt zu haben scheinen. Es gibt Menschen ohne allen Charakter, wie Gesichter ohne Physiognomie, und diese spielen am liebsten humoristische Rollen und sind wahre Alltagsmenschen da, wo sie sich nicht beobachtet glauben und selbst sein wollen, was sie sind; man ärgert sich, wenn man sich um ihre Bekanntschaft Mühe gemacht hat. Solche Diogenesse mit ihrer humoristischen Laterne kann man nicht besser strafen, als wenn man gar nicht fragt, was sie mit ihrer Laterne wollen, oder es ihnen macht wie der Delphin der Fabel, der bei einem Schiffbruch einen Menschen auf dem Rücken zu tragen glaubte, solchen aber wieder den Wellen überließ, als er bemerkte, es sei nur ein Affe.

Langweile und Zeitvertreib.

1. Die Langweile.

Quel remède à l'ennui? — Sans doute c'est l'étude,
Plaisir toujours nouveau, qu'augmente l'habitude.[1]

Der physische Mensch fühlt schon eine gewisse Schwere und Unbehaglichkeit, wenn es ihm an Reizbarkeit fehlt, und so der geistige Mensch, wenn Empfindungen mangeln und Sinnlichkeit den Funken des Geistes verlöscht hat. Hieraus entsteht die Krankheit der Seele — Langweile — Leerheitsscheu (horror vacui) oder der Schmerz der Unthätigkeit, der mit dem Ekel große Aehnlichkeit hat. Dieser böse Génius waltet über der ganzen Erde und scheint sich von höherer Kultur, die er aber auch wieder mächtig befördert hat, am wenigsten verscheuchen zu lassen. Die Zeit, die für sich gar nichts mit uns zu thun hat, scheint uns lange, wenn wir etwas Angenehmes, kurz aber, wenn wir das Gegenteil erwarten. In jenem Falle trennt uns die Zwischenzeit von dem, was wir wünschen, die Horen scheinen mit Bleigewicht an den Füßen zu tanzen, das macht widrige Gefühle — Langweile; im letztern Falle aber befreit uns die Zwischenzeit, daher ist sie nicht lange, wie z. B. die Galgenfrist. Die Zeit galoppiert mit dem Missethäter zum Richtplatz, sagt Shakespeare, und schleicht wieder wie eine Schnecke mit der Braut zum Altar.

Der zu langsame Gang der Ideen erregt Langweile und der zu schnelle Schwindel. Das andere Geschlecht scheint kraft seiner Organisation der Langweile weniger unterworfen als das männliche, desto mehr aber dem Schwindel, d. h. einer Ideenverwirrung; daher auch die schnellen Kreisbewegungen Schwindel verursachen, vorzüglich aber Höhen. Schwindel ist eine Krankheit des Gehirns, und Dr. Herz schlägt den Pyrmonter Brunnen vor, von dem aber viele mit noch größerem Schwindel zurückgekommen sind. Dr. Herz muß nicht genau beobachtet haben. Das Wappen der Langweile ist ein aufgesperrter Kinnbacken, oder das Gähnen, was die Académie française so zierlich definiert hat: respirer en ouvrant la bouche

---

[1] Welch Mittel gegen Langeweil? — Studieren ohne Frage;
Denn dies Vergnügen, immer neu, es wächst mit jedem Tage.

extraordinairement et involontairement.[1] Hunger und Langweile sind nahe Verwandte, und daher müssen auch beide gähnen; ihr Gegengift ist nur Thätigkeit und Sättigung, wie schon das Ausstrecken und Dehnen der Arme, Füße und des ganzen Körpers beweist. Das lebendige Wappen der Langweile ist der heilige Anton in Aegypten; er geht jeden Augenblick aus seiner Höhle, sieht sich um und dann nach der Sonne, ob sie sich denn noch nicht neige und die Nacht herabkomme zum Schlafe.

Sonderbarer ist das Gefühl der Langweile, wenn wir eine Zeitlang zu viel sehen und zu viel treiben, so daß es unmöglich scheint, daß alles in einem so kleinen Zeitraume geschehen sein könne. Wir wollen Abwechslung und neue Sensationen. Sonne und Mond langweilen uns zuletzt, warum nicht auch die Sonne der Geliebten, sobald sie täglich im Hause auf- und untergeht? Selbst unsere Ideen verlangen Weile; gehen sie zu langsam, so entsteht die Langweile, gehen sie zu schnell, so folgt Verwirrung und Schwindel. Jede vorherrschende Leidenschaft erzeugt Langweile, so lange wir sie nicht befriedigen können, denn sie macht alles andre unschmackhaft. Sanguiniker haben daher weit mehr Langweile als das Phlegma; Verliebte haben nie Langweile, und man sollte von einer langen Meile nicht sagen: „Der Fuchs hat sie gemessen,“ sondern: „Verliebte haben sie gemessen.“ Damenlangweile ist hohen Standes, wie das Podagra; daher hört man gemeine Leute so selten davon sprechen, als das Genie, das jedoch durch Abstumpfung nicht selten in wahre Weiberlaune verfallen kann. Die Jahre machen hier auch einen großen Unterschied. Ohne Ungeduld kann ich jetzt auf jemand warten, und bei einem meiner alten Lieblinge langweilte ich mich vorigen Winter, hätte aber vor vierzig bis fünfzig Jahren mit dem Händel angefangen, der mir das gesagt hätte — bei Plutarch!

Langweile, die Geißel der Einsamkeit, wie der höhern Welt, und das Produkt eines geringen intensiven Lebens, macht das Glück der Romane und gar vieler Bücher und fesselt selbst den lebhaften Franzosen, der so leicht mit seinem vous m'ennuyez[2] angestochen kommt, an sein coin de feu, le feu fait compagnie,[3] nämlich Kaminfeuer; ein deutscher Kachelofen bringt ihn au désespoir.[4] Langweile ist die recht eigentliche Schutz-

[1] Atmen, indem man den Mund außerordentlich und unwillkürlich öffnet.

[2] Ihr langweilt mich.

[3] Winkel am Feuer — das Kaminfeuer macht Gesellschaft.

[4] Zur Verzweiflung.

göttin der Afterreden und médisance[1] und dann des Spiels:

On croirait que le jeu console;
Mais — l'ennui vient à pas comptés
S'asseoir entre des Majestés
A la table d'une cavagnole.[2]

Langweile schuf das ganze Zeremoniengesetz des Visitenwesens, wie der Galanterie. Langweile hat alle Künste des Schönen und allen Luxus erschaffen und ist die Essigmutter von Tugenden und Lastern. In weichen Zeiten, wo Passivität mehr als starke Leidenschaft herrscht, die, wo nicht von der Regierung, doch schon von den Sitten an die Kette gelegt wird, muß Langweile vorherrschen, und die elektrischen Funken entladen sich auf versteckte Weise, oder höchstens ins Tintenfaß. Arbeit oder Vergnügen muß einmal die Zeit töten, was immer besser ist, als sich auf gut britisch selbst töten; eigentlich läßt sich aber die Zeit nicht töten, denn sie ist unsterblich, daher förmliche Anstalten für die Langweile: Thee- und Kaffeevisiten, Höflichkeitsbesuche und pudelmäßige Aufwartungen, Mahlzeiten, Feste, Audienz- und Galatage, Hochzeit-, Taufen- und Leichenzeremonien, Ball, Theater und Spiel. Der Langweile verdanken wir die Erfindung des Weins und geistiger Getränke, und so auch die Gewohnheit zu rauchen und zu schnupfen. Im Mittelalter mußte jeder Hof und jedes Höfchen seinen Narren haben, der „kurzweiliger Rat" hieß; sie sind noch, nur unter andern Namen, und die langweiligen Räte hört man nicht gerne — vous m'ennuyez!

Nichts beweist mehr für die steigende Verfeinerung unsrer Zeit, als die steigende Langweile. Unsre Damen machen sich hundert Kurzweilen aus reiner Langweile, und unsre gescheitesten Männer sagen und schreiben Dummheiten und begehen sogar welche aus reiner Langweile. Wir leben zu geschwinde und haben daher vieles ausgenossen, was die Alten noch spät genießen konnten, daher Langweile sie weniger plagte, diejenige ausgenommen, welche sie in langen Reden und Predigten hatten. Uebermaß des Genusses stumpft ab, und was kann dann der Weltling, der nie Begriffe von wahrer Freund-

---

[1] Verleumdung.

[2] Man denkt, das Spiel kann Trost bereiten;
Doch — Langweil läßt nicht auf sich warten,
Sitzt nieder bei den Fürstlichkeiten,
Und gähnend mischen sie die Karten.

schaft und häuslichem Glück, vom Vergnügen der Zurückgezogenheit in die Stille der Natur und unter Geschäften des Amtes für sein Vaterland, oder unter Büchern, und am allerwenigsten Begriffe von der hohen Lust, seine Begriffe zu berichtigen, haben kann, was kann er anders empfinden als Langweile? Und nun noch die Folgen eines zerrütteten Körpers! A merry life and a short one![1] und jenes ladet die Pistole, womit selbst Knaben ihren Lebensüberdruß besiegen zu müssen glaubten.

Der Wilde, den Langweile quält, sieht dem Spiel der Wellen zu; unsere Städter gucken zum Fenster hinaus, wofür sie Gott täglich danken sollten und dem Glaser. Was würden die Frauen, die auf Tribünen (oder auch auf dem Tische) am Fenster sitzen, sagen, wenn wir die Bauart unserer Alten wieder einführen wollten, wo die Fenster in den Hof gingen, unter der Decke angebracht waren, und von Glasscheiben gar keine Rede war? In kleinen Orten ist es der Nachbar Gevatter, den Langweile auch ans Fenster treibt, oder gar ein Durchreisender, der entlangweilt, und ein Reisender im Wagen kann, wenn er will, alle Gesichter des Oertchens studieren im Durchfahren, was indessen noch Häuslichkeit verrät, denn in Städten treibt Langweile zum Hause hinaus. Moden reichen nicht mehr zu, den Dämon zu bannen, Bücher auch nicht, am wenigsten Erbauungsbücher, also Intrigen, Galanterien, Familienzwiste, Schmausereien, Kasinos, wo Mann und Kinder toleriert werden aus reiner Langweile. Die Sinne sind leichter zu unterhalten als der Verstand.

Sollte die Langweile der Asträa in den Himmel nachfolgen, was würde aus unsern Büchern, Karten, Zeitungen, aus unsern Schauspielern, Musikern und selbst Dichtern? Selbst die Gicht ist eine Wohlthat für die höhere Welt und ein Zeitvertreib, wie beim gemeinen Mann eine recht böse Sieben. Im Alter, wo man auf so vieles verzichten muß, schützt Kränklichkeit in der That gegen Langweile, man zählt die Zu- und Abnahme seiner Kräfte, die Stunden der Ruhe und die Stunden der Leiden.

Jeder Stand, jedes Temperament, jeder einzelne scheint seine eigene Art Langweile zu haben, wie seine eigene Art Geistes- und Leibesschwächen. Langweile oder Ekel an sich selbst findet der gemeine Kopf im Umgange mit sich selbst, der helle Kopf am ehesten in Gesellschaft, und daher zieht er

[1] Lustig Leben, kurzes Leben.

die Einsamkeit vor, ohne, wie Baco will, ein Tier oder ein Gott zu sein. Verliebte haben nie Langweile, weil sie immer mit sich selbst beschäftigt sind, und Leichtsinnige, wenn endlich die Folgen des Flottlebens wie Meereswellen über sie zusammenschlagen, suchen sich zu betäuben im Weltgetümmel. Gefangene haben Spinnen, Mäuse, Ratten ꝛc. abgerichtet, Browne zu Darfour sogar zwei junge Löwen, und zu ihren Gesellschaftern erhoben, und Trenk machte Zinnbecher. Rauchen, Trinken, Kartenspiel, Journale, Zeitungen, Bücher, Bälle, Visiten und Reisen ꝛc. sind Gegenmittel der Langweile. Alle Romane und Komödien verlassen ihre Helden, wenn sie solche glücklich in die Ehe gebracht haben; das Einerlei der Ehe ist keiner Beschreibung wert und daher sagte jene Frau, über deren Gähnen der Mann verdrießlich ward: „Ich und du sind ja eins, und wenn man allein ist, langweilt man sich.“ — Am besten, beide Teile gehen in Bäder, und am allerbesten, in zwei verschiedene Bäder.

Aus Langweile schlafen viele, um doch etwas zu thun, und einer meiner Bekannten läßt sich bis zum Einschlafen von seiner Frau am Kopfe krabbeln. Gar viele Nägel an der Hand und Flecken in den Kleidern würden nicht so in Ordnung gehalten ohne Langweile. Ein andrer meiner Bekannten läuft im ganzen weiten Hause und selbst in den Stallungen herum, um das Gesinde auszuhunzen, das er in der frühern noblern Zeit wie ein Landjunker herumgeprügelt hätte. Mich befällt Langweile, wenn ich gerade mit einer Idee ins reine gekommen, solche niederschreiben will, und nun ein Besuch kommt; auch pflege ich in Langweile ein Liedchen so vor mich hin zu brummen und that dies einst auch im Vorplatz der k. k. Oberpolizeidirektion zu Wien, als ein alter, ernster, hochfrisierter Kopf aus der Thüre blickte und zürnend sagte: „Wos mocht's vor Eczessen?“ Die Römer zerrieben die Zeit, die Franzosen töten sie, wir vertreiben sie, und ein großes Hilfsmittel sind Romane und andere Lesereien; daher auch Miß Edgeworth die Memoiren des Grafen Greenhorn, den Langweile plagt, geschrieben hat, ausdrücklich gegen Langweile und vielleicht aus Langweile; aber sie sind gut geschrieben.

Ein Hilfsmittel gegen Langweile muß ich noch nennen, worüber sich vielleicht viele wundern und noch mehrere mich aushunzen möchten — gewisse geheime Gesellschaften gewisser großer Städte, wo ich so oft über Schwachköpfe gelacht und respektive mich geärgert habe, die sich für ihr gutes Geld mit Mysterien, Hieroglyphen, Zeremonien und Ritualien bedienen

lassen und mit allegorischen Gaukeleien aller Art, und eigentlich gar nichts davon haben, als etwa das, was sie mit dem Maule davontragen; aber sie haben die Zeit vertrieben, und ist es nicht viel wert, daß die eingeweihte Ordensgans so hoch über den Profanen zu stehen glaubt, als vormals das auserwählte Volk Gottes über allen Völkern der Erde? Wenn man Klagen hört über das Unwesen der Vetter- und Basenverbindungen, der Standeskollegien und Adelskonnexionen, vermisse ich jene Konnexionen geheimer Gesellschaften, nicht viel reiner als jene andern Kanäle im Staate, und frage mit Friedrich, der in ihnen ein grand rien, ein großes Nichts fand: Est-ce que ces fous s'assemblent encore? [1]

Lebhafte Menschen langweilt schon das Wetter, und Menschen, die wir nicht leiden mögen, langweilen uns mit ihren besten Einfällen. Hochadelige Damen können sich in der besten bürgerlichen Gesellschaft ennuyiren à la mort, wie bürgerliche Denker in den Antichambres und an der vornehmsten Tafel, in den Modegesellschaften großer Städte oder in den Kasinos kleiner Orte, wo einige Frauen die Damen spielen und man sich auch amüsieren kann mit etwas Sinn für das Komische und für Karikaturen. Der Höfling ennuyirt sich allerwärts, wo kein Hof ist, und erwartet mit weit mehr Sehnsucht den Aufgang (Lever) seiner Hofsonne, als der kranke Schlaflose den Aufgang des Gestirns, das allen leuchtet.

Um Langweile zu verbannen, guckt manche Frau in den Spiegel, und der Mann legt Haare und Halsbinde zurecht; eine Prise Tabak, ein Blick auf die Taschenuhr, auch wohl in die Töpfe auf dem Herde, oder in den Viehstall, wenn er gut besetzt ist, entlangweilen manchen, wie mich ein angezündetes Rauchkerzchen. Einer meiner Bekannten kann stundenlang am Fenster stehen auf einem Dorf, und nicht à la Lichtenberg, und doch entlangweilt er sich; ein Brief, ein kleiner Bericht beschäftigt ganze Vormittage und der schwäbische Merkur die ganze Woche. Einer belustigt mich, statt mich zu langweilen, dadurch, daß er in unserer Zweisprache, wenn ich so sagen kann, immer meine letzten Worte wiederholt: „Ja, das ist wahr!" so daß ich ihm wohl sagen dürfte: „Widerspreche, damit ich weiß, daß wir unserer zwei sind." Wenn die Frau eines meiner Nachbarn verreist ist, erfahre ich es sogleich. — „O kommen Sie doch ein bißchen herüber," sagt mir der Bediente, „der Herr läuft wieder überall herum, in Zimmer, Küche,

[1] Kommen denn diese Narren immer noch zusammen.

Keller und Stall; nichts ist ihm recht; hier findet er ein Stäubchen, das er leichter selbst wegwischte, oder was ihm nicht recht steht, recht stellte, statt alles herbeizutrommeln; von seinen eignen Büchern hat er wohl schon zwanzig geholt und wieder hingestellt; er jagt uns alle durcheinander zum Erbarmen; kommen Sie doch!" Diesem Mann war es ein Hauptspaß, wenn er die Spielgesellschaft, nachdem ich mich fortgeschlichen hatte, ans Fenster führen konnte, wenn er noch Licht bei mir sah. „Sehen Sie? er lernt noch! nur Spielen will er nicht lernen."

Zank und Hader in Familien hat häufig keine andre Quelle als Langweile; man läßt sie zunächst am Gesinde aus, an den unglücklichen Freunden 2c. Wenn bei Tische Stille eintritt und der Engel Langweile umhergeht, so spielt der eine mit Messer, Gabel und Teller, der andre dreht Brodkügelchen (Wachskügelchen werden vielleicht noch weit mehrere gedreht), der dritte hustet oder schneuzt sich, der vierte spricht vom Wetter, der fünfte läßt wohl gar ein Glas oder einen Teller, oder die Serviette fallen, und der Langweiligste putzt gewöhnlich das Licht, wenn er nicht gerade an seinen Nägeln kaut oder mit der Halskrause tändelt. Ein alter Hypochonder, der nicht gerne sah, wenn Frau und Töchter ausgingen, jedoch zuzeiten fühlte, daß sie doch eine Veränderung haben müßten, ließ alsdann Frühstück oder Mittagessen nicht an den gewöhnlichen Ort bringen, sondern auf den Balkon und ans Fenster. Im Mittelstande ist es nur allzu gewöhnlich, daß Dienstboten die Ableiter der Langweile sein müssen, gerade so wie in Grübels Frau Basen:

> Ach, Frau Booß, Sie glabens nit,
> Wie ich die maina schänd und ried —

klagt die eine, und die andre:

> Meina is noch dumm dazou,
> Denn die bricht mir alles z'samm,
> Und wegschicka, wenn ich's thu',
> Bringt's der Teufel nimmer ham!

Helvetius behauptete, die Affen würden Menschen werden, wenn sie sich langweilten, was indessen keine Not hat, so lange sie uns nicht in ihren Menagerien halten, oder in ihren Naturalienkabinetten. „Ich habe nie Langeweile," rühmt sich mancher leere Kopf, und man könnte ihm sagen, „die Tiere auch nicht." Langweile kann die besten Köpfe befallen und scheint uns von Mutter Natur gegeben zu sein, wie der Schlaf auch, zur Erholung. In Stunden der Langweile zählte Men-

delssohn die Ziegel auf den Dächern, und ein alter pensionierter Kreislieutenant studiert Raffs Naturgeschichte vielleicht zum hundertunderstenmal. Ja, mancher ist schon aus Langweile Selbstmörder geworden; die meisten Selbstmörder waren ohne Weiber, die ihnen die Langweile, wäre es auch nur durch Widerspruch, vertrieben hätten, und unter Briten finden wir die meisten, die auch Destouches Grabschrift angeht:

Ci gît John Robert Ecuyer,
Qui se pendût pour se désennuyer.[1]

Es ist unstreitig die sicherste Methode, um sich auf immer die Zeit zu vertreiben. Ein britischer Oberst erschoß sich laut seines hinterlassenen Briefes: weary of life. and tired of buttoning and unbottoning,[2] und schloß mit dem Verse:

The very best remedy after all
Is a good resolution and a ball![3]

Briten erschießen sich; andre Nationen vertrinken ihre Langweile, wie im Norden; der Deutsche und Holländer verraucht sie, der Franzose vertanzt oder versingt sie, der Spanier verbetet oder verseufzt sie, der Italiener verschläft, der Pole verflucht sie; Türken und Orientalen verruhen sie und nehmen zwischenhinein Opium und Betel. Ich verlese sie, und Weihnacht geht bei mir nicht aus, denn jede Jubilate und Michaelismesse und jede Auktion ist mir Weihnachten und zwischenhinein eine kleine Luftveränderung. Im Mittelalter vertrieb der Adel seine Langweile mit Turnieren, Kreuzzügen, Fehden, Jagd, Trinkgelag und Galanterie, und die Klerisei die ihrige mit Singen und Beten, Essen, Trinken, Schlafen, Verketzern. Jetzt ist Antichambrieren, Soldatenspiel und Jagd, Karten, Theater, Lektüre, Kunst, Putz und Liebeleien an die Stelle getreten, wozu beim Landadel noch Pferde-, Ochsen-, Schafe- und Schweinhandel kommt. Arme Leute, worunter zum Teil jetzt auch die Geistlichkeit gehört, haben weniger Langweile, denn sie haben Arbeit und Bedürfnisse, wahre Wohlthaten des Himmels, wenn die erste nur nicht zum Sklaven macht, und diesen es nur am Notwendigen nicht fehlt. Die Tabakspfeife schützt manche Dörflinge vor Langweile, und bei rechten

---

[1] Hier ruht John Robert, Ritter — denkt!
Hat aus Langweile sich erhängt.

[2] Des Lebens überdrüssig und müde des Zu- und Aufknöpfens.

[3] Das Mittel gegen jeden Kropf
Ist flink 'ne Kugel vor den Kopf.

Rauchern und Schnupfern könnte man aus dem mehr oder mindern Vorrat des Tabaks und der Asche die größere oder geringere Langweile fast mathematisch bestimmen. Prediger, die Bienenväter sind, könnten sich das ganze Jahr hindurch schützen mittelst eines Bienenkorbs von Glas.

Langweile fühlt auch der Gebildetste in Gesellschaft, wo der Rosenkranz der Wohlstandsziererei bis zum letzten Kügelchen abgefingert wird, und so auch auf Reisen bei einer Windstille zur See (wenn nicht ein Tummler oder fliegender Fisch und sein Verfolger Unterhaltung gewähren), auf Flüssen und auf Postwagen, wenn gleich Langweile in Gesellschaft immer noch erträglicher ist als in Einsamkeit. Von Kirchberg nach Nürnberg mußte man (sonst) von morgens vier bis nachts zwölf Uhr auf dem Dorfe Bürgel den Würzburger Wagen erwarten, und dann noch wohl zwei Stunden extra wegen der Expedition; endlich kam der Wagen, beladen mit einigen alten Grazien, mit Viktualien und Branntwein versehen und mit Schnupftabak; mit diesen mußte ich reisen und mich wachend zu erhalten suchen, damit nicht Gesicht auf Gesicht zu ruhen komme; ich lernte Geduld und mich strecken; aber die Qual der Langweile war so stark, als bei dem Hungrigen, wenn der Wirt zwar den Tisch deckt, aber nicht aufträgt.

Schwere Langweile empfindet man auch in den Vorzimmern der Großen und Mächtigen (wo doch manchmal noch die Künste entlangweilen), und noch mehr in einem wildfremden Lande, dessen Sprache man nicht versteht, und unter Leuten, die eine fremde Sprache sprechen, was einem Deutschen selbst im Vaterlande begegnen kann. Wer versteht die Platten, die Aelpler oder auch die Oberschwaben? Der Reisende auf der Lüneburger Heide hat sicher mehr Langweile als im deutschen Süden, nirgendswo aber vielleicht mehr, als in einer schnurgeraden, stundenlangen Allee, z. B. von Wien nach Laxenburg und von da nach Schönbrunn — und zu Fuß. In Gefängnissen und Quarantaineanstalten drücken alle Mauerinschriften die peinlichste Langweile aus, und zu Marseille las ich die schöne arabische: „Das Leben ist eine Quarantaine für das Paradies.“

Aspettar e non venire
Star in letto e non dormire,
Ben servir e non gradire,
Son tre cose a far morire.[1]

[1] Erwarten und nicht kommen sehen,
Sich schlummerlos im Bette drehen,
Nach langem Dienst nicht aufwärts rücken,
Das sind drei Dinge zum Ersticken!

Alles, wozu Langweile bringen kann, lernt man am genauesten in der höheren Welt kennen, allenfalls auch in Klöstern oder auf Dörfern, wenn man nicht Bauer ist. Klöster, die bei ihren Regeln nur wenig Psychologisches hatten, arbeiteten dennoch der Langweile dadurch psychologisch entgegen, daß sie die Beschäftigungen in kleine Zeiträume verteilten und so wechselten. Hart ist die Langweile, die man in Vorlesungen und Predigten empfindet, am quälendsten aber, wenn ein Schöngeist seine Geisteserzeugnisse vorzulesen anfängt und fortfährt zu lesen mit steigendem Enthusiasmus, ohne zu bemerken, daß alles sich schon eine halbe Stunde langweilt und mehrere selig entschlafen sind. Ein Throninsaß braucht hundert Feste, Gesellschaftskavaliere, Länder und Regimenter und Menschenblut, wo der Gelehrte höchstens ein Buch braucht, Papier, Tinte, Feder und quantum satis.[1] Becker hatte das nicht zu Magdeburg und schrieb mit einem Pfeifenraumer auf Birkenrinde von seinem Brennholz, oder auf das Blei, das seinen Tabak enthielt. Der Dorfjunker möchte vor Langweile vergehen, der weder schreiben noch lesen mag, und Denken am allerwenigsten lernen mochte; daher gar oft Menschen, die sich in der Einsamkeit gerade am meisten gefallen, auf das Kompliment: „Lassen Sie sich die Zeit nicht lange werden, ich muß jetzt fort," erwidern: „O nein, dazu gehören ja zwei!"

Uebersättigung, Geistesleere, Eitelkeit und Sittenverderbnis werden gestraft durch Langweile, die endlich die Organe so sehr verstimmt, daß nur Arzt und Diät helfen können. Langweile ist eine wahre Krankheit, welche die Aerzte billig noch auf ihre lange Liste setzen sollten; denn sie ist die Mutter der Hypochondrie und Hysterie. Günstlinge der Großen, welche die höchsten Ehrenstufen erstiegen und nichts mehr zu wünschen haben, verfallen gerne in Langweile, die am besten durch einige Jährchen Verbannung unter einfach lebende gute Menschen geheilt wird, oder durch ein Intermezzo auf der Festung. Friedrich studierte zu Küstrin aus Langweile die Bibel und muß es vergessen haben, als er als König seinen Neffen in den Regeln der Dichtkunst unterrichtete, sodann eine Probe verlangte, und der Prinz ein Gedicht lieferte über die Langweile, das mit der Zeile endete:

Et même
Voltige sous le dais des rois.[2] —

---

[1] Was sonst vonnöten.

[2] Und kehrt sogar im Throngemach der Fürsten ein.

Qu'est-ce que cela? Was soll das? fragte Fritz voll Ernst: „Nun, haben Euer Majestät nicht selbst gegähnt in der Audienz, die Sie dem türkischen Gesandten gaben?“ Fritz lächelte, gab aber doch keine Stunden mehr in der Dichtkunst.

Im Konklave muß die fürchterlichste Langweile geherrscht haben, wenn der heilige Geist so lange nicht kam — bei Benedikts XIV. Wahl säumte er sechs volle Monate — und gleich fürchterlich mußte ihr Szepter zu Wusterhausen regiert haben, wenn König Friedrich Wilhelm I. nach der Tafel oft drei Stunden lang im Großvaterstuhle schnarchte, und Gemahlin und Kinder neben dem Stuhle sein Erwachen abwarten mußten; was ist dagegen das halbstündige Schläfchen an der Abendtafel eines gutmütigen Fürsten? Langweile quält die Großen wahrlich mehr, als die Arbeit den Armen, und zur Zeit des Genusses und des Schlafes ist der Arme reicher, als alle Große und Aftergroße. Wollten sie den klagenden Völkern helfen, würden sie selten gähnen und solches dem Sultan Wampum oder ihren Höflingen überlassen. L'Europe m'ennuye! sagte Napoleon und marschierte nach Rußland. Der Langweile der Grande Nation, in welche sie die ewigen Revolutionsstürme notwendig versetzen mußten, hatte er seinen Kaiserthron zu verdanken, auf dem er Langweile hatte, um größerer entgegen zu gehen; mit seiner Entfernung trat in Europa eine große Leere ein, wenigstens bei Zeitungslesern und Napoleoniden; niemand aber empfand sie wohl mehr, als der Mann l'Europe m'ennuye auf einer Insel, die gar viele Bewohner selbst als einen Verbannungsort ansahen, das Auge sehnsuchtsvoll nach Old-England gerichtet, wo die Einsamkeit nur dann und wann erfreut wird von einem heimkehrenden Ostindienfahrer.

Schwerlich gibt es Menschen, die nicht von Zeit zu Zeit Langweile anwandelte, und wenn es keine Charlatanerie ist, zu behaupten, daß Gelehrte nie Langweile hätten, so kann dies bloß von Mönchsmeditationen verstanden werden. Je gebildeter der Mensch, desto eher wandelt sie ihn an; der Mensch ist einmal gesellig, und verfeinerte Erholungen sind nicht so zur Hand, wie anziehende Beschäftigung, daher auch Bauern und Wilde, wie Handwerker wenig oder gar keine Langweile haben. Freuden des Verstandes sind nur für die Minderzahl, Freuden der Sinnlichkeit aber für alle, und daher findet der gemeine Mensch eher Langweile mit sich selbst, der Denker aber mit der Gesellschaft, und selbst der Gebildete unter rohen Leuten ohne Kultur und Selbstkenntnis. Alltagsmenschen ist

Einsamkeit und Langweile gleichbedeutend, und die Kunst, allein sein zu können mit Vergnügen, steht höher als die Kunst, sich und andern in Gesellschaft zu gefallen, und scheint auch höhere Kräfte in Anspruch zu nehmen. Imaginationsmännern gelingt jene Kunst am besten; aber es muß eine glückliche Einsamkeit sein, sonst überschnappen sie gerne. Wenn man auch mit seiner Zeit noch so sehr geizt, wovon Weltlinge abermals fast gar keine Begriffe haben, hat man dennoch eine Viertelstunde, wo man zum Fenster hinaussieht, ohne etwas zu sehen, selbst ohne etwas zu denken, thut aber nichts; bei der Heimkehr in sich selbst lacht man desto herzlicher über sich selbst.

Wer dem Umgang ausschließlich huldigt, fühlt Langweile, sobald dieser fehlt, und wer bloß der Einsamkeit lebt, findet sich wieder unbehaglich in Gesellschaft, daher wir Amphibien sein und in einem doppelten Leben wandeln sollen, wie Sokrates und Perikles, die sich zuzeiten bei Aspasien begegneten, wie Condé und St. Evremond bei Ninon. Man erzählt sich vom Duc de G., daß er den witzigen, aber sonderbaren Duc de Lauragais so liebgewann, daß er ihn täglich besuchte, ihm eins vorplauderte, letzterer aber sich von der medizinischen Fakultät ein Gutachten erteilen ließ, ob man aus Langweile sterben könne? Ja! sagte die Fakultät, und nun gebrauchte er ihr Responsum als Beleg einer Kriminalklage gegen G., daß er ihm nach dem Leben trachte, da er ihn täglich langweile; es war ein recht sarkastischer Mutwille, der aber Geld kostete. Habe ich meine gütigen Leser nicht eingeweilt (ennuyé), sondern entweilt (amusé), so opfere ich dem großen Geist eine Pfeife des reinsten Ulmer Gesundheitsknasters, so oft man auch bei Zunder, Stahl und Feuerstein Hilfe suchen muß wegen der vielen Rippen.

Höhern Wesen muß nichts Komischeres vorkommen, wenn anders das Komische nicht unter ihrer Würde ist, wie es einigen gravitätischen Menschen sogar scheinen will, als gerade der Mensch, der über Lebenskürze und dann wieder über Langweile klagt. In der Jugend gäben wir oft ein Jahr für eine Stunde, die wir erwarten, und im Alter finden wir nichts flüchtiger als die Zeit, weil wir rechnen gelernt haben, und mancher würde Zeit kaufen, wenn sie käuflich wäre. Das einzige und beste Gegenmittel gegen Langweile bleibt immer: bestimmte Berufsgeschäfte oder Studien. Wenn die physischen Bedürfnisse abgethan sind, bleiben noch vierzehn Stunden, und hier ist der Arbeiter glücklicher als der Müßiggänger; jener

freut sich des Gelingens der Arbeit und ihres Lohnes, die Stunden eilen dahin unbemerkt, während dieser vor Langweile verzappeln möchte — die gerechteste Naturstrafe des Müßiggängers und der Independenzsucht unserer Tage.

Langweiliger Besuch macht Zeit und Zimmer enger,
O Götter, schützet mich vor jedem Müßiggänger!

---

2. Der Zeitvertreib, die Neugier und Leserei.

Laßt das Klagen unterbleiben,
Daß der Tod uns übereile,
Jeder sucht ja Kurzeweile,
Jeder will die Zeit vertreiben.
Logau.

Unlustscheu und Leerheit erzeugen die Sucht nach Zeitvertreib, ein Wort, das viele mit Recht empört, die mit ihrer Zeit geizen, wissen wie dieselbe, und wozu sie zu gebrauchen ist, und lieber Zeithalter kaufen möchten. Alle, die nur auf Zeitvertreib aus sind, gleichen dem armen Teufel, der einige Gulden gewann und sich den Kopf zerbrach, wie er seinen Reichtum unter die Leute bringen wolle. Die Kunst bildet die Zeit als einen alten finstern Graubart, wohl gar mit Sense und Stundenglas; kein Wunder, wenn ihn die Jugend, vorzüglich aber Damen, zu vertreiben suchen. Vita brevis ist lateinisch und wahr, aber auch unwahr, je nachdem man es nimmt; über dem futurum versäumen wir nicht selten das praesens, und sehen zu spät ein, wie leichtsinnig wir mit dem praeteritum verfahren sind — tanquam semper victuri vivimus [1] — und doch rückt mit jeder vertriebenen Stunde der Knochenmann einen Schritt näher.

Das Wort Zeitvertreib ist ein häßliches Wort, und doch war es ein redlicher Mann, der das Wort aufbrachte, um zu warnen vor der Schlange unter den Blumen. Man vertreibt nur Dinge, die man für unnütz, verächtlich und unwert hält, und die Zeit ist das Edelste, was uns, zunächst

[1] Wir leben, als ob wir immer leben würden.

dem Verstande, geworden ist. Sie liefert den größten Kontrast: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; Raum und Zeit, und die höchste Potenz, auf die man Zeitverderber nicht genug aufmerksam machen kann — Zeit und Ewigkeit. Und gerade daher nahm ein Spieler einen sophistischen Grund für seine Leidenschaft: „Meine Seele ist unsterblich, warum mit einem bißchen Zeit hienieden geizen, da ich eine ganze Ewigkeit vor mir habe?“ — Ein alter Graukopf schiffte auf dem Meere der Zeit, gleich den Erdumseglern, getrost dem Abend zu, in sicherer Hoffnung, im Osten zu landen, wo Hülle und Fülle ist, ins achtzigste hinein, ohne je etwas zu lesen als Zeitungen und Zeitschriften; doch ist am Ende nicht jedes Buch auch eine Zeitschrift? Seneka wird von manchem Graukopf gesagt haben: Non diu vixit, sed diu fuit,[1] und ich wünschte, die kleinen Ringuhren des sechzehnten Jahrhunderts würden wieder Mode, die einen Stachel hatten, der so oft in den Finger stach, als es geschlagen hatte.

Der Zeitvertreibsucher ist ein fauler Bruder, der nicht weiß, was er will, und nie erwogen hat, daß die Anwendung der Zeit nur vom nützlichen Gebrauch derselben zu verstehen ist. Zeitvertreibe und Zerstreuungen, denen man die Maske des Vergnügens par excellence vorhängt, langweilen daher oft am meisten; wiederholter Genuß erregt bald Ueberdruß. Die eigentlichen Vergnügungsjäger kennen gerade das wahre Vergnügen nicht; denn Erholung und Zerstreuung läßt sich nur denken, wenn Anstrengung und Arbeit vorangegangen sind, und die Gesellschaft gewährt sicher mehr Vergnügen, wenn man sie in der Woche ein- oder zweimal genießt, als jeden Tag. Die Zeit ist nach Thales, einem der sieben Weisen Griechenlands, „das Weiseste, weil sie alles findet“; die Zeit mit ihrer Spindel bringt größere Dinge ans Licht, als Herkules mit der Keule. Ist es ein Wunder, wenn Zeitvertreiber mit Karten in der Hand nichts hervorbringen und nichts finden, sondern nur verlieren? Napoleon wußte die Zeit zu schätzen und auch zu benützen. „Verlangen Sie von mir alles, nur nicht Zeit, diese steht nicht in meiner Gewalt,“ sagte er, und wenn einer entgegnete: „Es wird Zeit brauchen!“ — „Fort, fort, eilen Sie! Ist nicht die ganze Welt in sechs Tagen gemacht worden?“ „Ja, ich habe den ganzen Tag gearbeitet.“ — „Nun, hatten Sie nicht auch die ganze Nacht?“

Das Streben des Tiers und des Menschen geht zunächst

[1] Er hat nicht lange gelebt, nur lange existiert.

auf körperliches Wohlbehagen; das Tier beschränkt sich auch darauf, und körperliche Bewegungen und Sprünge sind seine Belustigung; aber schon Kinder und Völker der Natur verlangen mehr, sie wollen Vorstellungen mitteilen und empfangen, erzählen und plaudern, und bei höherer Kultur trat Naturgenuß auf, edle Thätigkeit und die Lesung guter Bücher zur Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens, himmelweit verschieden von gewöhnlicher Leserei. Die Zeit ist das Rittergut des Gelehrten, der Zeitvertreib des Weisen sind Ideen, daher hat er selten Langweile, weil er stets der Zeit genießt, und der Zeitvertreib des Weltlings und Thoren ist reiner Sinnengenuß, Leidenschaft, und daher hat er oft Langweile, weil er die Zwischenräume verwünscht. Man sollte Zeitverschwendern so wenig eine Uhr erlauben als jungen Schülern, denn beide wissen noch nicht, damit umzugehen; aber der Mann nach der Uhr, wenn er auch manchmal Pedant sein sollte, weiß, was e i n e Stunde auf sich hat; denn aus Stunden besteht das flüchtige Leben. Mit der Zeit steht es wie mit dem Gelde, wenn man auch Kreuzer und Groschen zu Rate hält, so kommt man zu Gelde, und so zu Tagen, wenn man die Stunden zählt. Wie viel geschieht Sommers, wenn man um vier Uhr morgens aufsteht, verglichen mit dem Winter, wo es erst um sieben, acht Uhr tagt!"

Sucht nach Zeitvertreib äußert sich zunächst in der Spielsucht und Neugierde. Jede leichte anstrengungslose Thätigkeit, um sich zu unterhalten, ist Spiel; das Mädchen spielt mit der Puppe, der Knabe mit Ball und Steckenferd, ja selbst die bekannte Zerstörungssucht der Kinder ist Spiel, eine Unterhaltung und Uebung der Kraft, wie beim Helden. Nichts weniger als gleichgültig ist es daher, welche Spielwerkzeuge wir den Kindern zu Christ- oder Geburtstags-Geschenken machen, ob es Geschenke sind, die ihnen Liebe zur Arbeit und zu ihrem künftigen Berufe beibringen, oder sie zum Luxus und zu Frivolitäten führen. Es ist nicht gleichgültig, ob wir dem Knaben Bilderbücher, Raffs Naturgeschichte, Schrökhs Weltgeschichte ꝛc. geben, oder Soldaten und Kanonen, Pferd und Peitsche; und so auch beim Mädchen nicht gleichgültig, ob die Geschenke in kostbarem Putz, Modetändelei und Schleckerei bestehen, oder in Puppen, Nadelbüchschen, Gestrick und Küche mit Geschirren.

Erwachsene spielen mit Karten, gehen zum Tanz, auf die Jagd, oder gar auf Reisen; sie reiten, fahren, spazieren, rauchen oder spielen mit der Kunst; sie schwätzen oder unter-

halten sich in Gesellschaften, oder lesen in ihrem Zimmer oder Garten Bücher. Die Leserei, die in unserer Zeit in eine wahre Lesesucht ausgeartet ist, sucht Zeitvertreib in Romanen, Komödien und Almanachen, und die Schwatzhaftigkeit findet denselben Ideenwechsel in Personen und liebt daher Besuche. Leute, die mit ihrer Zeit verlegen sind, besuchen oft Leute, die mit solcher geizen, denen daher nichts übrig bleibt, als solche durch unterlassene Gegenbesuche wieder zu gewinnen. Musik macht einen Elementarteil unsrer Erziehung, und sie, die so sanfte Gefühle zu erregen, Leidenschaften zu besänftigen, Milde in den Charakter zu bringen und den einsam Verlassenen zu trösten vermag, die göttliche Musik ist leider, wie die Leserei auch, mehr Dienerin der Sinnlichkeit.

Es gibt mehr Arten Leser, als Sterne Arten von Reisenden klassifizierte; es gibt neugierige, heißhungrige Leser, kritische oder mürrische, wißbegierige und bloß müßige, sich amüsieren wollende Leser, Vielleser und Wenigleser, gelehrte und ungelehrte, lustige und ernste Leser und auch bloß schläfrige Leser, die nur vor Schlafengehen ein Buch als eine Art Opiat gebrauchen. Diese Leser lesen meist geliehene Bücher, haben solche als Auszeichnung stets neben dem Bette mit Nachtmütze oder Brille bedeckt liegen, und in der Regel aufgeschlagen und umgekehrt, da wo sie eben stehen geblieben sind, um die Eselsohren zu ersparen, und weil Papierzeichen leicht herausfallen; das Andenken dieser Lesefreunde verewigen in manchem meiner Bücher bedeutende Oelflecken. Bei unsrer Vielleserei gehört eine Art Mut dazu, auf die Frage: Sie haben doch wohl diesen Roman, dieses Taschenbuch, dieses Journal 2c. schon gelesen? ein ehrenvolles offenes Nein! auszusprechen. Der Neuheitsreiz wirkt weit stärker, als das Erhabene, Große und Schöne; wie wäre sonst möglich, Meisterstücke der Alten und Neuern zu vergessen über die schalsten Produkte der letzten Messe? Doch dem Reize der Neuheit verdanken ja selbst Menschen ihren Ruf, wie Waren und Bücher, und in der ganzen zivilisierten Welt, im großen wie im kleinsten Städtchen steht die Frage oben an: „Was gibt's Neues?“

Die Neugier, die auf unerhebliche Dinge geht, daher bald gestillt ist, ganz verschieden von Neugierde oder Wißbegierde, beschäftigt sich mit desto armseligern Dingen, je armseliger das Oertchen ist, und die bildende Kunst stellt sie sehr treffend dar unter einem Weibe, deren Gewand mit Augen und Ohren übersäet ist. In wenig besuchten Gegenden herrscht gerade die ausfragende Neugier am meisten, wo nicht unter schüchternen

Landbauern, doch unter den Wirten (die wohl selbst sagen: „Ich bin ein bißchen neuschierig"), und rusticis honoratioribus[1] der Dörfer. Wenn man nach dem Wege fragen muß, thut man wohl, es wie Franklin zu halten, um nicht aufgehalten zu werden: „Ich bin N. N., komme von — reise nach — und nun seid so gut und sagt mir, wo geht's hinaus? — Mit einem solchen kurzen Inbegriff des Passes erspart man viele Umstände und macht die Neugier selbst höflich. Die Hamburger sind wegen Höflichkeit nicht verrufen und antworten bei einem Volksgedränge einem neugierigen Frager: Was gibt's hier? — Een Hohn in Fleet (ein Huhn im Kanale).

Neugier macht ein wesentliches Glück alter Leute, und Neuigkeiten aus der politischen Welt, wie aus der bürgerlichen und häuslichen, machen oft die einzige Sympathie, die das Alter an die jüngere Welt knüpft. Das Alter lebt in der wirklichen Welt ohne physische Genüsse, die Jugend in der Ideenwelt mit Feengenüssen und wirklichen. Unser revolutionäres Zeitalter, das so segensreich für die Zeitungsschreiber war, so wenig sie auch sagen durften, bot der Neugier den reichsten Stoff, und alte Männer und alte Weiber wurden nicht satt, von der Revolution zu schwatzen, wobei sie älter wurden als alle, die dabei handelten. Jetzt muß sich die Neugier wohl wieder ans Kleinere und an den lieben Nächsten halten, denn die Zungen männlicher und weiblicher Frau Basen gleichen denen der Spechte und Schwalben — unter dem Mikroskop sieht man ihre Pfeile mit Widerhaken.

Das Glück der Rockenmärchen, die beim Volke und bei Kindern stets ihren Wert behaupten werden, gründet sich auf den Reiz der Neuheit und auf die Neugier; Gespenster werden noch lange dem Volk die Zeit vertreiben müssen. Weiber werden ihre Neugier nie verlieren, noch weniger die Juden, die im Mittelalter oft deswegen totgeschlagen wurden und jetzt noch manchmal wenigstens weggeprügelt werden. Weiber ließen sich den Seher Lavater selbst im Schlafe zeigen, und ein gewisser Brite mußte durchaus Voltaire sehen, ob sich gleich dieser krank stellte; es half alles nichts. „Nun, so sagt ihm, ich sei gestorben;" er wollte ihn also tot sehen, aber der alte Spötter rief zornentbrannt: „Sagt ihm, daß mich der Teufel geholt habe!"

Neugierde ist nach der Meinung einiger Philosophen ein Hauptbeweis für unsere Fortdauer nach dem Tode, und so

---

[1] Angesehenen Bauern.

viel wenigstens richtig, daß wir ohne die edle Neugierde weder Colon noch Newton, noch Leibnitz gehabt hätten, und viele tausend Erfindungen, groß und klein, nicht wären. „Viel Fragen macht klug;“ indessen wer die Geschichte der Litteratur genau kennt, möchte noch weit eher sagen: „Viel Fragen macht toll und lächerlich.“ Auf dem Reize der Neuheit beruht nicht nur unser Vergnügen an Abwechslung, sondern selbst der Durst nach Wahrheit und die Trösterin der Sterblichen, die Hoffnung. Neugierde stürzte die ersten Eltern in die Erbsünde, macht aber ihren Nachkömmlingen Vergnügen, und so bedenken sie nicht, daß das erste Neue, was sich auf der neuen Welt zutrug, eine Sünde war. Die Frage wird erlaubt sein:

Wenn jede, wie Dame Loth, die Neugier büßte,
Ob man das Salz noch kaufen müßte?

Eine gewisse Zeitverschwendung kann selbst Sparsamkeit sein; anhaltende Arbeit erschlafft, während man nach einigen verjubelten Stunden, gestärkt an Seele und Leib, in einer Stunde mehr abmacht, als wenn man am Arbeitstisch wie angeschmiedet sitzen geblieben wäre. Sitzer und Zeitgeizige fallen in Krankheiten, die ihnen mehr Zeit rauben, als wenn sie diese in Arbeit und Zerstreuung geteilt hätten.

Die Zeitvertreibe unserer Alten gingen mehr auf Uebung des Körpers; der Körper sollte das Spiel der Seele sein, daher war auch mens sana in corpore sano,[1] mehr Frohsinn, mehr Gesundheit, mehr Kraft und kräftiges Alter; ihre Zeitvertreibe waren solid, folglich auch sie, und der Roheit, die durch bloße Gymnastik leicht sich erzeugt, suchten sie zu begegnen durch Musik, was sich unsere Turner merken könnten, grob wie Gladiatoren, und doch lange keine Gladiatoren. In der Kindheit der Kultur brauchte es wenig Kurzweile, denn man hatte wenig Langweile, und auf Arbeit und Bewegung ist Ruhe die angenehmste Erholung. Bei dem Uebergang aus der Barbarei zur Kultur finden wir die Zeitvertreibe der Jagd, der Kriegsübungen, des Essens und noch mehr des Trinkens; Tanz, Mummereien und allenfalls Spiele, wie Würfel-, Damen- und Schachspiel.

Ein Hauptzeitvertreib war das Vogelschießen oder nach der Scheibe; man suchte im Frieden das Schwarze zu treffen (Franzosen schießen umgekehrt nach dem Weißen, was mir

---

[1] Eine gesunde Seele im gesunden Leib.

weiser scheint, weil das Weiße sich in der Ferne besser zeigt, als das Schwarze), um im Kriege den Kopf des Feindes desto weniger zu fehlen. Die Bürger Ulms töteten nach und nach, ohne Gefecht, im feindlichen Lager siebenhundert Mann, und der Feind zog ab. Wen die Büchsenmeister aufs Korn nahmen, der wurde mitten entzwei geschossen; wir treffen mit tausend Schützen weniger, als unsere Alten mit fünfzig; man nahm sogar den Bürgern die Flinten, damit sie vor dem Feuergewehr Furcht bekämen wie die Juden, und daher machen mir die jetzigen Bürgergarden oder Schützengesellschaften wahre Freude. Exerzieren gibt eine Gewandtheit wie Fechten, Reiten und Tanzen, daher schon vor der Revolution in guten Familien Frankreichs ein Korporal die Knaben exerzierte, so gut als der Musik-, Tanz- und Stallmeister.

Im Mittelalter, wo der Ritter seinen Degenknopf oder seine in Tinte getauchten Finger auf die Urkunden drückte, wo man Verbrecher begnadigte, wenn sie nur schreiben und lesen konnten, um zum Studieren aufzumuntern, wo die Väter den Söhnen sagten: „Man weiß nicht, wie es kommen kann; lernet schreiben und lesen, es ist wenigstens gut gegen den Galgen;“ in diesen Zeiten konnte unser jetziger Hauptzeitvertreib: Leserei, kein Zeitvertreib sein, denn man war noch im Buchstabieren. Die Geistlichen, als die einzigen Gelehrten, dann Ritter und ihre Damen fingen das Lesen an, aber was lasen sie? Geistliche lasen dumme scholastische Folianten, und Weiber Andachtsbücher, wie noch jetzt der gemeine Mann, dem Lesen und Beten synonym sind. Bibel, Gesang- und Predigtbuch sind sein Zeitvertreib, wie zu Luthers Zeiten:

Wie einer lieset in der Bibel,
So stehet auch am Haus sein Giebel!

Fragte doch noch 1788 der Taglöhner, der meiner Mutter Oekonomie vorstand, als ich von Universitäten heimkehrte und er mich immer unter Büchern sitzen sah: „Aber wann wird Er denn auch einmal predigen?“

Ritter lasen Ritterbücher oder Gedichte; und Chroniken waren eine Lieblingsleserei, bei der man, wo nicht größer und edler denken und handeln lernte, doch mannhafter dachte und handelte, als bei der Romanleserei unserer Zeit, die Geist und Körper entnervt; aber man hat Romane lieber als Geschichte, aus demselben Grunde, warum die Liebe angenehmer ist als die Ehe; gleichen Rang behaupten Schauspiele und Reisebeschreibungen, so schlecht sie auch meistens ausfallen. Mein Vater-

land interessiert mich zunächst, daher bekümmerte ich mich hauptsächlich um deutsche Reisen; aber Himmel, wie erbärmlich ist die Mehrzahl! wie unverschämt! wahrlich, der hundertjährige German Spy (Deutscher Spion) ist noch besser als hundert neuere Reisen. Unsere Vielleserei ist mehr Zerstreuung als Geistesbedürfnis, und die Folge davon? — Unsere Bücher werden von Brötlingen geschrieben und die Qualität durch die Quantität ersetzt; die alten Folianten und Quartanten durch tausend Duodezbändchen, die sich auch leicht verstecken lassen und wahrlich zu den verderblichen, heimlichen Sünden der Jugend zu zählen sind. — Saul suchte einen Esel und fand ein Königreich! Dieser Fall ist so selten, als daß wir in solchen Büchern etwas Solides finden, und wegen der Kleinheit zahlen die Gewürzkrämer auch nichts mehr für Bücher, die nichts halten, und in die sich kaum ein Lot Zucker einwickeln läßt. Diese Modeleserei unserer Jugend, vorzüglich unserer weiblichen, und selbst der Nichtjugend, ist ein weit größeres Uebel als das andere Extrem — die Bücherscheu der Geschäftswelt, bleibt aber dennoch ein Beweis unserer Fortschritte. Sokrates brachte die Weisheit vom Himmel auf die Erde, und wir brachten sie in Küche, Kinder- und Gesindestuben, in Werkstätten und Kasernen.

Wie ganz anders wirkten die Foliantenchroniken, die unsere Alten in langen Winterabenden am Feuerherde lasen, oder sich vorlesen ließen; sie erwärmten ihren Geist und ihr Herz an den Thaten der Vorzeit, wie den Körper am Feuer, sie tranken dabei die Gesundheit der Männer, die ganz nach ihrem Sinn und Herzen waren; Vaterlandsliebe und Gemeingeist erwachten, den unsere Romanenempfindeleien und Romanensinnlichkeit auftrocknen. Denn die Romane, obgleich sie die Zeit kürzen sollen, gehen dabei so lang und breit zu Werke, als ehemals Ehrengeistlichkeit, voll des Gedankens der Ewigkeit trotz aller Zeichen der Zeitlichkeit; man gähnt, wie bei Chateaubriands Martyrs und Christianisme. Jene Zeitvertreibe der Alten änderten sich mit der Kultur; ums Jahr 1400 erfand Maler Gringenauer die Karten, um einem wahnsinnigen König, Karl VI. von Frankreich, die Zeit zu kürzen; und ich wünschte, daß Spieler, wenigstens Spieler, die Tag und Nacht fortmachen, über den Ursprung der Karten recht moralische Betrachtungen anstellen möchten.

Zu den Karten kamen nun noch Tabak, Thee, Zucker, Kaffee und Kaffeehäuser, und der große Einfluß, den diese Kolonialwaren auf das ganze gesellschaftliche Leben hatten, ist

gar nicht zu berechnen, noch weniger, meines Wissens, geschildert, wie der Gegenstand verdiente. Abgesehen vom Handelsgewinn der Seevölker und vom Gewinne der Regierungen durch Zölle, wie wichtig wurden nicht Kaffeehäuser der Hauptstädte, als Mittelpunkte politischer, merkantilischer und litterarischer Ideen! Trotz der geheimen Polizei haben Kaffeehäuser unser revolutionäres Zeitalter vorbereitet. Das erste europäische Kaffeehaus war zu Konstantinopel, oder, da diese Stadt doch mehr dem Orient angehört, zu Marseille 1660, und das erste deutsche zu Wien 1683, dessen Errichtung der Kaiser dem Polen Koltschizky zum Lohne seiner Spionendienste erlaubte, und das noch existiert mit seinem Bildnis, welches wohl jeder Fremde einmal besucht, dann aber lieber auf der Esplanade bleibt. Zu Regensburg und Nürnberg gab es solche schon 1686, und wer will jetzt die Kaffeehäuser zählen? Man kann ja jedes Haus so nennen.

Zu diesen Zeitvertreiben kamen noch Theaterzeitungen, Romane und Gesellschaftszirkel. Und doch hatten unsere Alten neben ihrem Becher noch einen Zeitvertreib, den wir nicht mehr haben, ja nicht einmal mehr recht kennen; sie wählten sich Rollen oder Charaktere, die sie spielten, oder traten in Orden, die, wie einer der sinnvollsten Orden der Welt, der Clevische Geckenorden, den Geist der Gleichheit atmeten, und die Damen sogar hatten ihre Schöppenstühle der Liebe (Cours d'amour). Die Alten erzählten sich ihre Thaten und verliebten Abenteuer, und die sogenannten Spielleute, oder auch bloß der Hauspfaffe, machten zwischenhinein Possen; sie hatten Hof- und Reichstage zu besuchen, und in deren Ermanglung Rittergelage, die unser Beutel, wie unser Magen nicht mehr vertragen könnte, und sicher war dabei mehr Herzlichkeit, als in unsern jetzigen Cercles oder Salons, die einer Oper gleichen, die bloß sich aufrecht erhält durch Maschinerien und Dekorationen.

Viele Romanenschreiber, folglich auch Romanenleserinnen, die das Mittelalter über unsere Zeiten erheben, scheinen wirklich nicht zu wissen, daß zu den Zeitvertreiben noch alle möglichen Arten von Sittenlosigkeit gehörten. Lassen wir also unsere heutigen Zeitvertreibe, die Karten und Romane, selbst wenn sie die vornehmsten Ursachen der Nervenkrankheiten sein sollten, wie Tissot will; mögen letztere auch in ihrer Mittelmäßigkeit und Ideenarmut die Mittelmäßigkeit und Ideenarmut ihrer Leser etwas allzu laut predigen. Lassen wir unsere verfeinerten Gesellschaften, Spiele, Tänze und alle Liebeleien, zu denen sich doch oft auch die Ton- und Zeichenkunst, das unter-

richtende Theater und gute Bücher gesellen, nächst dem reinsten Zeitvertreib, Naturgenuß auf dem Lande und ein stärkendes Bad; und was doch auch sein Gutes hat, wenn man einander anfeindet, so brouilliert man sich darum nicht und trotzt, sondern man wahrt den äußern Anstand und schickt sich wenigstens Visitenkarten. Wir können vom Mittelalter wie von unserer Zeit am richtigsten urteilen, wenn wir auch bei Zeitvertreiben das Sprichwort anwenden: „Sage mir, womit du dir die Zeit vertreibst, und ich sage dir, wer du bist." Gütige Rezensenten sagen mir vielleicht, wer ich bin, wenn ich es anders erfahre, da ich in solcher dörflichen Abgeschiedenheit lebe, daß mein einziger Lehrer der Politik der Schwaben Merkur ist, und von der neuen litterarischen Welt weiß ich nichts, als was mir die Weidmännischen Oster- und Herbstmeßkataloge sagen, womit ich ausreiche. — Natura paucis contenta.[1]

Seit sechstausend Jahren haschen die Kinder des Menschen nach Zeitvertreib, aber keines hat eine ganz neue Art erfinden können, bloß vervielfachen, verfeinern, verallgemeinern konnten sie die Zeitvertreibe. Die im Altertum berühmte Aufgabe des Großkönigs der Perser, ein neues Vergnügen zu erfinden, wird wohl nie gelöst werden, so lange wir nicht zu unsern fünf bis sechs Sinnen einen neuen erfinden; denn auf den Sinnen beruhen die Fähigkeiten zu diesen Genüssen. Im rechten Weltleben wird die Zeit nicht als Lebenselement, sondern als Last betrachtet, wenn gleich Gott von unserem Eigentum nur den Zehnten gefordert hat, von unserer Zeit aber den siebenten Teil. Die höhere Welt und alle Flotthauser, wenn sie einst in das Reich der Schatten hinabsteigen, und Minos sie fragt: Was habt ihr da oben Gutes gethan? was können sie tutti quanti[2] anders antworten, als: „Wir haben uns die Zeit vertrieben;" das dic cur hic?[3] ist ja Latein, das nicht mehr getrieben wird. Die neuere Philosophie erklärt die Zeit für ein notwendiges Uebel der menschlichen Anschauungsweise, Form des innern Sinnes, und daß wir, wären wir weniger beschränkt, statt des successiven Aufmarschierens der Erscheinungen alles mit einem Blick oder Schlag so schauen würden, wie es die Gottheit anschaut. Wer schaut nicht diese Philosophie mit großen Augen an?

Viele Große, als Götter der Erde, gaben sich aber doch

[1] Die Natur ist mit Wenigem zufrieden.
[2] Sämtlich wie sie sind.
[3] Sage, weshalb du hier bist.

die Mühe, manches praktisch zu machen, und nicht ohne Glück. Aufstehen oder lever, toilette Tafel, Ausfahren, Theater, Thee, Tanz, Spiel, Schlaf 2c. schließen sich aneinander; Stunden, Tag, Nacht, Jahreszeiten kannten sie so wenig, als die Götter des Olymps, und so mußte in der That eine kleine Ewigkeitsschlange entstehen, die keinen Augenblick Zeit übrig ließ, an sich selbst zu denken; wie sollten sie nun an das gemeine Erdengewürme denken, an das gemeine Wesen, oder gar fragen: „Warum sind wir da? Warum heißt man uns Menschen Große?“ Diese erhabenen Zeitlosen machten dafür andern die Zeit desto länger, namentlich dem Pöbel, der sich die Zeit nur als Nacheinanderfolge denken kann, und das Dasein in der Zeit Dauer unter beständigem Wechsel nennt. Der kleinste wahrnehmbare Teil der Zeit ist das Zwölftel einer Sekunde, und diese und alle Tertien überlassen Weltkinder der Mathematik und den Gelehrten; sie kennen bloß das Zeitmaß Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und deren Genüsse, und lachen über den Rechner nach Sekunden und Tertien; aber die Zeit verdient die schönste Statue mit der Inschrift: der Trösterin!

Schlimmer ist es, daß auch in der zahlreichen Mittelklasse die Zeitvertreibkreise zu weit um sich gegriffen haben, wo sonst nur der Sonntag dem Zeitvertreib geheiligt war, bei Honoratioren etwa noch der Mittwoch oder Samstag Nachmittag; da geht jetzt selbst der Handwerker jeden Abend fast zu Bier und Wein, wie Bruder Studio ins Kommershaus. Es ist zwar nicht gut, daß der Mensch allein sei, aber noch zehnmal weniger gut ist, daß er alle Tage kommersiere. Die Hälfte des Lebens geht ohnehin auf Befriedigung der Bedürfnisse, Essen, Trinken und Schlafen; die andre Hälfte bestimmte die Natur zur Arbeit, und daher bleibt diese der eigentliche Zeitvertreib, den der reiche Müßiggänger gar nicht kennt, der mit Nichtsthun sich zu thun macht, und wenn er die zwischen der weit länger als nötig ausgesponnenen Essens-, Trinkens- und Schlafenszeit fallenden Zwischenräume mit Abfütterung und Zucht von Pferd, Hund, Katze, Vogel zugebracht hat, sich zum Spiel niederläßt, oder in Journalen und Zeitungen wühlt. Die sogenannten freundschaftlichen Besuche kommen auf Rechnung der Langweile; gar oft, leider! gründen sie sich auf materiellere und schlimmere Dinge. Nur edlere Seelen fühlen Abneigung gegen ewige Zerstreuungen, um ihrer selbst und der Natur froh zu werden, wie Cicero in seinem Tusculanum und Friedrich in seinem Sans-Souci. My House is my Castle![1]

[1] Mein Haus ist meine Burg.

Beinahe hätte ich am Schluß des Kapitels über Zeitvertreibe einen Hauptzeitvertreib vergessen, der in meinen Augen der genußreichste, größte und zugleich nützlichste ist — das Reisen, ein wahrer Karneval schwelgender Seelenkräfte und wahre Saturnalien des losgebundenen Sklaven der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, die aber nur halb genossen werden können, wenn Vorkenntnisse und Beobachtungsgeist, Gesundheit, Zeit und Geld, gute Adressen und selbst angenehme Persönlichkeit fehlen; wie selten findet sich alles zusammen! Es gefällt mir ausnehmend am Schwärmer Plato, daß er nur Leuten von Geist das Reisen verstattet, zum Besten des Staats Leutchen, die auf Reisen liederlich geworden sind, den Zutritt zu Aemtern verbietet und nicht länger herumzuschwärmen erlaubt, als zehn Jahre. Nach langen Reisen muß sich der Philosoph doch am Ende im ganzen sagen: C'est tout comme chez nous! [1] also Reisen, daher auch Reiselust, die stets den nicht gemeinen Kopf verrät, nur zu leicht zur Reisesucht ausartet, und dann so lächerlich wird als jener Lord, der bis an sein Ende auf Reisen blieb, weil er den Ort nicht wissen wollte, wo er sterben müsse. Reiselust verdiente eines der reichsten Kapitel hier, und hätte es auch, wenn ich mich selbst ausschreiben wollte, daher verweise ich auf die Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen am Schlusse (IV. B. 790—856). Reisen ist Leben, und Leben Reisen; der Reisende gleicht dem Vogel unter dem Himmel, der Stubensitzer dem Vogel im Käfig oder Prometheus am Felsen, zumal wenn unsre Geschäfte nicht im Einklange stehen mit unsrer Neigung. Die Alten, die weder unsre größeren Staatsvereine, noch unsre Bücherwelt kannten, ersetzten solchen Mangel durch Reisen. Pythagoras dunkler Spruch: „Beim Antritt einer weiten Reise muß man nicht rückwärts blicken," scheint zwar von der allerletzten Reise zu verstehen zu sein, kann aber auch wörtlich genommen werden, denn es erhöht deren Genuß wie schönes Wetter. Es ist recht gut, daß sich die Götter nichts um das Gebet der Reisenden um schön Wetter kümmern: die ganze übrige Welt zu Hause müßte auftrocknen.

Reisen ist Leben, und Leben Reisen, nur muß man das Heimweh der Alten nicht in förmliches Hinausweh verwandeln, sonst gleichen wir Don Quixote, der weidlich zerwalkt endlich heimkehrte, quer wie ein Sack über Sanchos Esel liegend, aber kaum hat die Hühnerbrühe der Nichte ihm wieder zu

---

[1] Alles ist wie daheim.

Kräften verholfen, so beginnt er die zweite Fahrt und kommt wieder auf einem Ochsenkarren, in einen Käfig gesperrt, was ihn aber nicht abhält, sich zur dritten Fahrt zu rüsten. Wir kennen alle das Evangelium vom verlornen Sohn; es war ein Reisenarr, der ferne über Land zog, sobald er sein Erbgut hatte, solches verpraßte, zum Schweinhüter herabsank und endlich reuevoll nach Hause kehrte; aber nicht alle finden einen so gütigen Vater, der wegen Bruder Liederlich eine köstliche Gasterei veranstaltete, worüber mit Recht der ältere Sohn zürnte, der indessen zu Hause dem Vater arbeiten und dienen mußte. Das Reisen wird leicht zu einer Art Krankheit, wie Gliederschmerzen, die daher der gemeine Mann das Reißen nennt, und Brand hätte in sein Narrenschiff billig den Reisenarren mitaufnehmen sollen. Sagt nicht schon Jeremias, daß der Herr derer nicht will, die hin- und herlaufen und nicht gerne daheim sind? Daheim ist geheim! Der Groschen gilt nirgends mehr, als da, wo er geprägt ist, und Groschen kommen doch nur als Groschen zurück, gleich den Hunden, Katzen und Mäusen, die mit Cook um die Welt reisten, oder wie mein Télémaque unvergeßlichen Andenkens. Seit Tobiä Zeiten gaben sich keine Engel mehr mit Hofmeisterstellen ab, und wer wird einem Nichtengel die Hälfte aller mitgebrachten Habe bieten zur Belohnung, wenn er auch Nahrung, Kleidung und andre Kleinigkeiten nicht so entbehren kann, wie Erzengel Raphael, der vor dem Herrn steht? Dümmlinge, Siechlinge, Steiflinge, Zierlinge bleiben besser Stüblinge, sie kämen doch nur wieder als kik in de Welt.

Reisen ist Leben und Leben Reisen, und so ist auch gelebt, wenn man nichts bewegt als die Finger, bloß am Schreibtisch reist und noch dafür bezahlt wird, daher die Unzahl von Reisebeschreibungen, die nicht zu wissen scheinen, daß wirkliches Reisen noch leichter ist, als eine Reise gut beschreiben; sie schreiben, wie die Romanschreiber auch, und Reisen und Romane ringen miteinander um den Preis der Lesewelt oder der Schlechtigkeit.

Aber reiset immerhin, und wenn ihr im Anfang eurer Laufbahn weiter nichts lernt, als die Praxis in der Welt, gar verschieden von den Schulen und Theorien, so habt ihr schon viel gewonnen. Est-ce bien le temps de prendre du repos, quand la diligence est prête à partir? [1] Mit diesen Worten stürzte zürnend ein Kadettchen der Pariser Militärschule,

---

[1] Kann es Ausruhenszeit sein, wenn die Post abfahren will?

der zu einem Regiment versetzt worden, in das Zimmer, wo wir andere Mitreisende noch der Ruhe pflegten, und schallendes Gelächter oder die ruhige Praxis empfing die ernste, zürnende Theorie. Und nun erst Damen, die noch schwerer aus den Federn zu bringen sind und gar zu gerne etwas verlieren oder liegen lassen! Sie sollten eine Schachtel weniger und dafür einen Pudel Suchverloren mit sich führen, der ihren Leichtsinn wieder gutmachte in Fällen, die sich wieder gut machen lassen. Nicht selten habe ich als Reiseliebhaber, oder meinetwegen auch Reisenarr, an die orientalische Feenwelt gedacht, die einen ihrer Helden reisen läßt, und unter der Erde reist ihm ein Schatz nach, der sich erhebt, sowie er nur anklopft. Warum muß dieser Schatz in Tausend und eine Nacht gehören? —

Ein finsterer, trockener Stübling hat von dem hohen Genuß der Reisen und von dem noch höhern Gewinn, den sie abwerfen, gar keinen Begriff. Das große Wort Erfahrung kommt von Fahren, d. h. Reisen her, und nach Chesterfield verhält sich der Weltmann zum Büchermann wie ein zugerittenes Pferd zum Esel. Hoch ist das Gefühl eines mit Nutzen gereisten Mannes; Reisen sind das beste Mittel zur Selbstbildung, weil sie anschaulicher lehren, als mündlicher oder schriftlicher Vortrag, und man zwischen seinen vier Wänden zwar den Menschen kennen lernen kann, aber nicht die Menschen. Wir sind in vieler Hinsicht Zwerge gegen die Alten, aber wieder Riesen, wenn wir Hanno und Arrian lesen und dann britische Seereisen, und die Heimchen gleichen ganz den Landsleuten von Gellerts gereistem Bären, der seine Künste zeigte:

> Ha! seine Kunst verdroß den ganzen Haufen;
> Fort, schrieen alle, fort mit dir!
> Der Narr will klüger sein als wir.
> Man zwang den Petz, davonzulaufen.

Reisen ist Leben und Leben Reisen; die Ideen, die sie wecken, die Gefühle und Stimmungen tönen im Innern wider, so lange wir leben; nur durch Reisen bekommt man einen recht schnellen praktischen Menschenblick, aber nur wer hat, dem wird gegeben; sie geben die süßesten Erinnerungen im Alter, und die menschlichsten hat gerade vielleicht der Fußreisende. Tertullian spricht von einem Reisenden auf einer Kuh, von deren Milch er sich nährte. Diese Art erspart Geld und gewährt Zeit, sich umzusehen; aber gab es keinen Verdruß wegen

des Grases? und welches verdammte Phlegma gehörte dazu! Noch heute bedaure ich, daß meine alten Füße im umgekehrten Verhältnisse mit meiner alten Uhr stehen, die gerne vorläuft, denn Reisen sind das wahre Théâtre des Variétés; man hat Aventuren, wie sie nur in Romanen vorkommen, und ist gleichsam im Naturstande.

Es ist schön, die Welt gesehen zu haben, ehe man auf einem andern Sterne wieder von vornen anfängt; noch heute würde ich reisen, wenn ich es mit aller Bequemlichkeit eines Reichen thun könnte; noch begleitet mich das Gefühl Vater Homers, der gewiß nicht blind war:

Wie der Gedanke des Mannes sich beut, der mancherlei Lande
Hat durchwandelt und deß in seiner Brust sich entsinnet,
Hier bin ich gewesen, und dort — er denket an vieles —

Schade, daß er so vieles nicht sagen, noch weniger drucken lassen darf! Reiselust gleicht dem Faß der Danaiden, bis es zur letzten Reise, zur Himmelsreise kommt, die man leider mit geschlossenen Augen machen muß. Ich tröste mich, wo ich nicht mehr reisen kann, mit den Reisen andrer in meinem Zimmerchen. Der Gedanke: „Und wenn du nun alles gesehen hast, so hast du es eben gesehen," tröstet mich; „was hast du gesehen?" — Menschen und Erde; sie gleichen sich ja überall mehr oder weniger!

Alles hat seine Zeit, alles erinnert an die Flucht der Zeit und den Strom des Lebens, Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Tage und Jahr; aber gedankenlos lassen Flotthauser alle Erinnerungen vorüberziehen und wundern sich, daß dieser gesunde, starke Mann gestorben, jene Schönheit verblüht, aus Kindern Großeltern geworden sind, und es in ihrem Geburtsörtchen ganz anders aussieht als vor vierzig Jahren — hora ruit![1] Wer täglich nur eine Stunde verliert, verliert in fünfzig Jahren achtzehntausend zweihundertundfünfzig Stunden; der Verlust der Zeit ist der einzige Verlust, der sich nicht wieder ersetzen läßt, und ich kann den Spener'schen Theologen beinahe verzeihen, daß sie bei ihrem komischen Streit über die Mitteldinge (adiaphora), worunter sie Zeitvertreibe verstanden, zwar solche nicht gerade für sündhaft, aber doch für nicht recht anständig für einen Christen hielten; obgleich zu derselben Zeit ein sächsischer Prediger Gebete für Spielende schrieb. Die

[1] Die Stunde enteilt.

Zeit ist der Stoff, woraus das Leben gemacht ist, und in keinem Kaufladen finden wir neuen. Chi a tempo a vita! [1]

We waste, not use our time, we breath not live,
Time wasted is existence, used is life! [2]

3. Die Romane.

Mit kühnen, frommen, treuen Rittern
Verdarb sich der Geschmack von unsern guten Müttern:
Mit feinem Witz, empfindungsvollen Scherzen
Verdirbt man unsrer Töchter Herzen.

Kästner.

Unter allen Arten von Zeitvertreiben spielen wohl die Romane, die gedruckten und ungedruckten, die einflußreichste Rolle, sind unter allen Arten von Büchern wohl die zahlreichsten, obgleich dem innern Gehalte nach die schlechtesten. Nur wenige mögen, trotz der Sündflut, mit der sie die Lesewelt überschwemmten, Meisterwerke genannt werden; die Briten behaupten noch den ersten Rang, dann möchten doch die Deutschen kommen, denen hier die Franzosen offenbar nachstehen müssen, obgleich ihre Romane noch heute die Toiletten deutscher Damen mehr zieren als deutsche; denn es sind ja Modeartikel, und ihre Sprache Sprache der höhern Welt. Am ärmsten sind wir im echten komischen Roman.

Den größten Raum in den Katalogen der Lesekabinette nehmen die Romane ein, woran wohl der Erfinder der Leihbibliotheken nicht dachte. Franklin, der Erfinder der Wetterableiter, errichtete 1760 zu Boston die erste Leihbibliothek, und ich besorge, daß er durch letztere mehr Wetter herbeigezogen, als abgeleitet hat, denn die Phantasie thut hier alles und der Gegenstand der Romane ist meist die Liebe. Was unsre komischen Romane betrifft, so will ich etwa ein Halbdutzend ausnehmen, in den übrigen finde ich weniger Unterhaltung,

---

[1] Wer Zeit hat, der hat Leben.

[2] Wir treiben Mißbrauch mit der Zeit und atmen, statt zu leben:
Mißbrauchte Zeit ist Dasein zwar, doch nur gebrauchte Leben!

als in den komischen Romanen der Kirche, genannt Legenden der Heiligen, von zelotischen Protestanten aber, statt darüber zu lachen, Lügenden getauft. Ja, Hofprediger Rauscher gab gar 1563 heraus: Fünfhundert auserlesene, unverschämte, feiste, erstunkene und erlogene papistische Lügen, die aller Narren Lügen übertreffen!!!

Der Roman hat seinen Namen von der Sprache, worin solcher zuerst in Frankreich geschrieben wurde, von der romanischen, einem Mischmasch gallischer, fränkischer und lateinischer Wörter und Volkssprache, während die Klerisei und Rechtspflege sich an das Latein hielten. Was man in der gemeinen Sprache schrieb, konnte nur zum Zeitvertreib geschrieben werden; nur Märchen konnten ein rohes Volk interessieren, wie Kinder auch, Märchen, wie sie auch im Orient in der Tausend und einen Nacht erzählt werden von der schönen Scheherasade dem Sultan, der nicht schlafen kann, bis herab zum gemeinsten Araber unter seinem Zelte und dem Neger unter seinen Palmen in kühlern Nächten, und noch heute unsern Landsleuten in den Rockenstuben am warmen Ofen. Je abenteuerlicher, schrecklicher, schauderhafter, je lächerlicher und läppischer, desto besser. Die Perser haben ihren Firdusi oder das Heldenbuch Pantscha Tantra, das älteste indische Werk dieser Art, das wir aus Wilson kennen und das vielen späteren Schriften zur Grundlage diente, ja selbst unsrem alten Volksroman: „die sieben weisen Meister.“ Araber, deren älteste Gedichte, bekannt unter dem Namen Moullakut (die Aufgehangenen, d. h. im Tempel zu Mekka) schon ganz den Geist unsres abenteuerlichen Ritterwesens atmen, haben aber auch philosophische Romane, wie der „Naturmensch“, den Eichhorn 1783 verdeutschte.

Und die „Tausend und eine Nacht“, deren Verfasser nicht bekannt sind, wie vielen haben sie nicht Vergnügen gemacht selbst im Abendlande! Zur Kenntnis morgenländischer Sitten sind sie besser, als tausend abendländische neuere Romane, und die wiederholte Rede der Scheherasade: „meine Schwester schläfst du nicht, so erzähle mir, bis es tagt, die schönen Märchen, die du weißt,“ ist Sprichwort geworden. Freilich könnten viele dieser Märchen uns wieder zum Einschlafen bringen, aber gewiß nicht alle, und sie sind wenigstens nicht so riesenmäßig, als die der Rabbiner, z. B. von dem Vogel, dem einst ein Ei aus dem Neste fiel, das dreihundert Zedern niederschlug und mit seinem Dotter sechzig Dörfer überschwemmte; indessen, wenn wir wissen, daß der Vogel zum Braten be-

stimmt ist für alle Juden bei Erscheinung des Messias, so ist das Märchen ganz konsequent. Die „Wunderlampe, oder die Geschichte Aladdins“ in Tausend und eine Nacht gefällt doch besser, als der weiße Riesenhahn Mahommeds, der durch alle sieben Himmel reicht bis zum Throne Gottes, dem er den Morgen ankräht, wo dann unsre Hähne auf Erden nachkrähen; aber recht orientalisch ist, daß dies sein Krähen eigentlich eine Fürbitte ist für das Geschlecht der Hähne, als ob die Hennen nicht ebensoviel Wert hätten.

Die Abendländer, die Gallier und Franken, hatten so hohe Ideen von den Römern gefaßt, daß sie ihre durch Latein zum Patois gewordene Muttersprache gerne romanische Sprache nannten, und in dieser schrieben sie ihre Märchen, Contes und Fabliaux, Romane und Romanzen, welche letztere Versbau kennen, während Romane der freien Prosa angehören und wenigstens das Verdienst der Kürze haben. Wir müssen es um so verzeilicher finden, da wir Deutsche es mit der französischen Sprache ja ebenso zu halten pflegten, und endlich in der Revolution die Franzosen sich zwar Neufranken nannten, aber für Römer hielten bis 1815, wo sie etwas kleinlaut sprachen: „Wir müssen vergessen, daß wir die Welt beherrschten und Romanhelden waren.“

Rohe Zeitalter kennen nur Krieg, Mord, Brand, Entführungen und Liebesabenteuer, Wunder, Gespenster und Teufelsspuk, und diese sind denn auch die Gegenstände der ersten Romane. Roman und Geschichte ist solchen Zeiten eins; ja die uralten Sagen, Geologien, Kosmologien, die über die Rätsel der Natur, Welt und Menschheit uns das Woher, Warum und Wie? erklären, was sind sie anders als Märchen? Man wußte nichts, also dichtete man, und sind viele berühmte Hypothesen berühmter neuerer Philosophen mehr? — Die älteste Geschichte ist Roman, wie Vater Herodot gar oft, und die ältesten Romane sind Geschichte, wie Niebelungen (Ghibellinen?), Turpins Helden Karls des Großen, die Rolande, Tristan, Lancelot, Artur und die Ritter der Tafelrunde, Cid, Amadis, Bojardo, Rinaldo, die isländischen Sagen und die romanisierten Geschichten von Cyrus, Troja und Alexander. In diesen Fabelkreisen dreht sich die ganze Poesie des Mittelalters. Nichts als Helden! daher auch einige das Wort Roman vom griechischen rome, Stärke und Tapferkeit, wie die Stadt Rom, ableiten wollten. Der Glaube an das Wunderbare und das Vergnügen an Märchen liegt so in der Menschennatur, daß wir sie bei den Naturvölkern Nord- und

Südamerikas, in Guinea und Madagaskar finden. Diese Märchen alle haben Bedeutung, einen verborgenen Sinn; man muß sie nicht Lügen nennen, sondern Sinnbilder der Wahrheit. In den Kreuzzügen mischte sich noch orientalische Poesie mit ein, auch Schwänke, wie der im uralten spanischen Cid, der einem Juden bei einem Anlehen einen Kasten mit Steinen versetzt, als seinen Schatz, und da ihn nach seinem Tode der Jude am Bart zupft, fährt das Schwert Cids aus der Scheide eine ganze Spanne lang.

Im gläubigen Mittelalter galten alle jene romanisierten Geschichten für so gut, als die geprüftesten Historien mit Urkunden; sie flossen aus der Feder dummer, oft auch schlauer Mönche, berechnet auf den herrschenden Rittergeist und die heiligen Kreuzzüge (ließen sie ja selbst Karl den Großen einen Kreuzzug machen), und erregten in der That in den Köpfen unwissender Krieger eine Schwärmerei, wie die Siegwarte und Werther einst in den Köpfen verliebter Jugend. Sie wirkten offenbar auf das Romanhafte der Ritterwelt neben den Märchen des Orients, den nordischen Sagen und dem eignen Aberglauben des Abendlandes; den düstern Nebeln des Nordens gehören vorzugsweise die Elfen, Alraunen und Berggeister, die Zwerge, Riesen, Meerweiber und Meerdrachen an, sowie die bändereiche syrische Aramena ein Muster war. Man nannte diese Bücher Ritterbücher par excellence, libros de Caballeria; denn was sollte gemeines Volk, Bürger, die ja selbst noch vor hundert Jahren sich im Trauerspiel nicht sehen lassen durften — nur Könige und Helden durften auftreten, Prinzen, Prinzessinnen und Adel!

Alexander und Karl der Große wurden durch Märchen berühmter, als durch ihre Siege; und der gemeine Mann kennt Hektor nicht aus Homer, sondern aus den Spielkarten, und weil die Hunde seines Herrn Hektor heißten; Tancred und Richard waren die Helden des Mittelalters, und ohne die Märchen hätten wir keinen Bojardo, Ariosto, Tasso, keinen Oberon und Doolin. Wenn auch diese Romane halb der Geschichte und halb der Allegorie angehören, wie selbst noch unser Theuerdank und Weiskunig, so sind uns doch ihre Sittengemälde wichtig, weil sich darin der Geist der Zeit spiegelt; daher wir den Legrands und Reichardts danken wollen, daß sie uns viele dieser alten Romane durch Auszüge genießbarer machten. Die Romantik entstand in Frankreichs schönem Süden und wucherte im unserm schönen Schwaben; aber erst mit dem Erwachen der höhern Vernunft, die Fabel und Wahr-

heit trennt, können Romane entstehen, die eine erdichtete, aber mögliche Geschichte in nüchterner Sprache darstellen und wahre Gemälde der Handlungen und Sitten liefern, wodurch sie oft mehr Lehren als Geschichte und auch oft mehr Wahrheiten enthalten, als diese ernste Lehrerin.

Ein Witzkopf nennt Reisebeschreibungen die Romane der Philosophen, und gute Romane könnte man die Zeitvertreibe der Philosophen nennen, oder die Fabeln der Erwachsenen, wenngleich der gelehrte Bentley seinem Sohn, den er über einem Roman erwischte, sagte: „Wozu Romane, man kann sie ja nicht zitieren!“ denn Gelehrte sind nicht immer Philosophen. Die Fertigung eines vollkommen guten Romans erfordert das größte Talent; jedermann aber kann in ihnen mittelmäßig sein, und daher haben wir, die wir an guten Lustspielen und Satiren so arm sind, im Romanenfach wahre Blattlausfruchtbarkeit, und die Blattläuse verursachen offenbar Nervenschwäche. — Es ist doch besser, wenn einem Robinson in früher Jugend in die Hände fällt, wie mir (mein Vater und mein Lehrer wußten beide nichts von Emile, wo Robinson so empfohlen wird, daß sie mir das Buch eher weggenommen hätten), wenn auch die alte deutsche Ausgabe mit zwei Kupfern in zwei Bänden so weit unter Campes Robinson steht, als die damalige Erziehung in meinem Vaterstädtchen unter der jetzigen.

Die Theorie des Romans erwartet noch ihren Mann, und es wäre ein Verdienst, im zahllosen Romanenheer die Helden auszuzeichnen. Der Charakter des Romans beruht auf Idealisierung der Menschheit nach allen ihren Individuen und nach allen möglichen Modifikationen des Lebens, die ästhetisch darstellbar sind; seien nun die Darstellungen ernst, oder komisch und satirisch, lyrisch, episch, didaktisch und dramatisch, sentimental, moralisch bürgerlich, abenteuerlich, verliebt oder humoristisch; alle Formen sind recht, aber keine Klasse macht klassisch, wo das Romantische fehlt, ganz verschieden von romanhaft. Romanhaft ist phantastisch, seltsam, verschraubt; romantisch aber die idealische Mannigfaltigkeit im Zauber des Schönen. Das Ideal des Märchens und des Romans ist der Traum, Morpheus Apollo!

Der Geschmack an Romanen beruht auf dem natürlichen Interesse jeder Geschichte, ihrer Verwicklung und Auflösung, auf den angenehmen oder scheußlichen Bildern, die sie der Phantasie vormalen, und den sanften oder heftigen Leidenschaften, die das Herz ergreifen. Der Geschmack an Romanen beweist, daß die Szenen dieser Unterwelt das Ideal der Seele

nicht füllen, und daß sie etwas suche, wodurch sie sich höher hebe, und das findet sie nur in der Welt, die sie sich selbst oder der Dichter schafft. Alles was die geistigen oder die körperlichen Kräfte des Menschen in ein leichtes Spiel versetzt, ist angenehm; die Wirklichkeit und das mit Anstrengung verbundene Nachdenken ist es weniger, als der Flug der Phantasie, wo Willkür herrscht. Daher die Reize der Altertümer und der Ruinen von Burgen und Klöstern, die uns mit Bildern der Vorzeit füllen, und der Reiz aller Romane, die wirklich romantisch sind. Selbst für gesetzte Leute sind Tausend und eine Nacht und die Feenmärchen ein wahrer Koran, d. h. Lesung oder Leserei in Krankheiten, schlaflosen Nächten, Verstimmung und allen Zuständen, wo das Gehirn schwach ist. Es gibt Romane, wie die Heloïse, ohne welche gefühlvolle Seelen sich auf der Welt allein glaubten; von allen abgeschieden, wähnen sie, in ihm den Freund zu haben, der sie kenne; sie wandeln an der Hand der Phantasie hinauf in die Heimat der Ideale, wie der Künstler zu Rom hinauf in den Vatikan. Romane vermögen allein solchen ätherischen Seelen die Schmerzen zu lindern, die aus hohem Geiste und reizbarem Herzen entspringen, manchmal auch aus Fehlern des Charakters; Romane verwandeln Langweile in vollen Genuß; aber nur Genies schreiben solche Romane. Nur ein Rousseau darf es wagen, Liebende schon im ersten Teile glücklich zu machen und noch drei Teile folgen zu lassen. — Die meisten Romane drehen sich um Liebe, und es steht schon gut, wenn dieses à la Siegwart und Werther geschieht; wir haben weit gefährlichere Romane, und diese meinte jener Beichtvater. „Wenn ich Sie besuche," sagte er seiner Beichttochter, „so haben Sie einen Roman in der Hand und verstecken ihn, und kaum drehe ich den Rücken, so haben Sie wieder die Nase darin." Die Verleger haben bei solchen Romanen offenbar ihr Gewissen verlegt, und die Zensoren, die so oft Mücken säugen, scheinen auch Kamele verschlucken zu können; diese Romane werden nicht weggelegt, bis sie in succum et sanguinem vertiert[1] sind, es müßte denn der Liebhaber kommen — e questo dì non vi leggemo avanti![2] Solche Romane ergreifen das Herz, d. h. die Sinnlichkeit, nur feiner ausgedrückt und modisch; Liebende haben oft so große Schwierigkeiten zu be-

[1] In Saft und Blut verwandelt.
[2] Und an jenem Tage lasen wir nicht weiter.

siegen als die Eroberer; sie brauchen Aufmunterung, Mut, Rat, Klugheit.

Die Geschichte macht uns klüger, der gute Roman soll uns besser machen; jene unterrichtet, dieser soll auch erheben, rühren, erheitern. Wären alle Leidenschaften so behandelt wie die sauersüße Natur der Liebe, welche Entwicklungen verdankte man den Romanen! Aber meist zeigen sie eher die Welt im falschen Lichte. Romane sind Kunstwerke, die alle Begebenheiten so motivieren sollen, daß dem Leser die Motive deutlicher werden, die oft so tief versteckt liegen; aber wie ist es möglich, da die meisten Romane von weltfremder Jugend geschrieben werden? Unsre älteren Romane sind wenigstens naiv; wir sprechen vom Romantischen, und das ist den jungen Schreibern gerade recht; es fordert bloß Phantasie, leichten Flug ins Feenland und das allerliebste Helldunkel Jean Pauls. Indessen führt schon das Wort Roman eher zur Lektüre, wie Sternes Predigt über das Gewissen beweist; die las als Predigt keine Seele, im Tristram Shandy lasen sie Millionen. Ein guter Roman, ein Nationalroman, sowie ein gutes Lustspiel, lehren weit besser Charakter, Sitten und Gebräuche einer Nation kennen, als die Berichte flüchtiger Reisenden.

Der Roman gehört zur epischen Dichtungsart und liegt in der Mitte zwischen Poesie und Prosa. Er ist eine erdichtete Geschichte, die sich die Form einer wahren gibt (Unterschied vom Märchen), um durch diese Täuschung das Interesse zu fesseln, und da sie der Prosa näher liegt als der Poesie, so fesselt sie auch mehr, denn die Mehrheit ist doch prosaisch; aber diese prosaische Täuschung macht Romane nur desto gefährlicher. Aus der Zusammenstellung des Idealischen mit dem Wirklichen entsteht ein komischer Eindruck, der dem Riesenideal wie ein allzu kurzer Rock angezogen wird, und diese verzerrte Gestalt macht den komischen Roman, der weniger gefährlich ist als der ernste, aber vielleicht schwerer und daher seltner. Der wahre komische Roman ist in Deutschland noch ein Phönix, trotz der lügenhaften Aushängschilde komischer oder gar humoristischer Romane; die meisten sind papierne Krüppel und gedruckte Karikaturen.

> Und hätten sie, die Schmierer, nur
> Vom Acker Steine aufgelesen,
> Indes ein böser Geist in ihre Finger fuhr,
> So wär's doch etwas noch gewesen!

Jean Paul teilt die Romane ein, wie man die Kunst einteilt, in die italienische, deutsche und niederländische Schule

(wo bleibt die nicht unwichtige französische?) und scheint der letztern fast ausschließlich den komischen Roman zuzuteilen, was mich verdrießen würde, wenn er nicht wieder die humoristischen Romane in die deutsche Schule verlegte, und alle, welche das häusliche Leben schildern. Die niedrigste Idee vom komischen Roman hat wohl Miller, wenn er in der Vorrede seines Burgheims, nächst dem Geständnis, daß er keine Anlage zum Komischen habe (ein Hauptmangel, der die drei andern Hauptmängel aufwiegt), behauptet: „Wer lachen wolle, gehe lieber in Gesellschaft, denn die Stunden der Einsamkeit seien zum Lachen zu kostbar und heilig; der Quell der Empfindungen, der unter Geschäften und in der Welt so leicht auftrockne, müsse in solchen Stunden genährt und unterhalten werden; Lachen verleite fast immer zum Leichtsinn.“ Seine Siegwartlichen Hochwürden müssen gar keine Begriffe vom innern stillen Seelenlachen gehabt haben.

Es ist schade, daß die Mehrzahl der Romane bloße Halbpoesie zu sein pflegt, d. h. statt uns zu erheben oder uns das Wirkliche treu darzustellen, uns die verdorbne Welt in ihrer wirklichen Erbärmlichkeit noch zum Ueberfluß idealisiert und erbärmlicher malt als sie ist, wobei sich nur die gemeine Lesewelt ergötzen kann, was dem jugendlichen Genie, das sich zuerst durch Romanschreiben Luft zu machen sucht, gerade recht ist; und so wird dann die Leserei oder das Gegengift gegen Langweile eine Quelle von Verderbnis. Alles das wäre nicht, wenn man den Hauptcharakter des Romans, der weder Märchen noch Idylle, weder Novelle noch Epos ist, sondern prosaische Charakterzeichnung der Menschheit und deren Entwicklung durch Handlungen und Situationen, über dem Romantischen nicht aus dem Auge verloren hätte.

Bei der furchtbaren Menge der Romane, womit sich die Lesewelt in der Stille mehr unterhält, als mit dem Theater (dies kostet zwölf bis vierundzwanzig Kreuzer, ein Roman für den Tag zwei Kreuzer), wäre eine Lesebibliotheken-Polizei weit wichtiger als eine Theater-Polizei, und bei nichts das obrigkeitliche Admittatur so notwendig, als bei dem Katalog der Bücherverleiher, die weit mehr unwissentlich als wissentlich sündigen. Man sollte über ihn jedes halbe Jahr ein Autodafe halten, wie der Pfarrer und Barbier über die Büchersammlung Don Quixotes. Ob da nicht Casanova in zwölf Bänden hinausgeworfen würde? In der Ursprache möchte er immer bleiben; denn an denen, die ihn so lesen, ist nichts mehr zu verderben.

Romane sind der Barometer des Zeitgeistes und der Kultur einer Nation, der Spiegel der Zeit, der Sitten und noch mehr der Krankheiten der Seele und charakterisieren ihre Nation. Im britischen Roman schlägt der Humor vor, im französischen Witz und Spott, im deutschen Ernst, Gefühl und Häuslichkeit. Gewisse Gelehrte haben, wie schon gesagt, das Wort Roman von rome (Stärke) ableiten wollen, und in der That, Romane machen die Stärke der Bücherverzeichnisse, die Stärke vieler Buchhandlungen und auch die Stärke der Belesenheit unsrer Jugend, ja selbst vieler einsam lebenden Landjunker, pensionierter Offiziere, Beamten und Landpfarrer aus, die es sogar oft der Diskretion ihrer Winkelbuchhändler überlassen, was sie ihnen schicken wollen; wie die Damen höherer Welt es mit französischen Romanen zu halten pflegen, deren eine das Wort Roman von Rheims ableiten wollte, weil da das vom Himmel gefallene Oelfläschchen aufbewahrt wird, das zwar die Könige Frankreichs salbte und heiligte, aber meines Wissens keine französischen Romane, und noch weniger französische Damen.

Romane gleichen viel dem Büchlein des Engels, das der apokalyptische Hans verschlang, süß im Munde fand, aber grimmig in seinem Bauche; und doch verschlingen unsre Schönen solche Büchlein zu Dutzenden, und sie sind Bedürfnisse geworden, wie Essen, Trinken und Schlaf. Die Bessern tadeln oft selbst das Geschreibsel, aber weibliche Neugierde will doch den Ausgang des närrischen Dinges wissen; andre aber weissagen daraus, und das erste, was sie daraus lernen, ist Liebelei, die jetzt gleich nach der Konfirmation beginnt. Das ist ein elender Primaner, der nicht sein Mädchen hat, seinen Roman auf der Universität fortspielt und jede Woche Briefe schreibt und erhält; woher Zeit nehmen, Kollegien zu schreiben? Geht aber nicht alles nach dem Kopfe, so weiß man, was Werther und Mariane gethan haben. Die allgemeinste und schlimmste Folge der Romanleserei scheint mir die, daß unsre Schönen, gleich der Sophie, nichts als Lesse und Selten wollen, die ehrlichen Puffs hinwegwerfend behandeln und entweder sitzen bleiben, oder seelenfroh sein müssen, wenn sich noch ein armer Subrektor Kübbuz meldet.

Alle Modeleser gehören zur Sekte der Nominalisten; Realisten sind fast ausgestorben; der geringste Fehler ist, daß diese Romane den guten Geschmack verspießt, verkramert und verschlenkert haben; immer besser wäre noch das Verfontainen, Verschillingen, Vervelden, Verpichlern 2c. gewesen, wenn die Phantasie nicht solche Tugendhelden und Heldinnen geschaffen

hätte, daß man oft unwillig hätte ausrufen mögen: Laßt mir das Laster kommen! Die Tugend ist der schönste Roman! — Selten wissen diese Leser ein andres Urteil zu fällen als: „das Buch ist gar hübsch, es hat mich göttlich unterhalten;“ mancher Leserin hat sogar die Iphigenie und die Jungfrau von Orleans viel Spaß gemacht. Wenn je Titel zum Ziele führten, was müßte nicht geworden sein, als Elisa erschien, oder das Weib, wie es sein sollte? Robert, oder der Mann, wie er sein sollte? Man hielt es damit, wie einige Weltdamen mit den von mir geliehnen Büchern; sie wollten mir nur glauben machen, daß sie auch Geschmack hätten an solchen Büchern, und sahen sie gar nicht an.

Das Dienstmädchen wird nach dem Lesekabinet geschickt, etwas Schönes zu holen; sie verlangt Feuer und Schwert, und der Bibliothekar weiß schon, daß Körners Leyer und Schwert gemeint ist; es fehlt nicht an Abwechslung; unsre Romanfabrikanten, die ohne Romane mit Schwefelhölzchen handeln müßten, beschämen das Sprichwort, daß aus zehn Büchern das elfte werde; sie machen aus zehn wenigstens wieder zehn neue, sie drucken und drucken, denn die Deutschen haben ja die Buchdruckerkunst erfunden; Romane gehen ab wie warme Semmel; man kann sie lesen, ohne dabei denken zu müssen; sie sind Basedows Zuckerbuchstaben, die den Kindern das Lesenlernen erleichtern sollten, und schöne Kinder wollen ja alles ohnehin auf dem süßesten Wege haben.

Ein französischer Buchdrucker scheint jedoch unsre Schmierer noch zu beschämen, Retif de la Bretonne; er schrieb über hundert Bände und fertigte Romane, ohne sie geschrieben zu haben, denn während er setzte, bildete sich Plan und Ausführung in seinem Kopfe. Das Glück des Konservations-Lexikons, das einzig ist, freut mich, weil ich einen Beweis darin zu finden glaube, daß die Romanenwut sich abgekühlt hat. Die Welt will einmal in leichter Manier unterhalten sein.

Romane gehören zu den heimlichen Sünden der Jugend, namentlich der weiblichen, und die Polizei sollte keine andre Romane dulden, als in Folio, gebunden in Holz mit Schweinsleder und Messingbeschlägen; aber nun kamen schönvergoldete, bemalte und bebildete Almanache, die besten Buchhändlersartikel, denn der Verleger stellt den Schmierer um das elendeste Taglohn an, wie der Pflanzer den Neger. — Sultan Oulong liebte Zadig mehr als die Tausend und eine Nacht, nicht so die Sultanin. Mais, comment pouvez-vous préférer des contes sans raison et qui ne signifient rien? — Cest précisement pour

cela,[1] sagte die Sultanin. Wahrlich, ich bedaure die armen Dienstmädchen, was sie sich in Lesestädten ablaufen müssen; sie bringen oft das unrechte Buch, oder gar keines, weil sie den Titel nicht merken konnten, wie die, welche Majers gründlichen, jedoch kurzen Unterricht in der Kochkunst holen sollte, sie verlangte: „Den kurzen Jedoch.“ Es werden jährlich Millionen mehr Eicheln verzehrt, als Ananas und Artischocken; aber wer verzehrt sie? Ich muß von den drei Stützen unsres Buchhandels, den Romanen, Taschenbüchern und Journalen, die nicht bloß die Augen verderben, sondern auch die Zahl der Bücherblättrer, der Halbgelehrten, Schwätzer und Dichterlinge täglich mehren, sagen, was Kästner von Almanachen:

Verklebt dürft' es wohl sein, manch Almanachsgedicht,
Mit Golde braucht es eben nicht!

Die Badekur und Bäder.

Die Bäder gehören unter die besten Mittel gegen jene Modeübel, die wir von unsern Nerven ableiten, wenn wir sie nur nicht selbst zu einem neuen Modeübel machen, wie es fast scheinen will. Deutschland zählt wenigstens hundert berühmte Bäder, von denen unsere Voreltern nichts wußten, und fast jedes Jahr entstehen neue, was jedoch auch sein Gutes hat: so verderbt eins das andre, und die Nervenübel, die wir vielleicht schon im Keime mitbrachten, lassen sich ohnehin nicht wegbaden. Es könnte nichts schaden, wenn ein Sachkenner zu den vielen Schriften über Bäder, wobei ich Neubecks Gedicht: „Die Gesundbrunnen“ empfehlen will, noch eine hinzufügte: Ueber Bäder, die den Patienten nichts geholfen haben. Ich kann es dem Witzbold verzeihen, der an ein neuangeleg-

---

[1] Aber wie könnt Ihr Erzählungen den Vorzug geben, die keinen Sinn haben, die nichts bedeuten? — Gerade deshalb.

tes, wenig besuchtes Bad, das dem verschuldeten Städtchen viel kostete: schrieb:

Zu diesem Bad sieht man gar wenig Fremde wallen,
Nur Einer badete, er war — hineingefallen.

Flüsse und Meer waren wohl die ersten Bäder, und wahrscheinlich haben sich schon Adam und Eva, die ja zwischen vier Flüssen wohnten, gebadet, als sie die Behaglichkeit der Tiere beobachteten in und nach dem Bade. Noch heute baden in Südamerika die reichsten Damen im Flusse. Die erste Frage ist: „Ist's Wasser kühl?“ und dann schwimmen und plätschern sie wie Fische. Das Bad kostet nichts, man nimmt und gibt Besuche im Wasser, und so ein Bad im La Plata oder im Ganges mag gar angenehm und gar verschieden sein von einem Bade in der Newa oder im Nesenbach. So hielten es auch die alten Germanen; aber selbst unsere nähern Voreltern zur Zeit der eigentlichen Badeanstalten würden zu gewissenhaft gewesen sein, um Urlaub nachzusuchen, und viel zu haushälterisch mit Geld und Zeit, um in den Hundstagen außer dem Hause herumzulaufen. Unsre guten Alten hatten mehr Ehehaften als wir kennen, und statt unsrer Kurmonate und Präservativen ein herrliches Präservativ gegen alle Krankheiten — Lebensordnung.

Man fand Flußbäder und Baden so behaglich, daß man wohl darauf dachte, den wohlthätigen Genuß in die Wohnungen zu verpflanzen, und bald folgten öffentliche Bäder und Mineralquellen, um welche sogar ganze Dörfer und Städte entstanden, wie um die Ritterburgen. Es war das erste Gesetz der Gastfreundschaft, dem Gastfreunde, der oft schmutzig genug daherkommen mochte, da man noch keine Schuhe und Hemden kannte und zu Fuß kam, ein Bad zu bereiten. Schon Circe suchte Ulysses aufzuheitern durch Bäder, Andromache bereitet ihrem Hektor ein Bad, und Herkules, der Gott der Stärke, war auch Gott der Bäder, und zwar der warmen, die unsere Aerzte so lange verleumdeten. Die Mythe von der Medea, daß sie alte Leute gekocht und so verjüngt habe, deutet auf warme Bäder; die Tochter Pharaos aber liebte kalte Bäder und fand so den Moses. Griechen und Römer, wie das ganze Mittelalter, scheinen mehr drauf los gelebt zu haben als wir, sowie die Morgenländer heute noch neben Mangel an Bewegung und Genuß fetter gewürzter Speisen, und doch — hörte man je etwas von dem traurigen fünften Temperamente, von Nervenkrankheiten und Gicht? Sie kamen mit Hautkrank-

heiten ab, und — badeten und baden. Keusche Najaden und Nymphen waren die Priesterinnen der heiligen Quellen, anzuzeigen, daß man sich rein halte nicht bloß von außen, sondern auch von innen. Denn körperliche Reinlichkeit wirkt doch immer einigermaßen zurück auf Reinheit des Gemüts, wenigstens pflegen ungesittete Völker, wie Slaven, Grönländer, Lappen, Hottentotten, eigentliche Wilde &c., unreiner zu sein denn andere. Morgenländer sehen stets mehr auf Reinlichkeit als Abendländer. Gelehrte sollten doppelt daran sein, äußere Zucht und Würdigkeit besser zu behaupten, und ja nicht Meusel folgen, der gelegentlich der Bäder sagt: „Ich habe diese Hautgerberei nie geübt und bin 75 Jahre alt geworden.“ Lieber Meusel, Sie wären vielleicht mit gehöriger Hautkultur 95 geworden. Ob Kant je gebadet hat? Auf seine durch Staub und Rauch grauen Zimmerwände konnte man mit dem Finger leserlich schreiben, und er hielt eine solche von selbst entstandene Tapete für besser als erkaufte — sie sind so gar selten nicht und man könnte sie tapis de garçon (Hagestolztapeten) taufen.

An allen Grenzen des weiten Römerreichs finden wir neben Kastellen Badestuben, und in ihrer Hauptstadt gab es 22 warme, 856 kalte öffentliche Bäder und 880 Privatbäder. Diokletians Bäder übertrafen noch die des Caracalla an Umfang und Pracht, und noch bewundern wir ihre Ruinen, wie die Thermen der Livia und des Titus, und unsere berühmtesten Bäder sind dagegen, was das Kolosseum gegen die Theater deutscher Reichsstädte, die doch auch von Consul Senatus Populusque zu sprechen wußten. Was sind unsere übelriechenden Badestübchen gegen die mit Marmor, Bronze und Mosaik ausgelegten Prunkzimmerchen mit der wiegenartig schwebenden Badwanne, wo Wohlgerüche dufteten und die schönsten Sklaven und Sklavinnen aufwarteten? Manche unserer Badebedienung müßte vor allen Dingen zuerst gebadet werden. In den Badewannen hätte oft schon ein stattlicher Aal Mühe, sich umzuwenden, und man könnte dabei fragen: Sollen hier Menschen gebadet oder Schweine gebrüht werden? Die Inschrift des Antonin verdiente mit goldenen Buchstaben in allen Badeörtern zu stehen: Curarum vacuus hunc adeas locum, ut morborum vacuus abire queas; non curatur, qui curat.[1]

Die Bäder, die anfangs Reinlichkeit, Behaglichkeit, Ge-

[1] Sorgenfrei betritt diesen Ort, damit du ihn krankheitsfrei verlassen könnest; wer heult, wird nicht geheilt.

sundheit, Stärkung nach einer Reise, Schlacht oder sauren Arbeit und gymnastischen Uebung zum Zweck hatten, wurden nur zu bald Sitze der Ueppigkeit und Weichlichkeit. Man badete jetzt tagtäglich; aber so wie die nützliche Gymnastik durch die blutige Athletik in Verfall geriet, so durch das Verderbnis der Sitten die nützliche Bädersitte. Die Moral des Christentums fing an mit Recht gegen diese Bäder zu eifern.

Die Moslems oder Araber, als sie sich über das Abendland verbreiteten, brachten die Bäder wieder in Gang und zu Ehren, am meisten aber wohl die Kreuzzüge, wo man manche Sitte des Morgenlandes annahm, die gut war, ja selbst freiere Religionsansichten gewann. Der große Karl liebte die Bäder sehr, vermahnte alle zum Gebrauche derselben, und badete sich zu Aachen traulich und gemeinschaftlich mit seinem ganzen Hofe. Schon unsre großen, baumstarken, weißen Germanen mit roten Haaren und blauen Augen, badeten wie die Wilden, und der Rhein war das geringste Hindernis, wenn sie, wie die Kosaken auch, sich in Gallien ein bißchen umsehen wollten. Sie tauchten ihre Kinder, gleich nach der Geburt, über und über in Wasser. Aber uns Knaben war das Baden schwer verboten, der Sünder schwer bestraft, man erlaubte uns höchstens ein Sandbad, wie Hühnern. Wie viel unsre Alten vom Baden hielten, beweisen die Redensarten: einem ein schlimmes Bad zurichten — ihm das Bad gesegnen — das Kind mit dem Bad ausschütten — das Bad austrinken müssen — sich in Genüssen, in Thränen baden — baden im Blute der Erschlagenen.

Das Mittelalter hatte eine eigene Bader-Innung. Wir lassen uns bloß den Bart kratzen, allenfalls auch schröpfen und zur Ader, aber ans Baden denkt niemand mehr beim Worte Bader. Ritter badeten sich vor dem Ritterschlage, wie Brautpaare und Hochzeitgäste vor der Hochzeit. Es gab Ritter vom Bade, der zahlreichste Orden, wenn es bei Orden immer auf Sinn und Bedeutung ankäme. Die Britten haben einen Badeorden, den ich für Badende öfters allgemein wünschte um der Geselligkeit willen, und damit mancher wackere Badgast doch nicht in der Gesellschaft nackend dastünde unter den vielen Groß-, Kommandeur- und Ritterkreuzen der Bäder. Vornehme Kranke haben schon Karlsbad und Pyrmont verlassen, weil in diesen Modeplätzen schon alles besetzt war und ihnen doch nicht zugemutet werden konnte, sich unter das Bürgerpack zu mischen. Ich hätte sie wohl fragen mögen: „Aber wie geruhen Euer Gnaden es denn mit dem Wasser selbst zu la-

ten, das ja für alle ist? Sie werden doch nicht eau de mille fleurs wie Molken getrunken haben?"

Im Mittelalter munterten Badersjungen jeden Sonnabend, unter Beckenklang, das Volk zum Baden auf; und wöchentlich Baden war ein Polizeigesetz für Handwerksbursche. In den Klöstern gab es Seelenbader, d. h. Stiftungen pro remedio animae[1] für Aermere, die vernünftiger waren als die sogenannten Seelenmessen. Die schlauen Kutten benützten solche nicht selten zu kleinen Fischzügen, und schwatzten den Badenden allerlei Zeug vor, so daß bis auf heute das Wort salbadern in der Sprache geblieben ist. Die Kreuzzüge vermehrten die Badeanstalten nicht wenig. Kreuzfahrer lernten die Sitten der Morgenländer, nahmen die teuersten aller Bäder, die Bäder des Jordans, und ein mit aus dem heiligen Land gebrachtes Geschenk, der Aussatz, trug noch mehr dazu bei.

Die vielen pestartigen Seuchen im vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert aus Mangel an Polizeianstalten, nächst der allgemeinen Verwilderung und Sittenlosigkeit, machten die Badeanstalten eingehen, die auch weniger nötig waren, da man jetzt anfing, Schuhe und Strümpfe, vorzüglich aber Hemden von Linnen zu tragen. Aber man weiß, daß der gemeine Mann sein Hemd nicht allzuhäufig wechselt, daß selbst im wohlhabenden Mittelstand ein reines Hemd noch Sonntagsstaat ist, folglich möchten immerhin wieder die Handwerksburschen am blauen Montag von hochlöblicher Polizei ins Wasser gejagt, und die Dorfschulmeister (oder andere) angehalten werden können, die liebe Schuljugend in die Schwemme zu treiben, damit sie wieder härter werde. Wollte man den Menschen vor dem Tiere auszeichnen, so könnte man sie ja zahlen lassen, wie es die Römer machten, einen Quadrans, einen Batzen, wofür der Balneator die Kleider bewachen könnte, den fur balnearius aber, d. h. den Kleiderdieb gleich einem Sacrilegus (Tempelräuber) bestrafen zum Besten des Schulfonds.

In Rußland ist Baden Volkssitte, Qualmbäder, und daher sind die Russen so kräftig und so frohsinnig, mehr als wir; jedoch möchte es vorderhand uns mit den Qualmbädern gehen wie Peters Matrosenkindern; sie sollten sogar Seewasser trinken lernen, und starben. Russen lieben heiße, Britten kalte Bäder; wir wollen uns hier in weiser Mitte halten an

[1] Zur Heilung der Seele.

lauwarme. So lange man noch jung ist, sind jedoch Flußbäder zu empfehlen, und man kann dabei Naturgeschichte studieren. Die kleinen Fischchen, die uns nahen, machen aufmerksam genug auf das Reich der Fische, und auf Insekten die Florfliegen (libellulae), die wir bloß Wasserjungfern, Wassernymphen ꝛc. nennen, die Franzosen aber weit galanter Demoiselles, Julie, Sylvie, Sophie, Louise ꝛc. In vielen Gegenden Deutschlands kann man mitten im Sommer unter ein förmliches Schneegestöber im Bade gelangen — von Haften oder Ephemeren, und fromme Betrachtungen anstellen über die Kürze des Lebens.

In keinem Lande wird verhältnismäßig mehr gebadet, als in der Schweiz, und nirgendswo weniger als im wasserreichen Holland, und wie verhalten sich die Kinder der Alpen und der Sümpfe? Der schönste Menschenschlag ist, nächst den vielbadenden Türken, auf den lieblichen Inseln des stillen Ozeans zu suchen, wo sie oft dreimal des Tages baden, so wie wir essen und trinken; sie schwimmen im Meere wie die Fische, spielen mit Meereswogen und Brandungen, und sind stets fröhlich. Wir reden und schreiben gar viel von der Wiedergeburt der Deutschen, von dem Mute, der Stärke, der Schönheit und dem Freiheitssinn unserer Altvordern; fangen wir einstweilen mit dem Leichtesten an, und baden: Bäder, wo es angeht, selbst Schwimmschulen, wie Kirchen, Schulen und Dorfschenken.

Die höhere Welt scheint schon im Mittelalter die Besuche der Bäder zu den Ehrenausgaben gezählt zu haben, wie die Aerzte zu den bequemsten Mitteln, sich bedenkliche Kranke vom Hals zu schaffen, und in unsern Zeiten ist Baden ganz Mode. Fast jede Familie von gutem Ton glaubt jährlich eine kleine Badefahrt notwendig, und die Weise der Väter, vierzig Tage zu fasten, hat sich umgewandelt in vierzig Tage zu baden, und dann allenfalls zu Hause zum Schadenersatz etwas zu fasten, aber man kann auch zu viel glauben. Fast jedes Bad hat seinen Panegyrikus (Lobredner). Es ist ein großer Unterschied zwischen Wasser und Wasser, und neue Bäder heilen; die Geheilten werden genannt, die Ungeheilten schleichen stille fort. „Wasser thut's freilich nicht," spreche ich mit Dr. Luther, schlage aber Entfernung von verdrießlichen Geschäften oder Familienverhältnissen, Bewegung, Luftveränderung, besseren Tisch als der gewöhnliche, und bessere muntere Gesellschaft so hoch und höher an als das Wasser.

Unsere Zeit dringt auf Menschenkenntnis, die auch nie

nötiger war, und welche Orte wären geeigneter dazu als große Bäder, gerade wie große Reisen? Hier finden sich die meisten Kranken, mehr moralischer als physischer Natur, und Originale aller Art, gerade wie gewisse Pflanzen, die nur im Wasser fortkommen. Wer sich zum weltverachtenden Humor emporgeschwungen hat, ärgert sich über kein Original und keine Kopie der höheren Welt: sie machen ihm gerade die angenehmste Diversion, und wer über seinem Humor den Gesellschaftston nicht vergessen hat und sich zu insinuieren weiß, ist nirgendswo besser in den leidigen Hundstagen als in einem großen Bade, und lernt da mehr als im berühmtesten Hörsaale.

Der Geschmack am Baden ist gestiegen. Zimmermann, Hufeland und Marcard haben viel dazu beigetragen, und viele deutsche Bäder dürfen es mit dem Auslande wohl aufnehmen. Diese Heilmethode ist immer besser als die alte, wo man in eingesperrter Stubenluft unter dicken Federbetten ausdünsten mußte. Sie gewährt frohere Ansichten, mehr Lebensenergie und weniger Gicht und Nervenjammer, weniger Klagen und Launen, späteres und kräftigeres Alter. Pythagoras schloß von der Reinlichkeit des Leibes auf Reinheit der Seele und des Geistes; vielleicht bannt das Baden selbst den Teufel der Mystik und sogenannter gottseliger Erweckungen. Hiezu noch den lieben Frieden — weniger Soldaten, weniger Auflagen, etwas mehr Freiheit, bessere Herbste und Einheit des deutschen Bundes — was wollen wir hienieden mehr?

Wir haben Land- und Seebäder, wir baden in allen Elementen — Wasserbäder, Luftbäder, Erdbäder, und die russischen Schwitzbäder können als Feuerbäder gelten; ja wir haben elektrische, magnetische und Merkurialbäder, Oel-, Wein-, Milch-, Molken-. Salz-, Kräuter-, Schwefel-, Schlacken- und Ameisenbäder. Man hat Erdbäder zu Wiederbelebung von Scheintoten vorgeschlagen, schwache Kinder in frische Gruben gelegt, um sie zu stärken, und wahr ist, daß der Dunst aus frischgepflügter Erde heilsam ist, wie die Alten schon wußten und die Gesundheit des Landmanns hinter dem Pflug beweist. Menschenblutbäder gegen den Aussatz hielt ich für Fabel, bis ich die Menschenblutbäder des Mannes selbst erlebte, der aromatische Bäder sehr liebte und mit geheimem Aussatz von Gott gestraft war. Der Mann saß zuletzt auf St. Helena oft drei Stunden lang im warmen vulkanischen Bade, aber einer um den andern von seiner Gesellschaft lief davon, und die Bäder ohne Blut wollten so wenig anschlagen, als die Burgunderbäder des Königs von Westfalen. Im Jahr 1821

badeten sogar zu Brighton fünfzig Hunde des Königs, und Pferdebäder haben wir auch: Bäder über Bäder und deren Beschreibungen, und Mineralwasser wird jetzt weit mehr analysiert als Griechisch und Latein.

Groß und reichhaltig ist der Genuß, in den Hundstagen mit einigen Freunden um ein Bethesda sich sammeln zu können im dolce far niente, und ich verdanke solchen Genuß dem gütigen Schicksal, wobei ich nur, eingedenk obiger Lehren, den Thermophilen (Bäderfreunden) sagen muß, daß ich weder Amt, noch Familie, noch Schulden habe, einfach wie Seume und einsam das ganze übrige Jahr hindurch zu Hause sitze, und nur ins Bad gehe, wenn ich etwas übrig habe. Im Bade finde ich mich wiedergeboren. Krank bin ich, Gott sei Dank, bisher nie in ein Bad gekommen, und so lache ich um so leichter der ohnmächtigen Hitze des Hundssternes, und wer wollte nicht einige Hundswochen ertragen, der Hundejahre erlebt hat, und so viele um sich siehet, die das ganze Jahr hindurch Hundetage ertragen müssen? Der angenehme Reiz der Wärme des Wassers beruhigt mehr als Hoffmanns Tropfen und führt den balsamischen Schlaf herbei, Eßlust, Trinklust, Scherzlust. Wenn man nur halb mäßig bei diesen Lüsten ist, wird man fett wie ein Dompfaff, und bedarf starker Portionen, so daß man es dem Badewirt kaum verargen kann, wenn auch er seine Portionen verstärkt.

Nichts geht über ein Seebad; nach einem Bade schon ist die Müdigkeit wie weggeblasen und nach mehreren fühlt man sich stark zu den Thaten eines Herkules. Der Anblick des Meeres, das Rollen seiner Wogen, Ebbe und Flut, die stärkende Seeluft, die Millionen Seegeschöpfe, die nach der Ebbe zurückbleiben, das erleichterte Schwimmen im Seewasser, die frischen Seefische 2c., wo sind die Landbäder, die Gleiches gewähren? Vor Jonas' Schicksal darf man an keiner deutschen Küste bangen. Fische, die einen Propheten fressen, sind so selten als die Propheten, und die Reihe wäre eher an den Fischen, bange zu haben. Jammerschade, daß Seebäder den natürlichen Fehler haben, an den Grenzen der Länder zu liegen; indessen, da wir immer höher steigen, werden sie doch besuchter, und in der That, der Binnenländer ahnt gar nicht, wie viel er vom Leben verliert, wenn er nicht wenigstens einmal am Meer, auf dem Meer und im Meer gewesen ist —

O Wonne, o Wonne,
Mit Mond und mit Sonne
Zu baden im Meer!

Bäder sind die wahren Brünnlein Gottes, die Wasser die Fülle haben, und die Naturszenen der Seebäder die wahre Gloria in excelsis[1] — Ischia! Non cuilibet licet adire Corinthum![2] Begnügen wir uns mit den heilquellenreichen Thälern unsers deutschen Südens; wir haben Baden bei Wien und Baden in Baden und in der Schweiz, die Rheinbäder und die Schwabenbäder Wildbad, Niedernau und Cannstatt, aus den romantischen schwarzen Nadelhölzern in das heitere Neckarthal in die Nähe der Stadt am Nesenbach. Pyrmont und Karlsbad sind wohl unsre berühmtesten Bäder, die Rhein- und Weserbäder auch nicht zu verachten, und ich habe sie alle genossen; aber die Natur ist doch schöner um jene, sie sind wohlfeiler, und was für manche viel ist, weniger vornehm — doch variatio delectat, Abwechslung macht Vergnügen.

Meine Bäder sind seit mehreren Jahren, wo ich weder weit reisen mag, noch den Aufwand großer Bäder mehr bestreiten kann, die Bäder meiner Umgegend (das Bitterwasser von Pilna thut schon das Uebrige), klein aber niedlich, still, aber desto genußreicher für den einfachen und auch stiller gewordnen Alten, arm, aber ehrlich — ohne Spieler, ohne Chevaliers d'industrie u. s. w. Einige muntere Militär-Invaliden genügen dem Zivil-Invaliden; indessen wollte ich doch anraten, solange die Ebenbürtigkeit des Zivils mit dem Militär noch nicht ganz ausgemacht ist, zuvor das Terrain zu studieren. Krieg ist Ausnahme, Friede Regel; aber doch wieder der Umstand wichtig, daß es gar nicht einerlei ist, ob ich civiliter oder militariter den Kopf hergebe. Im Bade singe ich mit wahrer Andacht:

Moses schlug den Felsen dort,
Und er ließ sein Wasser springen,
Hier muß auf dein starkes Wort
Aus der Kluft ein Brunnen dringen,
Daß er uns in mancherlei
Ein gesunder Jordan sei.

Wenn die Brünnlein Israel
In der Welt gar sparsam fließen,
Läßt Gott dennoch unsre Seel'
Noch ein Tröpflein stets genießen.
Laß bei deinem Gnadenschein
Hier den Brunn' des Lebens sein!

---

[1] Himmlische Herrlichkeit.

[2] Ischia, Insel bei Neapel mit Seebädern. — Nicht jedem ist es vergönnt, nach Korinth zu reisen.

Nachtseite des Lebens und Dämmerung.

1. Der Schlaf.

Komm, erquickender Schlaf, schweb' aus Elysiums
Myrtenhainen herauf, freundlicher Genius,
Mit der Palme des Friedens
Und dem Kelch der Vergessenheit!

Wer sollte den balsamischen Schlaf in der ambrosischen Nacht nicht lieben, diesen wohlthätigen, lebensverlängernden Stillstand, der als wahrer Pendel unsrer Lebensuhr solche täglich ordnet und uns am Morgen um einen ganzen Zoll größer macht als wir Abends waren? Wer wollte nicht dieses göttliche Intermezzo des Erdenlebens hochschätzen, wornach sich jeder sehnt, der des Tages Last und Hitze getragen hat, so wie sich der nach dem ewigen Schlaf sehnt, der alt, krank, arm, verfolgt und lebenssatt ist? Die erste Frage an einen Unglücklichen oder Kranken, ja selbst Gesunden, sollte sein: Wie schlafen Sie? und die zweite: Wie alt sind Sie? Es fehlt uns noch ein gut und schön geschriebenes Werk über die physische und moralische Natur des Schlafes und seinen Einfluß auf Körper, Geist und Leidenschaften.

Der Schlaf ist nicht das rechte Bild des Todes, wenn der Tod ein Erwachen zu einem höhern Leben ist, kein Herabsinken des tierischen Lebens in das Pflanzenleben, denn er hat so gut psychische als physische Ursachen. Anstrengungen, Blutverlust, heftige Hitze und Kälte, geistige Getränke, berauschende Gifte ꝛc., mechanische Einwirkungen aufs Gehirn, willkürliche Hervorrufung durch Niederlegen, Stille und Musik ꝛc. sind solche Ursachen. Der Schlaf ist nur eine aufgehobne Gemeinschaft der Seele mit der äußern Natur, die Seele wacht, und wenn sie sich mit der Bilderwelt der Phantasie beschäftigt, so träumen wir. Wir wissen, daß selbst Scheintote bemerkten, was um sie vorging, die Zubereitungen zu ihrer Beerdigung mit Angst sahen, aber außer Stande waren, ein Lebenszeichen zu geben. — Der Schlaf ist das einzige Geschenk, das uns die Götter ohne Arbeit gaben, mit der Arbeit aber dreifach versüßen; der Schlaf ist ein Palliativmittel, der Tod das letzte Heilmittel, das heroisch kuriert. Sterne hat ein herrliches Lobkapitel über den Schlaf, Shakespeare im Macbeth preist ihn mit

wenigen kräftigen Worten, aber Sancho Pansas Ausruf enthält das allergrößte Lob: „Gott ehre mir den Mann, der die hübsche Sache erfunden hat, die man Schlaf nennt!“

Adam, als er zum erstenmale einschlief, muß geglaubt haben, er fange an zu vergehen, und träumte er, so muß ihm notwendig die Poesie des Geistes wie reine Prosa und seine Träume wie Wirklichkeit vorgekommen sein; denn so kam die Sache Tausenden seiner Nachkömmlinge noch vor. Er hinterließ ein böses Beispiel, daß er schlief, ohne vorher gearbeitet, gespeist oder geredet zu haben, schlief so fest, daß man ihm eine Rippe aus dem Leibe nehmen konnte, ohne daß er es gewahr wurde, und zuletzt nahm er gar ein Weib im Schlafe. Adam kann daher füglich als Muster eines echten Schläfers gelten, wenn man nicht lieber den Vater der Götter dafür gelten lassen will, den wie einen Erdengott Juno mit dem Gürtel der Venus einschläferte auf dem Ida, damit sie und Neptun mit dem verhaßten Troja machen konnten, was sie mochten; oder auch das Murmeltier kann gelten. Dieses Alpentierchen hat einen solchen festen Winterschlaf, daß es der Jäger in der Tasche heimbringt, ohne daß es erwacht. Solche Murmeltierchen leben genug unter uns, nur mit dem Unterschiede, daß sie zwischenhinein täglich einigemal fressen. Wie wenige folgen dem, was Jupiter dem Agamemnon im Traume sagt:

Keinem Richter gebührt es, die ganze Nacht zu durchschlummern,
Dem zur Hut sich die Völker vertraut und so mancherlei obliegt;

sondern eher Homers männerbeherrschendem Sauhirten:

Lang sind unendliche Nächte, dann ist es die Zeit, daß wir schlafen,
Zeit auch, satt des Gespräches zu sein; zu viel ist beschwerlich.

Der Schlaf ist das stärkende Ausruhen, nicht bloß des Körpers, sondern auch unseres Denkorgans, daher lang entbehrter Schlaf Wahnsinn erzeugt, bei den Tieren aber Sanftmut und Gelehrigkeit. Nichtdenker schlafen daher am besten. Die ermatteten Muskeln des gemeinen Arbeiters bedürfen zwar der Ruhe; aber da dieser weniger denkt und empfindet, so wird er durch Wachen auch weniger angegriffen als die feinere Welt, welche die Denk-, Phantasie- und Nervenkraft weit mehr in Bewegung setzt; daher das lange Schlafen der Vornehmen und der Damenwelt. Eine angenehme Langweile durch Musik, Zählen, unbedeutende Bücher, melancholische Gespräche, oder gar einen langen Abendsegen (mir las einst eine

Großmutter, eine Pfarrerswitwe, die ich allein antraf, noch einen vor in meinem fünfzigsten Jahre) sind daher schlaffördernd, weil sie nichts zu denken geben, und so lullen auch, nur angenehmer, eine gute Abendmahlzeit, ein gutes komisches Buch, eine Pfeife nebst Gemütsruhe, in den sanftesten Schlaf; der Sandmann kommt, wie die Platten sprechen, unvermutet; und diese haben noch ein eigenes Mittel, ihre Wege und Postillons; wer da nicht einschläft, der ist entweder sehr geistreich oder ein Dummkopf.

Das Schlafkissen ist der Richterstuhl des Gewissens, und daher muß man, um gut zu schlafen, gut mit dem Schlafkissen stehen. Die Nacht deckt die Erde, um uns den Himmel oder die Hölle zu öffnen, ihr Schweigen ist die Freundin der Betrachtung, und sie verbreitet mehr Glückseligkeit über die Sterblichen als der Tag; Leidenschaften und Arbeit ruhen, der Leidende und Unglückliche verschlummert seinen Jammer, und der Glückliche ist doppelt glücklich im Traume. Das Bett ist zwar eine Säugamme vieler Krankheiten, aber sind wir nicht auch wieder am glücklichsten im Bette? Eine gerade, horizontale Lage ist das beste Mittel gegen Schmerz, wenigstens gegen Kopfweh, und wenn gewisse Menschen Tag und Nacht auf dem Bette herumlümmeln können, so ist es für andere vielleicht besser, als wenn sie auf den Bäumen wären.

Das Kopfkissen ist nicht bloß der Beichtstuhl des Gewissens, sondern auch das beste Rathaus für künftige Entschlüsse, und der beste Referent der Vorfälle des verflossenen Tages mit allen Zweifels- und Entscheidungsgründen, die in petto (unerledigt) geblieben sind bei Tage. Es gibt eine Menge Leute, die sich auch zu nichts entschließen können, bis sie die Sache beschlafen haben, was manchmal gut sein kann, weit öfter aber auch nicht; im Hause geht's noch, aber wenn man im Felde steht, wagt man, samt dem Feldbette gefangen zu werden.

Schläfer können nirgends besser schlafen als in England, denn nirgends trifft man bessere Betten (versteht sich die der englischen Paketboote ausgenommen, so teuer sie auch Monsieur le Capitaine zahlen läßt), und nirgends raffiniert man mehr über diese Comforts, und mit Recht; denn selbst ordentliche Menschen leben doch wenigstens ein Drittel ihres Lebens im Bette, und der Faule möchte ohnehin sein ganzes Leben im Bette zubringen und wird sogar beim Worte Bett witzig, „wer lange schläft, lebt lange", und dick und fett wie der Bär, der auch das Schlafen liebt. Wir haben daher unrecht,

daß wir weniger Sorgfalt auf unsere Schlafzimmer verwenden, als auf unsere Wohnzimmer. Das weichste Lager finden die Briten auf geschabtem Fischbein.

Das harte Bett des Kapuziners, das auch Seneca hatte, wo man beim Aufstehen gar nicht sieht, daß jemand darauf gelegen ist, eine Matratze von Stroh oder Moos, oder König Josephs Hirschhaut sind gesünder als das Eiderdunenbett, in das man versinkt. Auf unsern Dörfern ist eine Bettdecke, aus deren Federninhalt man füglich ein ganzes halbes Dutzend Decken machen könnte, Staat, und wie gemacht für die, die gerne sitzend schlafen und gerne schwitzen; eine recht artige Hausfrau kommt auch noch mit dem Bettwärmer – mir ein Greuel, als ob ich in den pontinischen Sümpfen schlafen müßte oder auf dem Marsche nach Moskau mit Napoleon; dafür sind jedoch Dorfbetten länger und breiter als die in Städten, und da auf Dörfern oft viele Betten in einem Zimmer sind, so kann man damit wechseln wie mit Reitpferden. Ob die Hangbetten nicht einzuführen wären, wenigstens in den Hundstagen? Auf der See und in Westindien hat man keine andern; ihre schaukelnde Bewegung ist angenehm und kühlend, und sichert gegen Wanzen und Flöhe, wie dort gegen Skorpionen und anderes Ungeziefer. In meinen jungen Jahren schlief ich nirgendwo lieber als im Freien und im Schatten eines schönen Baumes, was man im friedlichen Vaterlande nur dann mit Gefahr thut, wenn man mit offenem Munde schläft; man hat Beispiele, daß Frösche, Eidechsen, Schlangen so gefährlich wurden, als in heißen Ländern die große Fledermaus Vampyr, dieser Blutaussauger.

Nie ist einem behaglicher, als wenn man recht ausgeschlafen hat, während Störung oder das nicht eingehaltene Pensum von sieben bis acht Stunden (darüber ist vom Uebel) mürrisch macht, daher man auch langsam, einen Fuß nach dem andern, aufsteht. An wie viel verkehrten Dingen ist nicht schon eine verkehrte Auferstehung schuld gewesen? Wenn Luther sogleich beim Erwachen flugs aus dem Bette fährt mit einem „das walte rc.,“ wenn der Fürst ein „fiat wie gebeten“ schreibt, der Prediger eine gute Predigt, der Dichter ein schönes Gedicht und der Schneider ein gutpassendes Kleid liefert, so darf man annehmen, daß sie alle gut geschlafen und wie Luther mit einem „das walte“ flugs aus dem Bette gesprungen sind. Nichts geht daher über die Segensformeln: Gute Nacht! Angenehme Ruhe! und wer immer gut schläft, ist ein Jünger, der nie stirbt, sondern bloß einschläft.

Ein zweiter Schlaf ist ein Postskriptum, das Männer den Weibern überlassen sollten, die Siesta oder Mittagsschlaf ein brennendes Licht am hellen Tage, woran wir in unsrem Klima uns im Alter höchstens gewöhnen sollten, meinetwegen auch in den Hundstagen, aber nicht über eine halbe Stunde. Für Leute in den Fünfzigern mögen sie ihr Gutes haben (ich gab erst im Sechzigsten nach); man genießt eines zweiten Morgens und eines gestärkten zweiten Erwachens, wenn die Siesta kurz war. Für Kopfarbeiter, damit sie nicht vor der Verdauung gleich wieder über ihre Arbeit herfallen, ist sie gewiß so gut als das Essen in zwei Teile geteilt für den Magen. Kaufmann Green zu Königsberg, Kants Freund, und Hippels Mann nach der Uhr hielt stets seine Siesta; Kant setzte sich neben ihn und schlief auch ein, der dritte oder vierte, der dazu kam, that Gleiches, bis endlich einer nach der Uhr sah und weckte, wo dann diese Alten bis sieben Uhr zusammenblieben, aber Schlag sieben gingen sie auseinander, und die Nachbarn pflegten zu sagen: „Es ist noch nicht sieben, Kant ist noch nicht vorbeigegangen."

Der Schlaf ist desto gesünder, je mäßiger er genossen wird, und sieben bis acht Stunden vermögen die Kräfte wiederherzustellen; unnatürlich ist längerer Schlaf, oder gar der, welcher durch schlaferregende Mittel oder Krankheit entsteht, Schlafsucht und Scheintod, wozu man auch den Schlaf der Großstädter oder der höhern Welt rechnen mag, die aus Tag Nacht und aus Nacht Tag machen, wie die Raubtiere der Nacht. Ich kannte Leute, die am l'Hombretisch ganze Nächte durchspielten; ich habe Fälle erlebt, wo es zwei bis drei Tage so fortging und etwas Essen und Trinken an den Spieltisch gebracht werden mußte, und hatten sie keine Partie, so lagen sie zur Winterszeit schon um acht Uhr im Bette. Der vollkommenste Schlaf, der beim Erwachen glaubt, er habe erst angefangen, ist nur Vorrecht der Jugend. Jugend schläft gerne, und wenn auch Dominus Rektor an Seumes Thüre schreibt: Sex septemve horas dormisse satis est juveni senique,[1] und Seume aus dem ve ein que[2] macht, damit dreizehn Stunden herauskommen, so hat das weniger auf sich, als wenn arme, weithergelaufene Bauern von der Amtsstube abgewiesen werden: „Der Herr schlafen!" oder wenn Minister Panin eine

[1] Sechs oder sieben Stunden zu schlafen genügt für den Jüngling und Greis.

[2] ve heißt oder, que und.

erst nach vier Monden abgefertigte Depesche damit entschuldigt, daß er solche im Schlafrocke hätte stecken lassen. Panin muß unsre alten Reime im Kopfe gehabt haben:

Wer früh aufstaht, der viel verthat,
Wer lang schlaft, den Gott berat.

Unter die Absetzungsursachen, die man dem tapfern Kaiser Adolph von Nassau vorlegte, gehörte auch die, „daß er erst nach neun Uhr aufstehe“; aber schon sein Nachfolger Friedrich III ließ sich dadurch nicht abhalten, fünfzig Jahre auf dem Throne zu schlafen, ja selbst auf dem Reichstage, und rief, als man ihm in seinen letzten Jahren den Fuß abnahm, „Jetzt ist Kaiser und Reich der Fuß abgeschnitten! wie wird's gehen?“ Doch Jupiter selbst schlief ja auf dem Ida, während Hektor unter seinen Achivern wütete. Schliefen nicht selbst die Jünger in Gethsemane? Als ihr Herr und Meister mit dem Tode rang, zagte und betete, vermochten sie nicht eine Stunde zu wachen, denn der Geist ist willig, das Fleisch aber schwach. Jener eingeschlafene Neger erwiderte auf des Aufsehers Rede: „Hörst du nicht, daß dich Massa (Herr) ruft?“ „der Schlaf hat keinen Massa,“ und legte sich wieder hin. Die berühmten Siebenschläfer sollen gar hundertundsiebenundsiebzig Jahre geschlafen haben! Die Legende nennt ihre Namen, und da die Höhle bei Epheseus noch heute gezeigt wird, so ist die Sache so gut wahr, als die Mythe von Epimenides, der vierzig Jahre schlief, aber dann Athen Gesetze gab. Es sind uralte, liebliche Andeutungen, daß vor Gott die Zeit nichts ist und die Tage der Götter Jahrhunderte der Menschen sind. — Der Winterschlaf der Tiere ist Naturanstalt, und Langschläfer von acht bis vierzehn Tagen sind Kranke.

Suwarow soll sich geübt haben, stehend zu schlafen; ein andrer sehr dicker General aber, dem der Adjutant meldete, der Feind mache eine Bewegung, erwiderte: „So! sagen Sie dem Feind, daß ich auch eine gemacht hätte,“ und legte sich aufs andre Ohr. Stehend schlafen läßt sich einüben, sowie gleich wieder einschlafen, wenn man geweckt wird, und letzteres weiß ich aus Erfahrung, ist aber doch nicht so leicht, als wachend schlafen. Postillone können sehr gut reitend schlafen, und manche Schildwache und mancher Diener hinter dem Stuhle auch stehend; Vielfresser schlafen gerne sitzend. Man hat Beispiele von Boten, die schlafend fortgegangen sind, bis sie an einen Stein stießen. Von unsern Sinnen scheint das Gesicht zuerst einzuschlafen, Gehör und Gefühl später, oder

gar nicht; wir folgen indessen den Eindrücken des Gefühls, wenn wir uns schlafend eine bequemere Lage geben, oder Fliegen fortjagen. Man kann sich auch gewöhnen, zur bestimmten Stunde aufzuwachen; unsre Soldaten müssen es wohl lernen, und ihre Obern halten das Nichtlernen für einen moralischen Fehler; wie könnten sie sonst Prügel geben lassen?

Shah Baham sprach zu Danischmende: „Deine Sittenlehre ist trefflich, ich habe trefflich darauf geschlafen; aber jetzt, da ich keine Lust zu schlafen habe, ende deine Erzählung ohne weitere Sittenlehre.“ — Pastor Dickius saß die ganze Woche in seinem Großvaterstuhle, rauchte, schlummerte, las höchstens eine Zeitung und schlief ein; am Sonnabend erwachte er in vollem Ernste, verrichtete Sonntags sein Amt, that eine gute Mahlzeit, rauchte, schlummerte und schlief wieder bis zum nächsten Sonnabend. Jener sagte: „Ich schlafe aus Langweile, denn ich muß immer etwas zu thun haben,“ und Pastor Dickius erklärt: „Ich esse gern gut und trinke gern gut, dafür will ich auch meine Ruhe haben“ — bene vixit, qui bene latuit.[1] Wer recht sanft bis zum jüngsten Tage schlafen will, der fülle abends nur recht den Wanst und lege sich, es erfolgt ein banger Traum von Abgründen, wilden Bestien, Mördern, Gespenstern 2c., und das Ganze beschließt ein Schlagflüßchen. Solche Dickii verdienten aber die Missethat Israels zu tragen und wie der Prophet Hesekiel auf der linken Seite liegen zu müssen dreihundertundneunzig Tage, und dann wieder vierzig Tage auf der rechten Seite als Sündenböcke Israels.

Doch das Gute schleicht dem Bösen zur Seite. Die Predigten dieser Dickii wirken besser als Opium; stärkende, erquickende Predigten — sie sind auf einem Extrem und auf dem andern Gelehrte, die sich nicht satt schlafen, oder gar wie jener Thor, dessen Namen ich vergessen habe, eine Kugel in die Hand nehmen, die Hand zum Bette heraushalten über ein Kupferbecken, damit sie sogleich durch den Fall der Kugel ins Becken wieder erwachen. Schiller hätte gesünder und länger gelebt ohne seine Ungeduld, nachts zu arbeiten bei starkem Kaffee oder Schokolade, Rheinwein oder Champagner. Mangel an Schlaf ist ein großes Unglück, und daher verspricht Gott auch Schlaf denen, die seine Gebote halten. Tyrannen schlafen nicht, sagt man, und nicht alle, die schnarchen oder die Augen zumachen, schlafen. Caligula schlief kaum drei Stun-

[1] Gut gelebt hat, wer gut verborgen blieb.

den, und Napoleon nicht viel mehr; nur der Nabob, der Holwell mit hundertundfünfundvierzig Menschen in die schwarze Höhle sperren ließ, in der alle bis auf dreiundzwanzig starben, war nicht zu wecken, weil seine Leute sich nicht getrauten, ihn zu wecken. Tyrannen, wie Schurken im gemeinen Leben, ist der Schlaf die Zeit der widrigsten Empfindungen. In einem solchen Zustande befand sich die russische Kaiserin Elisabeth, und daher machte der Bediente Tschulkow Glück, nicht durch Talente, wodurch solche Kreaturen schon oft Glück bei Damen machten, sondern durch seinen leisen Schlaf oder Nichtschlaf, er schlief jahrelang in ihrem Zimmer auf einem Lehnstuhle, ohne je in ein Bett zu kommen. Macbeth hath murdered sleep, Macbeth shall sleep no more![1]

Die unmenschlichen Wächter des jungen Dauphin, der ohne Licht schlafen gehen mußte, quälten alle zwei Stunden das holde Kind mit dem Zuruf: Capet, où est-tu? dors-tu?[2] und der gute Knabe mußte nicht nur antworten, sondern auch zu ihnen kommen. Sicher hätte es nicht so viele wahnsinnige Thoren unter den Mönchen Aegyptens oder den Vätern der Wüste gegeben ohne ihre allzugroße Enthaltung vom Schlaf. Friedrich verband sich in seinem allerersten Feldzug am Rhein mit einigen seiner Genossen, nicht zu schlafen und doppelt zu leben; vier Tage durchwachten sie mit Hilfe des Kaffees, aber dann verlangte die Natur ihre Rechte, sie hatten nur ihr Blut erhitzt, ihren Kopf verwirrt, und schliefen ein am hellen lichten Tage.

Schlaflosigkeit ist ein großes Unglück, Schlafsucht aber ein noch größeres; der Bär ist einer der größten Schläfer, wird aber nicht alt, und so auch der Schläfer, der, wenn er länger lebt, doch viel verschläft, da wir doch im Grabe lange genug schlafen können; er schläft ein im besten Mannesalter, wie viele Wiener und ein würdiger geistlicher Fürst, dem man die Grabschrift setzte:

Ci gît Max Glouton, grand ennemi des livres,
Il vécut 40 ans, et pesa 500 livres.[3]

Man hat bemerkt, daß Frühaufstehende alt werden, folg-

---

[1] Macbeth hat den Schlaf gemordet, Macbeth soll nicht mehr schlafen!

[2] Capet, wo bist du? schläfst du?

[3] Hier liegt Max Vielfraß, Bücherhasser aus dem Grund,
Er lebte vierzig Jahr und wog fünfhundert Pfund.

lich schlafen sie dennoch länger als Langschläfer; der Methodist Wesley machte es seiner Sekte sogar zum Religionsgesetz, was sich hören läßt, und ebenso wichtig ist das Frühschlafengehen, wenn das Abendfieber sich einstellt. Die Stille der Nacht belebt unsre Einbildungskraft; ihre Spiele scheinen uns bedeutender bei dem Nachlaß unsrer erschöpften Kräfte, und so ist frühes Niederlegen eine wahre Disziplin der schwärmenden Phantasie. Weiber sind daher so schwer ins Nest zu bringen und selbst Mädchen, denen man, wie den Kindern, abends Gespenstergeschichten erzählt hat, und da sie so spät zu Bette gehen, so mußte man es schon geschehen lassen, wenn sie auch spät aufstehen, so um zehn Uhr, und eine solche Hausehre, verdient sie nicht den Namen Lectissima conjux? [1] Von Morgenstund hat Gold im Mund braucht die höhere Welt nichts zu wissen, sie hat ja dennoch Gold ohne Morgenstunden, die sehr verschieden sind von denen Mendelssohns; sie trennt sich von ihren Assemblées und Routs [2] gegen Morgen zwei bis drei und hat dann einen deliziösen Abend verlebt.

Wer gut schlafen kann, erspart sich viele Langweile, und diese führt wieder zu einem behaglichen Schläfchen auf der Post wie in der Kirche, in akademischen berühmten Hörsälen wie in Gerichtsstuben und Kollegien, selbst in manchem zahlreichen Kasino. Aber der Schlaf vor einer Schlacht, wie bei Alexander und Marius, oder vor dem Selbstmord eines Cato oder Otho, ist nur Heldenseelen gegeben, und auch guten, redlichen, reinen Seelen wie die Louis XVI. war, der die Nacht vor seiner Hinrichtung ruhig schlief. Der große Oxenstierna legte mit seinen Kleidern alle Sorgen ab, und der Schlaf, auf den er vieles hielt, floh ihn nur zweimal: einmal bei der Nachricht von Gustav Adolphs Tode, und dann nach dem Verlust der Schlacht von Nördlingen. Parmenio mußte Alexander aufwecken am Morgen der Schlacht von Arbela; könnte der Held nicht auch die Nacht unruhig gewesen und erst gegen Morgen in die Arme des Schlafes gesunken sein? Helden sind mehr Menschen, als viele glauben.

Franke sagte: „Ohne Mohnsaft möchte ich nicht Arzt sein"; ein täuschender Schlummer ist für einen Kranken oder Verstimmten viel, viel, sehr viel, bis die Natur wieder zu Kräften kommt, und noch mehr der Geist. Der Beherrscher der Götter und Menschen breitet die Flügel der Vergessenheit über die

---

[1] Auserlesenste Gemahlin (Superlativ-Wortspiel mit lectus. Bett).
[2] Ueberfüllte und langweilige Abendgesellschaften in England.

Iris und lindert alle Sorge und Trauer, und Ovid gibt dem Schlafe seine Wohnung in einer Berghöhle Cimmeriens, unter der das Flüßchen Lethe hervorkommt; Mohn und andre narkotische Pflanzen wachsen am Eingange, und er selbst ruht auf einem Bette von Ebenholz hinter schwarzen Vorhängen, und rundumher gaukeln Heere von Träumen und Luftgestalten. Heiliger Schlaf, du bist der Lethe, der die erhitzte Brust täglich wohlthätig abkühlt, um desto würdiger der Morgensonne ins Auge zu sehen, und der gute Mensch, der seinen Pflichten lebt, geht so heiter und klar zu Bette, wie die Sonne hinter dem Horizont, und sinkt so ruhig in die Arme Morpheus', wie einst in die Arme seines Bruders, Freund Hains.

Täglich preise ich, wie Sancho, den Erfinder des göttlichen Schlafes, und schlief bis in mein sechzigstes so glücklich, daß ich allen Söhnen und Töchtern der Erde meinen Schlaf wünsche, den Guten, weil sie es verdienen, den Bösen, weil sie nichts Besseres thun können, als schlafen, ohne zu erwachen; aber ich hatte auch eine Zeit, wo ich drei Monden lang nicht schlafen konnte ohne Opiate bei gesundem Leibe, aber krankem Geiste über die Missethaten der Ignoblesse. Schlaflosigkeit ist ein großes Unglück; sie kann endlich zur Melancholie, Manie und Wahnsinn führen, und wie nahe ist von da der Schritt zum Selbstmord! Seit mehreren Jahren schlafe ich erst nach Mitternacht fest, teils aus Mangel an gehöriger Bewegung, wie ich sie sonst gewohnt war, teils und vorzüglich wegen Ideenlebhaftigkeit, habe es aber doch soweit gebracht, den Ideentumult bald zu stillen, indem ich mich bemühe, nichts zu denken, und finde dieses Mittel, wozu aber Uebung gehört, sachförderlicher als die vierzehn Mittel, die Jean Paul angibt, worunter er aber die Schlafäpfel (die rötlichen Schwämmchen des wilden Rosenstocks durch den Stich des Gallinsektes entstanden) vergessen hat, die mir einst meine gute Großmutter unter das Kopfkissen legte. Und was würde meine gute Mutter sagen, die mir bei einer sehr bescheidenen Garderobe, neben zwölf Hemden einen Schlafrock, zwei Nachtwämser und sechs Schlafmützen mit auf Universitäten gab, wenn sie mich jetzt als Sechziger sehen könnte ohne jene Trinitäten? Die Stunden der Vormitternacht, die vielleicht von der Siesta herrühren, der ich mich erst mit dem sechzigsten Jahre hingab, sind aber nicht verloren, und ich bin zufriedener als der Nachtwächter, daß ich wenigstens den zweiten Wächter nach Mitternacht entbehren kann. Sei mir willkommen, heiliger Schlaf, bis dein noch heiligerer Bruder allem ein Ende macht!

Ich lade dich, des Todes Bruder, ein,
Geliebter Schlaf, komm, über mir zu schweben!
Süß ist es, so zu leben ohne Leben,
Süß, ohne Tod so tot zu sein!

---

2. Der Traum.

Im Traume hebt sich freier
Der Geist in eigner Welt,
Da wird von höherm Feuer
Der innre Sinn erhellt.

Die Kinder des Schlafes und der Nacht sind die Träume, Morpheus führt sie aus den Lauben der Seligen, um uns in die Welt heiliger Schatten zu versetzen, oder in das weite Reich der Phantasie, wo wir nach Willkür schaffen, genießen und Dinge verstehen, die uns wachend durchaus fremd sind; die Genüsse der Einbildungskraft übertreffen weit die Wirklichkeit. Im Traume sind wir Herr unserer Wünsche, reicher und glücklicher als Könige, bis das Gespenst der Wirklichkeit uns spottend aus dem süßen Schlummer rüttelt. Addison nennt den Traum den Mondschein des Gehirns; wir schwärmen wie Siegwarte und Werther in der Mondscheinsepoche, unsere Phantasie ist in delirio, und wenn sie anfängt, ihre spanischen Schlösser zu bauen, so träumen wir selbst wachend.

Der Traum ist eine Schutzwehr gegen die Alltäglichkeiten des Lebens, eine Erholung der Phantasie, wo sie alle Bilder durcheinander wirft, den Ernst der Erwachsenen durch fröhliches Kinderspiel wohlthätig unterbricht und oft der Seele einen mächtigen Schwung gibt. Der Traum ist ein göttlicher Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe, ohne ihn würden wir sicher früher altern. Im Wachen sind alle Radien aus dem Mittelpunkte in die Peripherie gezogen, im Schlafe ziehen sich alle wieder zurück auf den Mittelpunkt, und wenn auch das im Dienste der Seele ermattete Organ schlummert, die Seele schlummert nicht. Nur wenn Magen und Gedärme vollgestopft sind, wie der Kopf voll Dünste, ist das Leben des Traumes schlechter als das Leben des Wachens, zum Beweise, daß grobe Sinnlichkeit beide verderbt. Alle Glücklichen träu-

men, sagt man, und doch sind, strenge genommen, Träume nicht ganz natürlich, denn bei vollkommener Gesundheit des Leibes und der Seele träumen wir nicht; nicht bloß der Körper, auch der Geist soll ruhen; ein recht vollkommener Schlaf ist ohne Traum.

Vater Homer läßt die Träume durch zwei Pforten aus dem Schattenreich nach der Oberwelt steigen: falsche und nichtige Träume kommen durch die elfenbeinerne vornehme Pforte, die wahren aber durch die Pforte von Horn oder die gemeine Pforte, denn Schlecht und Gerecht täuscht seltener. Die Vorwelt liebte die Träume als etwas Hohes und Göttliches, sie deutete solche, wie die Chaldäer; Meister Daniel wußte sogar den Traum anzugeben, den Nebukadnezar vergessen hatte, und Joseph, gehaßt von seinen Brüdern, weil ihm träumte, daß seine Garbe stand und die Garben der Brüder sich vor ihr neigten, und weil ihn der Vater, als die letzte Kraft seiner Lenden, am liebsten hatte und in ein buntes Röckchen kleidete, wurde sogar durch seine Träume und Traumdeutereien Premierminister in Aegypten, oder der erste Geheimrat, den die Geschichte kennt. Die Alten träumten in Tempeln. Ein täuschender Traum bewog Agamemnon, die Achaier in die Schlacht zu führen, und solche Dinge sind schon viele veranlaßt worden durch Träume; denn dunkle Vorstellungen führen rascher zum Entschluß als klare Ansichten. Traumideen in wachenden Zustand überzutragen, ist gefährlich, wie wir schon aus der Geschichte Endymions und der Diana wissen sollten; der Wachende wäre nicht beim leisesten Lächeln so ganz weg, wenn er nicht zuvor geträumt hätte.

Theophrastus Paracelsus und das Mittelalter verwirrten mit ihren verborgenen Kräften alles, was die Alten schon so richtig über die Natur der Seele gedacht und gesagt hatten, und erklärten sich die Träume wie das Nachtwandeln ungemein komisch. „Den Tag über,“ sagen sie, „spielt der Körper den Meister, nachts aber der Geist, und wenn dieser nicht bei guter Laune ist, so führt er den Leib spazieren.“ — Nachtwandeln ist nichts Anderes, als ein auf den höchsten Grad der Lebhaftigkeit getriebener Traum. Wilde und Kinder träumen weit weniger, als Gebildete und Erwachsene, denn sie haben weniger Ideen, Erinnerungen und Gefühle, und sind noch nicht aus dem körperlichen Schlummer erwacht, so daß ihr Wachen selbst eine Art Träumen ist. Don Quixote haßt alle Lügen herzlich; aber was erzählt er uns nicht von der Höhle Montesinos für sonderbare Dinge, die er da gesehen haben

wollte? er war da eingeschlafen und träumte. Die Sabiner träumten, was sie wollten, sagten die Römer, und so wollen die Wilden, was sie träumen, gelte es Mord oder Geschenke. Jener Anführer träumte von dem schönen Scharlachrock eines britischen Befehlshabers, und holte sich den Rock, dieser träumte von einem gewissen Landstrich der Wilden, und das Oberhaupt bewilligte ihn auch, bemerkte aber: „Mit dir träume ich nicht wieder!“

Offenbar gaben Träume uns die erste Idee von einer Seele, von dem Lande, in welchem dieses unsichtbare Wesen vorher geschwebt, und wohin es einst wieder zurückkehren soll. Die Begriffe vom Tode und einem Totenreiche sind Bilder der Nacht, des Schlafes und der Träume; wenn die Flügel des Todesbruders schwirren und Nacht mit ihrem Sternenmantel die Erde und unsere Augen deckt, dann erwachen nur desto lebendiger die Augen des Geistes und blicken nach jenen Sternen und fernen Welten; wir träumen, und der Kopf ist ein Libanon und Olymp voll von Hainen und Geheimnissen, wie die Wälder der Druiden und Barden. Träume wurden aber auch leider die Quelle der Magie, Gespenster-teufeleien, Vorhersagungen und Ahnungen, die dann Furcht manchmal wahr machte. Ein einziger eingetroffener Traum wird bemerkt und wieder weiter erzählt, hundert nicht eingetroffene vergessen und verschwiegen, und im Traume regen sich alte, dunkle Vorstellungen und äußern sich individuelle Eindrücke, die längst vergessen waren; wie wäre es möglich, alle Träume zu erklären? Wir dramatisieren im Traume, und dritte belehren uns, die wir doch selbst sind, und daher konnte man im Altertum sprechen, „der Herr sprach zu mir — Gott sprach!“ Träume springen über Zeit und Raum hinweg, haben stets mit Verstorbenen viel zu schaffen gehabt, und daher der Hades und das ganze Geisterreich, Himmel und Hölle. Und was läßt sich nicht erst noch von den Somnambulen erwarten? Gott sei mit uns!

Die Weiber der Alpenjäger getrauen sich oft nicht einzuschlafen, aus Furcht, ihre Männer im Traume zu sehen, wie sie ihnen die Stelle zeigen, wo ihr Körper verunglückte, damit man ihm die letzte Ehre erzeige; in diesem Aberglauben war einst die halbe Welt, die an Cardanus und andere Hermeneutiker der Träume glaubte, wie ans Evangelium, und dieser Aberglaube stört noch heute das negative Glück wilder Völker, und bahnt Zauberern, schlauen Priestern und alten Weibern den Weg zum Betruge; an den Ufern der Ostsee waffeln noch

heute die Schiffe, die da stranden werden, acht Tage zuvor; und die Somnambulen waffeln nicht minder. Noch heute ist in mancher Rockenstube der getreue Lottoprophet, der in alphabetischer Ordnung die Gegenstände der Träume nebst der ihnen entsprechenden Zahl angibt, um dadurch im Lotto Glück zu machen, anzutreffen, und wir haben aus dem Jahre 1814 Dr. Schuberts Symbolik des Traums aufzuweisen, als ob wir in den Zeiten der J. Böhme und Swedenborge lebten; doch erneuerten sich nicht auch die Zeiten des Tiberius, der Philipp exilierte, weil er von einem Adler träumte, der ihn mit seinen Flügeln decke — ein Omen der Kaiserwürde — in den Jahren 1806 bis 1813?

Unsere Träume, in denen der Aberglaube etwas Uebernatürliches erblickte, hängen teils von äußern, oft unbekannt bleibenden Reizen ab, teils folgen sie dem Gesetze der Ideen-Verbindung. Die Ermüdung unserer Organisation bringt Schläfrigkeit; die gröbere wird eher matt als die feinere, bedarf längere Zeit zur Erholung, während die feinere nach kurzem Schlafe schon wieder munter sich mit Träumen unterhält, während der Körper schläft. Gesunde träumen daher nur in den Morgenstunden, und je größer unser Ideenvorrat, desto lebhafter sind die Träume; sie sind regelmäßig, wenn wir es selbst sind, unregelmäßig, wenn wir krank oder mit überfülltem Magen oder in Leidenschaft zu Bette gehen. Ein Magen voll Speise und Getränke, der Kopf voll Weindunst erzeugt teuflische Träume — die Tierseele träumt. Mit leerem, oder besser mäßig gefülltem Magen träumen wir ätherische, himmlische Träume, wo Psyche oder die Menschenseele spielt. Könnte man immer diese Träume — vorzüglich Fieberträume, aufschreiben, welche erhabene Dinge würden wir oft vernehmen, erhabener als die Somnambulen, und doch Erzeugnisse des Deliriums. In meinem vierundsechzigsten und fünfundsechzigsten Jahre, wo der Schlaf vor Mitternacht mehr zum unterbrochenen Schlummer wurde, als zum stärkenden Schlaf, war es mir das Widrigste, daß meine Phantasie sich nicht mit angenehmen Gegenständen oder dem gerade Gelesenen oder Geschriebenen, sondern mit den widrigen Ereignissen früherer Zeiten, mit verhaßten Personen und schlechten Menschen, deren ekelhafte Bilder ich glücklich in den Hintergrund gestellt hatte, beschäftigte, bis ich einige Touren im Zimmer gemacht hatte.

Die Theorie des Traumes hat ungemeine Aehnlichkeit mit der des Wahnsinns, und nicht leicht ist ein Traum ohne alle

Bedeutung und Inhalt, selten ganz leeres Spiel der Phantasie. Die Traumbilder sprechen entweder einen gewissen Zustand unsers Organismus aus, oder Gefühle eines Bedürfnisses, geheime Wünsche, Begierden und Leidenschaften, oder auch die reine Thätigkeit der Seele, Ideen der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, woraus der größte Dichter, der Traum, ein Bild zusammensetzt, das ganz begreiflich Aehnlichkeit hat, und das nennt dann der Aberglaube einen prophetischen, göttlichen Traum. Unsere Träume kommen meist von Sensationen, die wir leicht verkennen, oder vom Gehirne, wo die Dinge, die uns jetzt umgaukeln, ein Dutzend Jährchen und länger vielleicht schlummerten. Das Geschwirr einer hinter den Vorhängen versteckten Fliege kann uns von Donner und Schlachten, eine stechende Bettfeder, Strohhalm oder Flohstich von Meuchelmord und Wunden träumen lassen, Wärme oder Kälte im Zimmer auf Reisen nach Afrika oder Sibirien, oder gar in die Hölle bringen; mich brachten unlängst noch Windstöße in einem alten Schlosse, wo nichts mehr wand-, band- und nagelfest ist, in einen der gefährlichsten Seestürme.

Wenn ein im Schlafe hinaufgezogener Arm oder Fuß sinkt, oder unser Kopf vom Kissen abgleitet, fallen wir in Abgründe, und wenn wir kurz vor Schlafengehen einen rechten Krätzer getrunken haben oder unsern allzu engen Hemdkragen nicht lüften, können wir im Traum Galgenangst ausstehen, wie von einem Strahl des Mondes, einer Laterne oder eines Nachbarlichtes, der auf uns fällt, Feuerangst. Wenn Nachtleser ihren Vorhang anzünden, so ist ein Traum vom Feuer noch natürlicher, und Leute mit großen Nasen stoßen leichter an, daher träumen sie auch leichter von Beleidigungen, fangen Händel an, kommen ins Loch, und schlagen sie ihren Gegner gar tot, in Henkers Hand. Lebhafte, vollblütige Menschen halten leicht ihre Träume für Wahrheit; kommt hiezu noch etwas Mystik, so sind alle Visionen und Offenbarungen einsamer Mönche und Nonnen vollkommen erklärlich.

Es war sicher ein affektierter Hasenfuß, der klagte, daß er die verflossene Nacht wieder ohne alle Vernunft und ohne allen Zusammenhang geträumt habe; indessen ist so viel richtig, daß man sich selbst im Schlafe zu einer gewissen Pünktlichkeit gewöhnen kann, die im wachenden Zustand so hohen Wert hat und noch am ersten beim Militär gefunden wird. Der Geist ist immer wacker und gewöhnt sich z. B. zu einer bestimmten Stunde oder bei einem gewissen Geräusche bei der Hand zu sein; schlafend einen verwundeten Fuß oder Arm

zu schonen, sich nicht auf die kranke Seite zu legen ꝛc., ohne darum weniger gut zu schlafen.

Träume — Schäume; sie steigen wie Bläschen des Champagners empor, um sich mit dem höhern, geistigen Prinzip zu vermählen; man kann sie vorbereiten, und dann tritt die Phantasie wie eine Schauspielerin auf und malt die Skizze oft herrlich aus. Ein gewisser scherzhafter Mann wettete einst mit drei Damen, daß sie diese Nacht, die eine von Rosen, die andere von Linden und die dritte von Katzen träumen würden; sie träumten davon und staunten. Er hatte ganz schwach die Kopfkissen mit Rosen- und Lindenblütenwasser besprengt, und das dritte mit einem Katzenfell gerieben. Ob diese Vorkehrungen bei der weiblichen Imagination nur nötig, und nicht schon das kecke, wunderliche Vorhersagen hinreichend gewesen wäre?

Temperament und Lebensweise haben begreiflich großen Einfluß auf Träume. Der Choleriker träumt gerne von hohen Ehrenstellen oder Schlägereien; der Sanguiniker von Lustbarkeiten; der Melancholiker fällt hin und bleibt irgendwo stecken oder stirbt, und der Phlegmatiker träumt gar nicht. Gelehrte träumen von dem Meisterwerk, das sie gerade unter der Feder haben, finden oft neue Ansichten im Traum, Ideen, die ihnen solche Freude machen, daß sie darüber erwachen; aber am Morgen finden sie, daß diese hohlen Ideen nicht wert waren, sie um gesunden Schlaf zu bringen, und schlechter noch als die, die sie bereits auf dem Papier verewigt hatten. Wiederholte Träume wirken sogar auf den Charakter und haben schon manche Neigung bestimmt. Endymions Träume werden Wirklichkeit, wenn Diana nur einigermaßen Lust bezeugt. Furchtbare Träume haben schon oft furchtbare Folgen gehabt, noch keiner aber, dem von einem flotten Gastmahle träumte, ist satt oder mit einer Unverdaulichkeit aufgestanden.

Der Hirte träumt vom Wolfe, der Kranke von Arzt und Apotheker, der Soldat vom Kriege, der Geschäftsmann von Akten, der Verliebte von seinem Mädchen, und das Mädchen noch mehr von ihm; der Tyrann träumt von Verschwörungen, der Gelehrte von Büchern, die Betschwester vom Teufel, und ich, der ich mehrmals im Traume kleine graue Geister an einer gewissen Stelle des Hauses tanzen sah in allerlei Gestalten, war viele Jahre lang abends nicht mehr an diese Stelle zu bringen. Dannecker sah im Traume das Bild seines Christuskopfes, und es gelang ihm, das Ideal sittlicher Würde und Schönheit zu verwirklichen, so wie es ihm erschienen war,

und was geht über das somnium Scipionis? Schon Ovidius sang:

> Navita de ventis, de tauris narrat arator,
> Enumerat miles vulnera, pastor oves;[1]

aber noch schöner Utz:

> Ein jeder gleichet seinen Träumen,
> Im Traume zecht Anakreon,
> Ein Dichter jauchzt bei seinen Reimen
> Und flattert um den Helikon.
> Für euch, Monaden, ficht mit Schlüssen
> Ein Liebling der Ontologie,
> Und allen Mädchen träumt von Küssen —
> Denn was ist wichtiger für sie?

Mit Vergnügen erinnere ich mich der Zeit, wo ich bloß darum gerne schlafen ging, weil ich mich auf einen schönen Traum freute, und noch jetzt liebe ich Träume, weil sie mir mehr als alle Philosophen für ein vom Körper verschiedenes Etwas beweisen, ob mir gleich wohl bekannt ist, daß Voltaire und andere gerade aus genialen Träumen schlossen, daß wir Maschinen sind. Im Schlaf und Traume werden bisweilen unsere Geisteskräfte ungemein erhöht, die Empfindungen lebhafter, die Affekte feuriger, das Denken leichter, unser Blick heiterer und das Licht um uns her weit glänzender; unser Gang wird Flug, unsere Gestalt eine Riesengestalt; wir sind entschlossener und thätiger; genug, die Seele ist entfesselt vom Organ des Leibes und äußert ihre schlafende Kraft.

Man darf auch Träume deuten, nur muß man nicht so weit gehen, wie Joseph. Anhaltend schwere ängstliche Träume sind sichere Vorboten einer im Anmarsche begriffenen Krankheit, und da sich im Traume Vorstellungen und Begriffe regen, die sich wachend nicht zu regen wagen, Bilder, die Wahrheit ohne Schminke enthalten, so würden wir wohl thun, solche zur Beobachtung unseres Selbst zu nützen und sie zu deuten ohne den Aberglauben der Alten. Schon Plato und Zeno glaubten, daß wir aus Träumen sehen könnten, ob wir in der Tugend fortgeschritten seien; regen sich wilde Leidenschaften, verlangen oder thun wir Unrecht im Traume, so dürfen wir wachen; nur der Tugendhafte träumt ruhige, unschuldige

---

[1] Immer von Stürmen der Seemann erzählt, von Stieren der Landmann,
Wunden so zählt der Soldat, so seine Schafe der Hirt.

Träume, und so auch der Greis. Die Seele verarbeitet oft die wachend erhaltenen Vorstellungen erst recht im Traume, und daher kommt es, daß wir schwierige Aufgaben nach einem leichten Schlaf weit leichter ergründen und am besten auswendig lernen vor Schlafengehen. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Mensch morgens zum Denken, abends aber zum Dichten am aufgelegtesten ist, und ich weiß, daß ich manche Idee dieses Werks, die mehr als poetisch ist, Schlaf und Träumen verdanke, auf die ich wachend nicht verfallen wäre.

Songes — mensonges. Träume sind Schäume, und doch gewähren sie Genuß. Welche Freude, wenn wir in einer Rede oder Predigt stecken bleiben; wenn wir Hilfe rufen wollen und nicht schreien können, oder niemand hören will; wenn wir von einem Turme fallen, gegen eine Batterie marschieren, oder vom Sturme auf der See herumgeworfen oder gar enthauptet und gehängt werden, vor einem Löwen, Tiger oder Schlangen fliehen wollen, ohne von der Stelle zu können; und dann erwachen und sehen, daß alles nur Traum war! Welche Wonne, wenn uns ein Traum unsere Lieben vorführt, die jenseits wandeln; nach der Traumdeuterei bedeutet es freilich unsern eigenen baldigen Hintritt; aber für die, welche schon mehr der Vergangenheit als der Gegenwart leben, ist dieses Jenseits ein hoher Genuß, sie sehen, wie Moses, von ferne Kanaan, aus dem ihnen die geliebten Vorangegangenen lächelnd winken in Rosenschimmer und Lichtgestalt: „Kommen Sie doch nach!“ und mein: „Gleich! Gleich!“ ist ehrlicher, als das der Kellner und Mägde.

Oft unterhalte ich mich im Elysium oder auf der schönen grünen Wiese des Talmud mit meinem alten Grafen Erbach über den siebenjährigen Krieg und wundere mich, daß Friedrich nie sich sehen läßt als tertius interveniens;[1] wahrscheinlich sind wir ihm nicht wichtig genug, oder mag er auch dort nichts mit Oesterreichern zu schaffen haben. Oft muß ich meinem Großvater das Vaterunser beten; das geht, aber beim Glauben hapert's, und ich finde mich in der abscheulichsten Verlegenheit, wenn er gar auf die sieben Bußpsalmen verfällt, die schon in meinem zwölften Jahr nicht recht haften wollten, während ich doch ganze Vitas Cornelii Nepotis[2] ohne Fehler herzusagen wußte, und einmal die ganze Genealogie der Hohenlohe. Am häufigsten aber unterhalte ich mich mit meiner treff-

[1] Als dritter im Bunde.
[2] Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos.

lichen Mutter und zwei akademischen, abgeschiedenen Freunden, einem Briten und einem Genfer, und sage zu ihnen, wie Johannes v. Müller: „Wenn ich wache, sehe ich euch nicht; nur im Traume sehe ich euch; ist etwa Wachen Traum und nur das das wahre Leben, wenn ich bei euch bin?“

Schon mancher hat im Traume bessern Rat gefunden, als wachend, oder sich dessen erinnert, was er längst vergessen hatte; jene lieben Toten erinnern mich wieder an manches; oft wissen wir aber auch wieder im Traume Dinge nicht, die wir sehr gut wissen, und die Fertigung einer Predigt hat mich schon manchmal in größere Verlegenheit gesetzt, als mich vielleicht die Abfassung einer Konstitution wachend versetzte; denn als Knabe hatte ich ungeheure Begriffe von der Schwierigkeit einer Predigt. Wir sind im Traume entschlossen und bündiger in Schlüssen, träumen ganz nach unserem Charakter, den wir oft selbst nicht kennen, und eine treue Geschichte der Träume eines Menschen ist auch das treueste Gemälde seines Charakters. Der Geizhals träumt von Einbruch, der Hitzkopf flucht laut im Traume, der Schwätzer schwätzt laut, und manche alte Jungfer Tante ruft vor dem Traualtar ein so lautes Ja, daß die Nièce darüber aufwacht. Ein Ding beschlafen ist daher nicht unwichtig, und ein schöner Traum ein wahres Ausruhen und Stärkungsmittel, wie der schöne Traum, den Galilei im Kerker träumte. Es scheint sogar wichtig, daß, wenn wir im Traume fliegen, wir nie aufwärts fliegen, sondern von oben herab zur Erde, und wer nie im Traume geflogen ist, ist ein wahrer Erdenkloß; noch armseliger sind jedoch die wachenden Träumer, die auf ein: „Woran denken Sie?“ antworten: „An nichts, gar nichts!“ Es gibt Menschen, deren ganzes Leben ein Traum ist, ohne daß sie im geringsten Philosophen sind; indessen steht der arme Teufel, der stets träumt, daß er König sei, auf gleichem Fuß mit dem Könige, der stets träumt, er sei ein armer Teufel.

Die Organe sind bei dem einen Menschen thätiger als bei dem andern, und so wie man Menschen findet, die im Traume den Mund bewegen, als ob sie Tabak schmauchten, oder die Hände, als ob sie schnupften, oder Kaffee und Thee einschenkten, so gibt es wieder welche, die diesen Mechanismus bis zum Nachtwandeln treiben, und wieder andere von solcher Gliederunbehilflichkeit, daß sie höchstens vom Alpdrücken zu sprechen wissen. Viele haben Predigten, Verse, Musik, Briefe ꝛc. träumend niedergeschrieben, besser als sie wachend gethan hätten, und es ist noch begreiflich; jener aber, der einen

englischen Brief geschrieben haben wollte, ohne ein Wort Englisch zu verstehen, ist mir völlig unbegreiflich. Man kann von Nasenbluten träumen und bluten; der Reiz in der Nase erregt die Vorstellung.

Schläger und Händelmacher mögen sich hüten, daß sie die Hände nicht gegen Wand oder Bette schlagen, um nach dem Chirurgus schicken zu müssen; aber Freude macht es, wenn man einen Handschlag in einer bedenklichen Sache gegeben hat, ans Bett schlägt und erwacht. Ich erinnere mich eines sehr ängstlichen Traums in einer elenden Dorfkneipe, die mich nach Italien versetzte; ich fiel unter Banditen, ihre Dolche waren aber nur die Flöhe und Wanzen der deutschen Kneipe. Manche träumen so lebhaft, daß man ihnen nur eine Idee in die Ohren zu flüstern braucht, so träumen sie nach unserem Willen; manche sprechen dabei laut, und mit solchen Träumern kann man sich viele komische Auftritte bereiten, sie aber auch umgekehrt, wenn sie sich bloß schlafend und träumend stellen, was ich in den Jahren des Mutwillens öfters praktizierte. Ich antwortete damals auch wirklich im Schlafe auf vorgelegte Fragen ohne Arges; noch jetzt denke und spreche ich laut im Traume, antworte aber nicht mehr auf vorgelegte Fragen, so wie ich auch wachend laut zu denken mir so ziemlich abgewöhnt habe, aber weit früher hätte dazu thun sollen. Das Lesen im Bette habe ich mir abgewöhnen müssen, weil es mich im Schlafe beunruhigte, aber mit dem Werke, an dem ich arbeite, muß ich mich beschäftigen, mehr als mir lieb ist. Noch lache ich laut im Traume, und es ist nicht gut neben mir zu schlafen. Ich gleiche dem Geisterbarbier, der in einem alten Gasthofe alles barbierte, was da einkehrte, und vielleicht früher der Wirt selbst gewesen war; die schönsten Träume aber, die oft mehr Wert haben als die Wirklichkeit, haben mich verlassen.

Das innere Sehen der Seele im Schlafe begreife ich nicht, und Mesmers Theorie über die Bestimmung des Menschen zum Schlafe, weil sich da seine Anlagen am besten entwickeln, und alles, was er wachend treibt, nur dazu dienen soll, dessen Vegetation im Schlafe zu sichern, lehrt schon, was man davon zu halten hat. Die elektrische Kraft wirkt wie Rausch und Fieberhitze, und die überschwenglichen Einsichten sind mir bis auf weiteres Schwärmerei oder Betrug. Sollte etwa schon Lucians Hahn, der mit seinem Meister Knieriemen Mycillus wie ein Mensch spricht, was wir bisher für ein Märchen hielten, bereits somnambul gewesen sein und im magne-

tischen Schlafe gesprochen haben? Der magnetische Zustand hat mehrere Grade: Halbwachen oder magnetischer Schlaf und Hellsehen; Ekstase, wo man das in Vergangenheit und Zukunft verborgen Liegende klar sieht. Ich wünschte, daß bloß der Geist meines Vaters über die Somnambulen und Magnetiseurs herfalle, wie über mich bei Leibesleben mit der weit empfindlicheren Rute, als ich auf meiner Bettdecke Schlitten fuhr.

Der Magnet mag Kräfte haben, die wir noch nicht ganz kennen; aber die bisherigen Erfahrungen beweisen für nichts, als für eine höhere Empfindungsfähigkeit der Sinne, die bei nervenkranken Aerzten nichts Neues sein kann. Die Lichtscheue der Magnetiseurs, und daß sie am liebsten auf nervenschwache Dämchen wirken, vollendet das Verdächtige. Jener Ausreißer, der sich damit entschuldigte, daß er das Unglück habe, ein Nachtwandler zu sein, wurde billig nicht angehört, denn sonst könnte jeder so kommen, den man nachts an inkompetenten Orten antrifft. Bei Nachtwandlern, die man auch Mondsüchtige nennt, weil man dem lieben Mond allerlei aufhalst; scheint ein verfeinertes Gefühl wie bei den Blinden zu sein, viele haben auch nur diese Rolle gespielt, um Mitleiden zu erregen oder Aufsehen zu machen, und andere Dinge muß ich ohnehin als Symptome der Zeit ansehen, die überall höher fliegen will, als ihr die Flügel gewachsen sind, anstatt daß wir allen Schlaf uns aus den Augen reiben und solche so weit aufthun sollten, als wir eben können; wir brauchen Organisationen, keine Desorganisationen, und Heller-Wachen, statt Heller-Träumen.

Wenn uns Träume manchmal in komische Verlegenheit setzen, z. B. man ist geschmückt zum Balle und hat die Hosen vergessen, oder der schlummernde Billeteinnehmer öffnet statt des schön beleuchteten Saales das Ofenloch: „Hier durch, wenn's gefällig ist," so sitzen wir wieder dafür, wenn wir uns hungrig oder durstig niedergelegt haben, an der reichsten Tafel. Mittelst des Traumes hat der Ehrgeiz alle Ehrenstellen, der Geiz die Schätze Perus, der Katholik kann in den Fasten Fleisch, der Türke Wein, der Jude Schinken genießen, so viel sie wollen, ohne Sünde. Wenn alle Leidenschaften so träumend befriedigt werden könnten, so wären Träume die erste Stütze der Moral, und die Landstände hätten fast gar nichts zu thun, wenig Einwendungen gegen Budget, Auflagen, Schulden, Soldatenwesen, Hofluxus 2c., und ob leidenschaftliche heftige Furcht oder Freude, von Traumbildern erregt, auch

tötlich werden können, getraue ich mir nicht zu entscheiden; aber man hat Beispiele von Personen, die im Schlafe gestorben sind.

Genug! Träume gehören unter die Genüsse. Es ist ein Vorzug des Menschen, daß er mit Bewußtsein träumt, von dem man noch nicht vollen Gebrauch zu machen scheint, ein sehr wichtiger Teil unsrer Existenz und das echte Vorbild des Lebens. Was ist das längste Leben anders, denn ein Traum, und der Mensch ein Schatten, den Pindar sogar nur den Schatten eines Traums genannt hat? Das Leben ist ein Traum, und der Tod der Augenblick des Erwachens in einem bessern Leben, vielleicht auch das Ende des ganzen Traums. Nun, sie sind hohe Genüsse,

> Ein wahres Glück; denn Träume sind
> Auch für den Mann, wie für das Kind,
> Des Erdendramas Intermezzen,
> Die mehr oft als das Stück ergötzen.

Und was ist der schönste aller Träume? — Ein vorwurffreies, glücklich und nützlich durchlebtes Leben.

---

3. Die Zerstreutheit.

Nescio quid meditans nugarum, et totus in illis.[1]

Zerstreutheit entsteht zwar aus Anstrengung und Richtung unsres Geistes auf einen Punkt, aus Aufmerksamkeit und Tiefsinn, daher manche sich gerne zerstreut stellen, aber ebenso oft und öfters aus Lebhaftigkeit durch zu viele Nebenvorstellungen, aus Unlustscheu, Indolenz und Gedankenlosigkeit, denn sonst würde man sie nicht bei Personen finden, die wenig oder gar nicht denken. In der Jugend entscheiden bloß Sinneneindrücke; das schöne Geschlecht scheint in dieser Beziehung stets jung zu

[1] Denkend ich weiß nicht an was, und völlig vertieft in den Plunder.

bleiben, beim männlichen aber siegt das Interesse des Vorsatzes. Im Zustande der Zerstreuung haben unwillkürliche Vorstellungen über die willkürlichen die Oberhand und werden lebhafter als jene; Dinge, die vormals tiefen Eindruck machten, melden sich wieder zur Unzeit, und der Zustand tritt ein, den die Alten sehr richtig ausdrückten: res alias agere.[1] Gedankenlos und Gedankenvoll sehen sich aber von außen ganz gleich.

Es gibt eine vorübergehende und eine zur Gewohnheit gewordne Zerstreuung. Jene entsteht, wenn eine zu große Menge heimlicher Eindrücke zugleich und zu schnell aufeinander folgen, wie bei dem Leben in großen Städten, auf Reisen oder auch bei einer Menge kleiner, unbedeutender Geschäfte, wo wir nicht wissen wo zuerst anfangen, und daher Mißbehagen empfinden. Die habituelle Zerstreuung zeigt sich bei der Jugend, wenn leidenschaftliche Hoffnungen erwachen; in der Leidenschaft wissen wir nicht, was in und um uns vorgeht, und viele ermüden uns mit Fragen: „Ja, wo war ich doch? — Was wollt' ich doch sagen? — Hab' ich das schon erzählt?" — Die dümmste Entschuldigung bleibt wohl: „Ja, daran dacht' ich nicht." Diokles hatte den Syrakusern bei Todesstrafe verboten, mit dem Schwerte auf dem Markte zu erscheinen; bei dem Lärmen wegen feindlicher Landung erschien er selbst mit dem Schwerte; ein Bürger bemerkte es ihm: „Nun, ich will mein Gesetz bestätigen," sagte er und fiel in sein Schwert. Solche Zerstreuungen haben wir heutzutage nicht mehr zu besorgen; höchstens macht ein Bauernsupplikant, verblüfft beim Erscheinen seines Fürsten, einen Fußfall die ganze Treppe hinunter.

Im Uebermaß der Freude, daß Breisach übergegangen sei, rief Kardinal Richelieu seinem sterbenden Kapuziner Joseph ins abgestorbne Ohr: Brissac est à nous,[2] und Kardinal Dubois glaubt seinem Haushofmeister aufs Wort, daß er sein gewöhnliches Abendhuhn schon gegessen habe in der Zerstreuung, obwohl es ein Hund gestohlen hatte. Jene Dame, die über die Unschlittteurung bei dem langen Kriege klagen hörte, erkundigte sich, ob man sich denn sogar bei Lichtern geschlagen habe? Eine andre fragte einen berühmten Gelehrten: „Sagen Sie mir doch, ist Cook schon auf seiner ersten Reise umgekommen?" — und die Magd, der einige Gäste ein besonderes Zimmer zu heizen befehlen, fragt in gleicher Ge-

[1] Andre Sachen treiben.
[2] Breisach ist unser.

dankenlosigkeit: „Um Vergebung, für wie viel Personen?“ Auf der Bühne geschieht nicht selten, daß Schauspieler, die nur wenig zu sprechen haben, diese Worte verkehrt vortragen, weil sie es nicht der Mühe wert halten, aufmerksam zu sein. Jene, die zu sagen hatte: C'en est fait, il est mort — sagte: C'en est mort, il est fait, und eine andre, die sagen sollte: „Hier ist ein Brief, der Eile hat,“ rief: „Ach Gott, wie wenig Leute!“ In großen Städten ist mir mehrmals begegnet, daß man mir nach dem Wege Fragenden mit zerstreutem Blick und Ton sagte: „Die erste Straße rechts,“ und dann sich begreifend nachrief: „Nein, nein, links!“ und so kann wohl geschehen sein, was d'Argens von einem höchst zerstreuten Offizier erzählt, der neben einer Dame saß, die eine ihrer Hände entblößte. Ah la belle main! rief er; lächelnd und geschmeichelt entgegnete die Schöne: Vous vous moquez, sprach viel über schöne Hände, und daß die ihrigen eher häßlich seien. J'en connais de plus laides, fuhr der Offizier fort, während die Dame auch die andre Hand entblößte und auch fortfuhr: Je vous defie de me les montrer, und der Zerstreute ergriff diese Hand mit den Worten: en voilà une, aussi laide que l'autre![1] Der schönste Zug in Regnards Zerstreutem ist, daß er sogar vergaß, daß heute sein Hochzeittag sei, und sein Diener Carlin ruft:

Pour le lendemain passe! et j'en vois aujourd'hui
Qui voudraient bien pouvoir l'oublier comme lui.[2]

Knaben von Fähigkeit, denen man sagt: „Dieser Satz ist schwer,“ begreifen solchen leicht, denn nun strengen sie sich an; sagt man ihnen aber: „Das ist leicht,“ so geht's schon schwerer ein. Lebhaftigkeit verrät Schnellkraft des Geistes und zerstreut gerne, und daraus wird mehr als aus der ganzen gehorsamsten Attention des Knaben ohne Geist, den aber der Lehrer oft am meisten lobt. Geschäftsmänner, Spekulanten, Gelehrte 2c. sind oft wirklich aus Anstrengung zerstreut, wenn auch gleich hie und da Affektation mit unterlaufen mag. Minister Louvois fuhr einst die Marschallin von Rochefort spazieren. „Sollte er wohl?“ — „Könnte man ihn vermögen?“ — „Nein, er wagt's nicht!“ Solche und ähnliche Phrasen wiederholte Lou-

[1] Ach, die schöne Hand! — Sie spotten. — Ich kenne häßlichere. — Ich fordere Sie auf, sie mir zu zeigen. — Hier ist eine, die so häßlich ist wie die andre.

[2] Für morgen ging's noch an; seh ich doch manchen heut,
Der wünscht, er könnte auch vergessen diese Zeit.

vois stets für sich, ohne an seine Dame zu denken, die so klug war, die Zügel zu ergreifen, um nicht in die Seine geführt zu werden. Jene Dame aber, die da fragen konnte, ob Cook schon auf seiner ersten Reise um die Welt erschlagen worden sei, wäre samt Louvois ersoffen. Terrasson war so zerstreut, daß er zuletzt alle und alles an seinen Verwalter Luquet verwies und selbst in den letzten Stunden, als der Beichtvater nach seinen Sünden fragte, erwiderte: „Fragen Sie nur Luquet.“

Es ist daher gut, wenn Zerstreute, bevor sie in Gesellschaft gehen, selbst ihre Toilette besorgen müssen; in der Zwischenzeit wird ihnen das Geschäft aus den Augen gerückt, die Mißlaune geht auf den Bedienten über, und sie treten auf mit der Unbefangenheit, die man der Gesellschaft schuldet. Mechaniker in Geschäften haben diese Vorsicht selten nötig, denn wenn sie zerstreut sind, sind sie es nie aus Anstrengung, sondern gerade wegen des Mechanismus ihrer Geschäfte, mit dem ein gewisser Oberamtmann einen Streifzug im größten Geheimnis ausschrieb, und daher die Ausschreiben selbst eigenhändig fertigte, außen darauf aber noch setzte: „Streifzug betreffend.“ Welch ein Glück, daß die so gerne zerstreuten Schönen, die stets etwas vergessen oder liegen lassen müssen, so leichtfüßig als leichtsinnig sind und über das Sprichwort: „Wer keinen Kopf hat, muß Füße haben,“ nur lachen. In Gesellschaft pflegt das Geschlecht sich mehr zusammenzunehmen als Männer, Romanenleserinnen etwa ausgenommen, und sind Dienstboten zerstreut, so sind sie sicher verliebt, oder sie haben etwas angestellt, oder wollen etwas anstellen.

Die schönsten Zerstreuungsstückchen haben stets Gelehrte geliefert. Budäus, der seiner Frau oft vorwarf, daß sie ihn am Hochzeitstage kaum vier Stunden habe studieren lassen, und die ihn bat, achtzuhaben, daß die Katze nicht über den Braten gehe, saß da, starr hinblickend auf die Katze, die so frei mit dem schönen Braten umging. Das britische Original, das Watzdorf vor seine Briefe über England in Kupfer stechen ließ, erhebt doch noch die Krücke, als die Katze Gleiches thut, und die Gicht entschuldigt es, wenn der Streich um einige Noten zu kurz fiel und die schöne Schüssel noch obendrein zertrümmerte. Der Reichshofrat von Senkenberg, der zu Gaste speiste und die Suppe schlecht fand, sagte: „Verzeihen Sie nur, daß die Suppe so schlecht ist, aber meine Frau liegt in den Wochen;“ er glaubte sich zu Hause, wie er auf ebener Erde zu sein glaubte auf seiner Bücherleiter und darüber das Bein

brach; mit aller Gravität setzte er sich mehrmals neben den Sessel zur Erde! So machte Lafontaine seinem Freunde, dessen Beerdigung er acht Tage zuvor beigewohnt hatte, den gewohnten Wochenbesuch, und ein gewisser Kaufmann nahm an der table d'hôte zu Frankfurt, als der Teller für die Musik herumging, eines von den Geldstücken, statt eines hinzulegen, und da der Nachbar ihn lachend darauf aufmerksam machte, so legte er statt des neben ihm liegenden hinweggenommenen Geldes, das er hineinlegen wollte, ein Stück Torte hinein; diese Zerstreuung fiel in die Zahlwoche.

Ein hitziger Spieler am Brettspiele leerte einst den Würfelbecher in seinen Mund und das neben ihm stehende Weinglas, das er leeren wollte, in das Brettspiel, und ein andrer hoher Spieler, in rouge et noir, nachdem er alles verloren hatte, leerte alle seine Taschen mit Münze, die man nicht setzen durfte, auf den grünen Teppich, wie ich selbst lachend mit ansah. Jener Gelehrte rief einst voll gelehrter Zerstreuung beim Ausklopfen seiner Tabakspfeife: „Herein!" und einer meiner Freunde, der die Gewohnheit hat, Briefe und Billets nie zu öffnen, wenn er nicht zuvor seine Pfeife angezündet hat, gebrauchte einst das erhaltene noch ungelesene Billet als Fidibus. Jener greise Landprediger, der schon seit sechzig Jahren vielleicht seine Predigt mit dem Glockenschlage und mit der Formel: „Dazu verhelfe uns allen, lieber Herre Gott!" schloß, endete auch eine Rede über Haman mit dem pathetischen Ausruf: „Und was war sein Lohn? Der Galgen!" Es schlug elf, sogleich schloß er: „Und dazu verhelfe uns allen der liebe Gott, Amen!" „Eine alte Gewohnheit ist stärker als Brief und Siegel," sagt unser erster Doktor, juris utriusque, Doktor Herkommen, genannt Observantius.

Mascov pflegte alle, mit denen er sprach, knopflos zu machen, wie jener Fürst alle manschettenlos, und nahm einst den, der ihm seine Schnallen näher zeigen wollte, gerade beim Fuße und stellte ihn so hüpfend der Gesellschaft dar. Ein gewisser Hofrat H., den ein Fremder unter der Hausthüre nach der Wohnung des Herrn Hofrat H. fragte, rief den Bedienten, daß er doch dem Fremden die Wohnung des Herrn Hofrat H. zeigen solle, der er doch selbst war, und jener Pfarrer betete auf der Kanzel anstatt: „der du die Herzen der Könige in der Hand hast" — „der du den Herzkönig in der Hand hast." Solchen Zerstreuten kann es leicht begegnen, daß sie das Buch, das sie jahrelang behielten, mit dem Bedauern zurücksenden, daß sie noch keine Zeit hätten finden können zum

Lesen und sich's daher vorbehalten wollten, solches auf längere Zeit sich wieder auszubitten. Ein gewisser Bischof, der vor der Kirche eine Dame besuchte, ließ sein Brevier unter den Tisch fallen und griff nach dem Pantoffel der Dame, und ein andrer setzte statt seines Perrückchens die Haube seiner Hauserin auf.

Newton, der einmal den Finger einer Dame zum Pfeifenausräumen nahm, vergaß über seinen Rechnungen oft Essen und Trinken; sein frugales Mahl stellte man in ein unteres Zimmer auf den Ofen oder eine Wärmpfanne; ein spaßhafter Freund leerte einst die Schüsseln; Newton kam und ging wieder fort auf sein Studierzimmer, sich wundernd, daß er vergessen hätte, schon gespeist zu haben. Gleim ging mehr als einmal mit einem schwarzseidenen beschuhten und mit einem weißwollenen bepantoffelten Fuße über die Straße, leuchtete sich selbst am hellen Morgen mit dem Lichte, an dem er seine Morgenpfeife angezündet hatte, in ein anderes Zimmer und hatte einst einen sehr heftigen Auftritt mit einem Schlosser, den er selbst in sein Kabinet geführt, ihn zu warten gebeten, und in der Zerstreuung eingeschlossen und vergessen hatte.

Wie viele haben nicht schon Mütze, Feder oder Brille gesucht, die sie auf dem Kopfe oder hinter dem Ohr, oder gar auf der Nase hatten? wie viele nicht den ersten besten für den angesehen, den sie eben suchten, oder eine Schüssel mit Wurst oder Salat für das aufgeschnittene Brot auf dem Tische genommen? Schwerlich gibt es einen Gelehrten, der nicht schon das Tintenfaß statt der Streusandbüchse über seine Werke gegossen hätte. Lessing wollte einst die Treue eines Bedienten prüfen und legte sein Geld auf den Tisch. „Haben Sie aber auch die Summe zuvor gezählt?“ Lessing dachte gar nicht daran. Jener reiche, zerstreute Brite, dem seine eigenen Leute die Pistole auf die Brust setzten und seine Börse sich ausbaten, sagte seinen Freunden, welche die näheren Umstände wissen wollten: ask my servants, they were with me! [1]

Kant kam einst in seiner Vorlesung ganz aus dem Geleise, weil einem dicht vor ihm sitzenden Zuhörer ein Knopf fehlte, und ein andermal, als ein Incroyable eintrat mit offener Brust, wild über Stirn und Nacken wehenden Haaren, Matrosenkittel und Knotenprügel. Er äußerte einst laut in einer Fraubasengesellschaft das, was er nur zu denken glaubte: „Gott, wie ich mich langweile!“ und ein Hahn war im stande,

[1] Fragt meine Bedienten, die waren bei mir.

den großen Philosophen im Nachdenken zu stören, und da der noch wunderlichere Besitzer solchen nicht missen wollte, so änderte er seine Wohnung. Wenn dies Kant that, wer mag es dem Landprediger verargen, der statt eines schönen Bäumchens den Pfahl pfropfte, an den solches gebunden war? Doch dieser sonderbare Heilige, etwas Hypochonder, ging noch weiter, klagte mir, daß ein Baum seines Nachbars durch den Schatten ihm viel schade, sein Gewissen erlaube es ihm aber nicht, solchen zu ringeln. „Ich will ihn ringeln," sagte ich lachend, und er gab mir sein Messer dazu. Wenn dieses Kapitel über Zerstreuung nicht recht geraten sein sollte, so ist nichts schuld als eine Eselin, die fürchterlich nach ihren Jungen schreit und einen Schwindsüchtigen im Hause kurieren soll. Die lauten Spiele der Knaben unter meinen Fenstern habe ich ritterlich bestanden, weil ich den Spaß ihnen nicht verderben will, obgleich mein Nachbar, der Prediger, Sonnabends unter sie fährt, wie Christus unter die Verkäufer im Tempel, und sein Publikum, wenn auch die Predigt schlecht sein sollte, nicht so schlimm ist, als Rezensenten.

Alle Zerstreuten gehören zu Swifts mathematischem oder Kantischem Völkchen, das man mit einer mit Erbsen gefüllten Schweinsblase an die Backen schmeißen muß, um sie auf das hoc age [1] merken zu machen, auf das, was man mit ihnen sprechen will, oder was sie mit uns sprechen; sie mit der Nase darauf zu stoßen, wäre zu grob, ob man es gleich dem Konskribierten nicht verargen könnte, dem der zerstreute Oberamtsaktuar das Attestat ausstellte: „daß er mit einem Uebel am linken Vorderfuß behaftet sei." — Dieser Aktuar war so zerstreut als jene Prinzessin, die eine Witwe, nachdem sie lange mit ihr über den Tod ihres Mannes getrauert und geweint hatte, fragte: „Hatten Sie denn nur einen?"

In meiner frühern Zeit waren wegen Zerstreuung berühmt Büsch zu Hamburg und Benda zu Gotha. Büsch, der mit Ebeling die Handelsakademie stiftete, die den stolzen Kaufleuten aus Old-England Achtung für Deutsche einflößte — der blinde Büsch und der taube Ebeling, beide von Sieveking zu Tische gebeten, saßen in des erstern Bibliothek und vertieften sich so, daß man sie rufen mußte. Ueber eine Weile schloß Büsch die Thüre ab und ging zu Sieveking. „Aber wo ist Ebeling?" Nun fiel ihm erst ein, was er gethan habe, und er schickte den Schlüssel hin. Ebeling saß in tiefster

---

[1] Darum handelt sich's.

Ruhe und fragte: „Ist es Zeit? wo ist Büsch?“ Wenn Büsch in seinen Vorlesungen ein Buch citierte, so pflegte er es herbeizuholen; aber wen dann die Schüler nicht wieder sahen, war Büsch, denn er saß in seiner Bibliothek.

Benda war es, der einen Flügel stimmte, aufsprang und ins Nebenzimmer lief, zu hören, wie der Flügel anschlage? Er kehrte auch nach einem frohen Mahle nach Hause in eine Wohnung, die er schon vor drei Monaten aufgegeben hatte. Einer Tochter, die ihn bei dem Begräbnis der Mutter um allerlei befragte wegen des Trauermahls, sagte er: „Frage deine Mama!“ Er ging aufs Schloß mit dem vollen Waschnapf in der Hand, den er für sein Notenbuch hielt, eine Kleiderbürste unter dem Arm statt des Chapeau-bas.

Zu Geschäften möchten Zerstreute nicht viel taugen, z. B. wie jener Major, abgesandt, einem armen Soldaten Pardon zu bringen: er schlief so lange, bis der Lärm der Exekution ihn aufweckte. Der Wirt sagte: „Es wird einer gehenkt;“ er lächelte: „Ich habe den Pardon in der Tasche;“ aber da war der Soldat schon auf seinem Posten in der Ewigkeit. Man muß sich aber auch zu zerstreuen wissen in Not und Anfechtung, und hiezu dienen gute Freunde, unschuldige Kinder, Reisen und Lachen. Wer es zum Ruf eines Zerstreuten gebracht, hat wie der Kurzsichtige ein Privilegium, sich manches zu erlauben, was man andern übelnimmt, und dem solidesten Mann in widrigen, gezwungenen Verhältnissen kann begegnen, was einem alten General begegnete, den der Herzog zu einem Hofball zwang: in Gedanken vertieft, stand er an einem Fenster, als ihm der Herzog mit der Frage nahte: „Nun, wie gefällt es Ihnen?“ — „Hm, ich denke, der Hof soll sich bald entfernen, dann wird es wohl weniger steif zugehen.“

Mir scheint, daß die Zerstreuung schwächer geworden sei, seit sich Pedanterie und Affektion mehr verloren haben, was wir doch unsern hellern Zeiten verdanken wollen; man findet die Originale zu la Bruyères und Regnards Zerstreuten weniger mehr, und wir haben gelernt, uns mehr zusammenzunehmen; aber unter britischen Originalen wird man sie noch am ehesten finden, und die zwei Brüder, die von London auf ihr Landgut zur Entenjagd fuhren, könnten wohl ihre Stiefeln, Flinten und Weidtaschen vergessen haben, sowie auch unter uns die Intelligenzblattanzeige das Dasein der Zerstreuten beweist: „Im gestrigen Kasino ist ein Regenschirm in Gedanken stehen geblieben.“

Etwas über sogenannte Angewöhnungen.

Alle Liebhabereien, denen wir uns mit Leidenschaft hingeben, um des Vergnügens und Zeitvertreibs willen, und alle Angewohnheiten, die sich in Sitten, Manieren, Gebärden, Worten, Kleidern ꝛc. äußern, uns selbst unbewußt, da sie zu Gewohnheiten und Fertigkeiten geworden sind, spielen ins Lächerliche hinüber. Der Niederländer nennt einen beschränkten, empfindungslosen Menschen een mensch zonder Liefhebbery und hat recht; man könnte selbst mitlachen, wenn diese Liebhabereien nicht so oft der Hauptsache und dem Beruf Eintrag thäten. Solche Nebendinge sind nicht zu zählen, und sie sind das, was die Falten in den Kleidern; bügelt, glättet und plättet so viel ihr wollt, ein jeder sieht, wo die Falte sitzt oder gesessen hat, und nur in der Jugend lassen sich lächerliche Angewöhnungen abgewöhnen, wenn man uns darauf aufmerksam macht; im Alter heißt es: j'ai mon pli,[1] und Salomo spricht: „Wer seinen Acker bauet, der wird Brots die Fülle ernten, wer aber unnötigen Sachen nachgeht, der ist ein Narr."

Nichts hören wir öfter als gewisse angenommene Redensarten, selbst im Munde Gebildeter, die gar häufig durch den Widerspruch der Sache mit den Worten, gleich gewissen Manieren im Widerspruch mit dem Anstande, komisch wirken, ja oft zur Charakterkenntniß führen. Versteckte, heimtückische Menschen sprechen gerne: „frei herausgesagt!" oder „ich rede gerne offen", und Schmeichler wiederholen ebenso gerne die Worte: „Ohne Schmeichelei", als Kaufleute, Wirte, Juden ꝛc. sich auf ihre Ehrlichkeit berufen, wie der Italiener auf sein galantuomo! (Biedermann). „Ehrlichkeit währt am längsten," der Hofnarr meinte: „weil sie nicht viel strapaziert wird." Lügner sagen gerne: „Soll mich alle", oder: „Straf mich Gott, wenn's nicht wahr ist", und rechte eismeerene Köpfe flicken ein Unmaßgeblich ein, oder die Frage: „Wie? was meinen Sie?" d. h.: Sie werden doch meiner Meinung sein? Ein mir bekannter Arzt pflegt niemand bei seinem Namen zu nennen, sondern ruft: à propos! und wenn man nicht hört, folgen ein Halbdutzend à propos nach, daher heißt er der Aproposdoktor, obgleich seine Rezepte nichts weniger als à propos zu sein pflegen.

---

[1] Ich habe meine Falte, d. h. Gewohnheit.

Die langweiligen Schwätzer vermehren noch unsere Langweile durch ihre Einschiebsel: „Sage ich“, oder ein selbstgefälliges: „Ich pflege zu sagen“, und Leutchen, die auf ein Haar sehen, sprechen gerne: „Was thut's?“ Das österreichische Holter (halte ich dafür) ist ein bescheideneres Einschiebsel, als das nordische Meen ich (meine ich), und das „Kurz und gut“ geistloser Erzähler klingt so komisch als die Sprache: „Ich mag wohl ohne Eitelkeit von mir sagen“, wenn der schönste Zug von Eitelkeit hinten drein folgt. Gelehrte schließen gerne: Sapienti sat! nachdem sie alles, was sie wußten, ausgekramt haben, und viele eitle Männer bei der Stadt, nachdem sie viel Rühmens von sich machten, „ohne mich zu rühmen“, bitten: „ja keine Umstände zu machen“, „genieren Sie sich ja nicht um meinetwillen“, und machen große Augen, wenn man sich dazu anschickt, daher es besser ist fortzugehen.

Gewöhnt hat sich die Frau von Eichen,
Zu allem zu sagen: „Und dergleichen“,
So spricht denn auch die Frau von Eichen:
„Mein liebes Männchen und dergleichen.“

Bei solchen Angewöhnungen pflegt man so wenig zu denken, als beim Fluchen; aber sie sind nicht immer gleichgültig. Jener preußische Offizier pflegte zu sagen: „Kann mich all nischt helfen“, und erhielt von Friedrich mehr Zulage als er gebeten hatte, der es nachher ökonomisch bereute; hingegen ein Beamter, der sich angewöhnt hatte, taisez (schweigt) zu sagen, daher es auch sein Spitzname war, wäre darüber beinahe von einem einquartierten General, der darin einen manque de respect sah, geprügelt worden. Es ist immer besser, ein „Erlauben Sie“ noch so oft anzubringen, wo auch gar nichts zu erlauben ist. In englischer Sprache ist das Pray, be free kein Fehler, aber bei uns, wenn wir sprechen: „Sein Sie doch so frei, ich bitte.“ In Schwaben fällt Reisenden das „Ohne weiters!“ ungemein auf, und ein Prälat, der in der Ständeversammlung gerne: „Ja, ohne weiters!“ zu votieren pflegte, hieß in einem französischen Blatt: le Prélat sans Façon.

Der Italiener hält Schlauheit für die erste Tugend, daher sagt er gerne Capisce? (begriffen); und die Oesterreicher, die eben nicht gerade im Rufe der Schlauheit stehen, sagen als die nächsten Nachbarn „Verstanden?“ Diese Formel hatte sich auch der spanische Gesandte Aranda angewöhnt; zu Paris spottete eine Dame darüber — ihre Worte kann ich nicht an-

führen —, und man hörte es nie wieder von ihm; und so wissen wir auch aus dem Zuschauer, daß einst ein Brite alle seine Bekannten mit solchen Einschiebseln und drolligen Leibflüchen zusammenbat, man lachte sich wechselsweise aus und besserte sich, was immer Beweis von Charakterstärke ist. Ich kann in der That nicht sagen, ob ich mich gebessert habe, seit mein anwohnendes Niècechen mich auf eine Angewöhnung aufmerksam gemacht; wenn mich die Fliegen zu sehr quälen beim Schreiben, springe ich hitzig nach dem Fliegenwedel und liefere ihnen eine Schlacht mit dem Ausruf: „Wartet, ich will euch Moses und die Propheten lehren!“

Die so häufigen Ausrufungen: „Jesus, Maria und Joseph, Tod und Teufel!“ und selbst das „Ach Gott!“ sind eben nicht zu loben, und gehören so wenig zu einer gebildeten Rede, als Verdammt, Verflucht, Verteufelt, Höllisch ꝛc., vorzüglich der blasphemische Ausdruck Göttlich! in den sich das Geschlecht verliebt zu haben scheint, seitdem das empfindsame Süß! aus der Mode gekommen ist. „O wie göttlich riecht diese Rose!“ Die Götter riechen also wie Rosen? Viele Reisende haben sich schon beleidigt gefunden durch das schwäbische: „Meinethalben, davon isch koi Red, in all Weg“, wie das bairische „Ich mog nit,“ oder das österreichische „Jo, worum nit gor!“ und das „Jetzt gangens Se, Se Bosheit Se!“ Dies ist auch der Fall in der Schweiz, daher Gebildete mit dem reisenden Deutschen lieber Französisch sprechen, und so auch im Elsaß. Zu Straßburg unterhielt ich mich viel mit einer schönen Kaffeewirtin und gab vor, Französisch nicht sprechen zu können, um ihr Elsäßisch zu studieren; ihre Widerrede begann stets: Mai, syd nit so dumm!“ Ein Aufseher der Karlsakademie hatte sich gewöhnt zu sagen: „Eins oder das andere, wie es denn auch nicht anders ist“; seine Untergebenen wollten einst im Bette nicht aufhören zu plaudern und zu lachen, und er rief zornig: „Was ist das für eine Aufführung? glauben Sie, ich sei Ihr Narr und Esel? Eins oder das andere, wie es denn auch nicht anders ist!“ Begreiflich wurde das Gelächter noch ärger, wie beim Wirt, der stets sagte: „Wenn Sie wollen!“ und zu sehr geschraubt einen Gast anfuhr: „Sie sind ein Narr, wenn Sie wollen.“ Ja, der bin ich, sagte kalt der Gast, und Sie auch, wenn Sie auch nicht wollen.

Viele sind so lebendig, daß sie nicht immer Herr und Meister ihrer Gedanken bleiben, und in der Zerstreuung mitten in einem Damenzirkel, wie Kant, laut äußern: „O, wie ich mich langweile!“ Solche Leute, wenn sie nicht gleich auf den

Namen eines Ortes oder einer Person kommen können, schlagen sich vor den Kopf, um das Organ des Orts- und Personensinnes aufzuwecken, woraus sich auch die alte Erziehungsmethode mit Ohrfeigen erklären läßt. Die Lebendigkeit der Bewegungen gefällt an Männern besser als an Weibern, ist aber doch vielen ein Greuel. Pachter Martin ritt einst vor einem schönen Kirschenbaum vorüber, stellte sich auf sein Roß, ließ sich die Kirschen schmecken, dachte: Wie, wenn jetzt jemand deinem Gaul Hopp, Hopp zuriefe, und indem er dies dachte, rief er selbst Hopp, Hopp, und lag in der Dornenhecke.

Es gehört unter die ersten Grundsätze der Gymnastik: „Lerne deinen Körper beherrschen", dann wird man in Verlegenheiten nie linkisch werden; je mehr Verlegene zu gefallen suchen, desto lächerlicher benehmen sie sich, vorzüglich Mädchen und Weiber, Gelehrte vor Männern von Welt, Landleute vor Großen, und selbst gewisse Große vor satirischen, scharfblickenden Menschen. Eine der am meisten getadelten Gewohnheiten ist der Vorzug der rechten Hand vor der linken, die uns die Natur beide gegeben hat zu gleichen Rechten; seitdem ich aber, wenn ich nasse Füße mit nach Hause bringe, Krämpfe am linken Fuß und Schenkel bekomme, ist mir doch die linke Seite verdächtig. Wenn wir einen Wurf machen, bedienen wir uns der Rechten, aber warum treten wir mit dem linken Fuß vor? Wenn wir über einen Graben setzen und mit dem rechten antreten, mit dem linken Fuße aber überschreiten wollten, lägen wir sicher im Graben. Bei der Hand kann man sagen: die rechte ist geschickter, weil sie geübter ist; aber gilt das von den Füßen? Mit der linken ist's nicht richtig, wenigstens ist sie nur ein Weib, die rechte ein Mann.

Auf Kanzeln und Kathedern findet man oft die komischsten Stellungen und Haltungen; der eine fährt herum wie ein Satan oder Eichhörnchen im Käfig und agiert wie Kasperle, der andere steht da wie eine Bildsäule; der eine schließt die Augen, der andere starrt auf sein Buch; der eine schreit, daß er braun und blau wird, der andere ist kaum zu verstehen; der eine nimmt eine Prise um die andere, wenn etwas Wichtiges kommt; der andere kratzt sich die Hüften, der dritte schlägt mit mächtiger Faust auf den Pult. Semler machte einen Sprung auf sein Katheder wie ein Pudel; Pütter lief im blauen mit Tressen besetzten Rock und schneeweißer Perrücke, mit blinzelnden Augen und wahren Katzenbuckeln durch die Reihen; Eberhard zupfte stets an seinen großen Augenbrauen; Lichtenberg schlich wie ein Schatten an der Wand hin, um

seinen Buckel zu verbergen; Meusel hatte immer mit Schleim zu thun, aber Seiler verdrehte gar die Augen wie ein Nürnberger Ofenmännchen oder Seher des Morgenlandes.

Ludwig XV. zerriß gerne die Manschetten derer, mit denen er sprach, und ein gewisser Reichsfürst drehte allen die Rockknöpfe ab. Kaiser Karl IV. konnte seine Hände nicht müßig lassen, und schnitt selbst in Audienzen kleine Weidenstäbchen in noch kleinere Stückchen, was immer noch besser war, als die Manier Napoleons, die Leute beim Ohr zu nehmen. Andere können nie ihre Kniee ruhen lassen, trommeln mit den Fingern darauf, wenn sie es nicht auf ihrem Kinn thun, oder gar auf dem Tische, bohren in der Nase, lassen ihre Finger knacken, kratzen auf dem Kopf oder hinter den Ohren bei einer Schwierigkeit, oder strecken, wenn sie recht tief ins Denken geraten, die Zunge aus dem Munde, wie ein gehetztes Tier. Andere können durchaus nicht mit Leichtigkeit arbeiten, wenn sie nicht im Schlafrock und in Pantoffeln dasitzen, die Mütze auf dem Schädel und die Pfeife im Maul; vorzüglich scheint das Hin- und Herschieben der Mütze (wie vormals der Perrücken) die Verlegenheiten zu heben, und da darf sie schon noch schmutziger werden, als sie bereits ist; noch sehe ich den Greis, dessen Perrücke bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ohr saß, und im kritischen Momente hing der Haarbeutel gar über Nase und Mund.

Ich hatte die Gewohnheit angenommen, wie? weiß ich nicht, wenn man mich an einer Hoftafel über etwas fragte, worauf ich eine recht pikante Antwort im Kopf zu haben glaubte, an der Wade zu kratzen; ein wackerer Bediente machte mich darauf aufmerksam, und mit dem Wohlstande, den seidenen Strümpfen und selbst den Waden verlor sich der Uebelstand, aber noch heute spreche ich mit Armen und Füßen, und so laut, als ob ich zankte; mein Wille ist schwächer, als die Lebhaftigkeit des Temperaments. Oft habe ich Tanzmeister beneidet, die einen sehr richtigen Blick haben, solche Angewöhnungen zu entdecken, aber sie entdecken sie nur ihren Schülern. Kleine Leute gewöhnen sich gerne, auf Zehen und Absatz zu treten, und brauchen weit mehr Sohlen als die, welche platt auftreten, und Leute mit Hühneraugen gehen gerne auf den Fersen und brauchen mehr Hinterflecke. Die Menschen gefallen sich in Extremen mehr als in der Mitte, und schlagen lieber Umwege ein, selbst wo sie geradezu gehen könnten, und das kostet noch mehr Sohlen. Die Hände setzen ebenso viele in Verlegenheit, daher haben unsere Elegants

den Knoten zerhauen und stecken die Hände in die Hosentaschen.

Manche scheinen wirklich gleichsam geboren zu Kreuz und Elend; kaum haben sie einen neuen Rock auf dem Leibe, so sitzt schon ein Flecken oder Loch darinne; kaum haben sie etwas in der Hand, so fällt es zur Erde, gut, wenn es kein Glas oder Teller ist; wollen sie grüßen, so entwischt ihnen Hut und Stock, und oft der werte Körper selbst, sie purzeln über alles, verderben alles, fallen über Stühle und Bänke, und verschütten Tinte, Wein, Kaffee und Wasser, und kommen überall zu spät; sie sind im stande, wenn sie sich schnell ins Bette werfen, auf der andern Seite wieder herauszufallen. Jener Kandidat, der einem hohen Gönner aufwartete, ließ sogar sein angeheftetes Patentzöpfchen und das Strumpfband, das die ungewohnten seidenen Strümpfe festhalten sollte und noch einmal im Vorzimmer zurechtgemacht war, zurück, und der Mops apportierte beide dem Minister.

Viele können durchaus nicht stehen, ohne sich anzulehnen, an Kleidung und Wäsche zu zupfen, Hand, Kopf und Fuß zu bewegen, bald eine Stuhllehne zu ergreifen, bald die Hände zu falten, auf den Rücken zu legen, zu reiben, oder gar in Rock- und Beinkleidertasche zu stecken; sie schütteln die Schenkel auf ihrem Stuhle, als ob sie auf Kohlen säßen, und die Hände müssen überall hingreifen, wie gar viele nichts recht gesehen zu haben glauben, wenn sie es nicht auch betasten dürfen; daher die Aufschrift in öffentlichen Natur- und Kunstsammlungen notwendig ist: N'y touchez pas! [1] In Gärten ist es gar nicht überflüssig, auch noch: „Reißet nichts ab!" beizusetzen; selten werden Frauenzimmer, wie die Kinder, die Blumen ruhig lassen können. Viele können mit niemand sprechen, ohne ihn bei der Hand zu nehmen, oder wenigstens am Rock; sie haben die manum loquacem [2] der Römer, und viele füllen die Intervalla des Denkens bei der Arbeit mit Zerkauen der Federn, oder tättowieren Papier und Schreibtisch mit lauter Pünktchen, wie Fliegen die Spiegel. Dr. Katzenberger riet Sr. Durchlaucht, die allzu dicke wurde, mit Reiten und Fahren das Fußgehen wechseln zu lassen: „Aber ich gehe ja täglich?" — „Wohl, aber nur mit dero Füßen." — „Wie, wie?" — „Ja, man muß auch mit den Händen gehen zu gleicher Zeit, seit Moskati bewiesen hat, daß wir so gut Vierfüßler sind, als die Affen."

---

[1] Nichts anrühren! — [2] Die geschwätzige Hand.

Manche spucken, räuspern und rotzeln (crachoter) ohne alle Not ewig fort, und das ist wohl eine der widrigsten Angewohnheiten, die einem bei Tische alle Eßlust benehmen kann; sie achten nicht darauf, wenn man sie auch durch ein eigenes neben sie gestelltes Spucknäpfchen aufmerksam macht; ja manche bespeicheln einem gar im Sprechen das Gesicht, wie das Lama und Kamel im Zorne; man sollte sie ein Spucknäpfchen en médaillon so lange am Halse tragen lassen, bis sie es sich abgewöhnen. Wenn man schnell läuft oder springt, muß man die Hände bewegen; sie sind uns das, was dem springenden Eichhörnchen der Schwanz; aber viele schleudern gehend und stehend damit, so daß man nie vor Püffen sicher ist; sie gehen zwar nicht auf allen Vieren, aber doch mit allen Vieren.

Die Alten gestikulierten mehr als sie sprachen, und die Provençalen, Italiener und alle lebhaften Südvölker thun ein Gleiches; desto lächerlicher ist unter nördlichen, ernstern Nationen der lebhafte Mensch mit seinen Gestikulationen, selbst schon durch Betonung seiner Worte und Verzerrungen des Gesichts oder Mundes. Das Lachen, wo nichts zu lachen ist, das Blinzeln, Husten ehe man spricht, das Lecken an der Lippe, das Kauen an den Nägeln sind mit Recht lächerlich, sowie die Wiederholung der letzten Silbe eines Wortes, oder der Worte anderer, die den Gegenfüßlern der Lebhaftigkeit eigen zu sein pflegt. Gewisse Gestikulationen aber erleichtern auch den Ideengang; der Löwe, wenn er sich zum Angriff richtet, schlägt seine Seiten mit dem Schweife, und Caracci überraschte einst Domenichino im schrecklichsten Zorne. Was war die Ursache? Er malte gerade an einem wütenden Soldaten, Caracci umarmte ihn als seinen Meister, und so würde auch Garrick einen Schauspieler umarmt haben, der gerade die Rolle eines Tyrannen einstudiert hätte. Ich weiß sogleich, wenn einige meiner Bekannten in Verlegenheit sind: der eine nieset immer, der andere hustet immer, der dritte, ein alter würdiger Landprediger, der aber nicht mehr aus Schlafrock und Pantoffeln zu bringen ist, bekommt unruhige Füße, wie ein Mädchen, wenn sie Tanzmusik hört, legt den rechten über den linken Fuß, die Zehen bewegen sich sogar und der Pantoffel fällt gewöhnlich zur Erde.

Woher alles dies? Der Mann hat seine Seele so wenig in seiner Gewalt als seinen Leib, und so wie ihre Aeußerungen aus Verlegenheit, Zerstreuung und Langweile hervorgegangen sind, so unterhalten sie auch diese inneren Zustände;

mit der komischen Bewegung beginnt auch der Geistesschlummer, wie bei Kindern der physische Schlummer durch das Wiegen, denn jede Einförmigkeit hat etwas Einschläferndes. Franzosen sind auch hier gewandter, nicht weil sie lebhafter sind, sondern weil neben dem Tanzmeister der Exerziermeister steht. Ist es Geistesschlummer oder Stolz, wenn viele Große ihre Gedanken in majestätischer Kürze nur durch das Wort „Ding“ ausdrücken: „Wer ist der Dings? Wie heißt der Ding? Wo wohnt der Ding?“ oder im höhern französischen Stil Chose oder He! quelqu'un! Ist es Lebhaftigkeit, wenn viele sich so gerne des Superlativs bedienen: ungeheuer, fürchterlich, abscheulich, verwettert, verdammt, verteufelt, kannibalisch, kalabrisch, und dann auch fürchterlich schön, kalt und kannibalisch sagen? Einer meiner Bekannten stößt sehr oft an mit seinem Leibwort „scheußlich“, weil viele das U mit J verwechseln, da man im Süden zwischen Ue und J nicht unterscheidet. Die Franzosen werden gar oft unhöflich, ohne es zu wollen, mit ihren Leibphrasen c'est égal, vous m'ennuyez![1] wie die Schwaben mit ihrem: „Dovon ischt koi Red“, und weil sie sonst gleich mit der Thüre ins Haus fallen.

Man kann über solche menschliche Angewöhnungen lachen und scherzen; der Mechaniker kann selbst lachen, wenn er vernünftig ist, aber nicht so, wo es Denk- und Handlungsweise gilt; Angewöhnungen letzterer Art sind anstößiger, und doch nimmt der moralische Mechaniker in der Regel selten Raison an. Der Mann nach der Uhr kennt keine andere Raison, als den Glockenschlag; der Lügner lügt fort; es macht ihm Vergnügen, wenn die Zuhörer ihm erlauben, seine Phantasiegemälde recht auszumalen, und es geht ihm, wie dem Einsamen, der, wenn er einmal wieder in Gesellschaft tritt, sich gleichsam für sein langes Stillschweigen zu entschädigen sucht. Verkrüppelte Bäume, wer will sie noch gerade machen? Am Ende läuft doch alles auf Liebhaberei und Verschiedenheit des Geschmacks hinaus; man lacht über den, der durch übertriebene Höflichkeit seinen Hochmut predigt, und einem Niedern den Hut auf den Kopf drückt, ehe er noch spricht, oder nur willens ist, ihn ganz abzulegen; man hat ihn aber doch wieder lieber als den Thoren, der ¼ Stunde lang mit sich reden läßt, selbst im Regen, ohne zu sagen: „Bedeck' Er sich“; der Narr sagt's nicht, und wenn es kutzenbohnelt, wie man in Schwaben für Graupeln sagt. Nun, wer will über Lieb-

---

[1] Einerlei, ihr langweilt mich.

habereien in Zeiten der Humanität böse werden! Und de gustibus non est disputantibus, über Geschmacksachen läßt sich nicht streiten, sagte Friedrich.

Kunst und Künste.

> Was Blumen unsern Gärten sind,
> Sind Künste unserm Leben.

Der edelste und nützlichste Zeitvertreib ist die Kunst, und das Theater steht obenan, denn hier ist mit Poesie und Beredsamkeit noch Ton- und Malerkunst im Verein; sie, die edle Erfindung der Schaubühne, soll nicht bloß unterhalten und belustigen, sondern auf Geist und Herz wirken; sie lehrt Menschenkenntniß, warnt vor Laster und predigt Tugend anschaulicher, als es von der Kanzel geschehen kann. Wer sich aber recht satt lachen will, muß nicht in das Theater gehen; er findet weit mehr zu lachen in der Welt. Das Schöne ist bekanntlich verschiedenartig; der eine findet das schön, der andere jenes doch noch schöner, und in Deutschland scheint mir mit dem Worte wahrer Unfug getrieben zu werden; in den meisten Fällen wäre hübsch genug. Unendlich lächerlicher noch aber ist, wenn bei Zeitvertreiben aller Art die Frömmler gen Himmel blicken und seufzen: „Ach, man könnte etwas Besseres thun — man könnte beten."

Wer Künste liebt und übt, hat wie der, der Wissenschaften pflegt, einen Sinn weiter als andere, die sie weder kennen noch lieben. Liebt man Kunst, so sieht man die Blumen der Gärten; übt man sie, so hat man die Blumen im Zimmer. Der Liebhaber des Schönen steht in der Mitte zwischen dem bloß sinnlichen Menschen und dem abstrakten Gelehrten, der lauter Verstand sein will; jener kann sich nicht zum Gefühl des Schönen erheben, und dieser hält es unter seiner Würde und seinem Ernst, wenigstens das Lächerliche. Zu jenen materiellen Menschen gehören gar viele stolze Geschäftsmänner,

und zu diesen gar viele Philosophen, daher sie auch so erbärmlich über das Schöne und über die Kunst räsonniert haben, während der hohe Sinn der Alten und Platos das Schöne zum Guten gesellt. Kunst ist Genie — hinc illae lacrymae — und gleichviel, ob das Vehikel der Darstellung Worte oder Linien, Farben oder Töne sind, oder gar Steinmassen. Aber Zeitvertreib soll nur Erholung von Arbeit sein; Künste nur das, was Blumen im Gemüse- und Obstgarten.

Kunst kommt von Können und Kennen. Wer kennt, ohne zu können, ist ein Theoretiker, wer kann, ohne zu kennen, ein Praktiker, der sich nur wenig über den Handwerker erhebt. Der wahre Künstler und Sohn des Genius verbindet Können und Kennen, und in ihm wohnt das Ideal oder die höchste Idee. Apollo, Zeus, Aphrodite, Antinous, Laokoon rc., diese Göttergestalten, vor denen ich wichtige Leute habe vorüberwandeln sehen, wie der Bauer kaum vor einer Bibliothek vorübereilt, wo er wenigstens stehen bleibt und ruft: „Gott, wie viele Bücher!“ haben einen Zauber, der das Gefühl mächtig ergreift; die Marmorbilder wachsen im Auge der Phantasie, wie die Gemälde Raffaels, Angelos, da Vincis und Mengs'. Dichter, Musiker, Maler und Bildner müssen mehr Gedanken und Gefühle erwecken, als sie auszudrücken vermögen. — Das ist das Unermeßliche, das Ueberschwengliche der Kunst, wornach sie strebt, welches aber nur das Kunstgenie fühlt und ganz begreift. Daher die hölzerne und lahme Kalligone der Kante und Kantlinge, so kalt wie der Stein, oder das Gold und Elfenbein, woraus aber ein Phidias seinen Jupiter Olympios bildet. Sie gleicht dem Totengräber, der allenfalls die Erderhöhung dem Ideale näher zu bringen sucht, welches ihm seine Totengräber-Phantasie von einem Grabhügel vorhält, daher er noch schaufelt und plattet und ründet, wenn die Hauptsache längst geschehen ist. Der echte Künstler kann etwas, was Tausende nicht können; daher sagen wir von Dingen, die jeder kann: „Das ist keine Kunst!“

Mutter Natur ist eine Tausendkünstlerin, die der Künstler allerdings vor Augen haben muß; aber darum ist Kunst nichts weniger als bloße Nachahmung, wie Batteux, der so lange den Ton angab, und andere nach ihm behauptet haben. Der Künstler faßt ihre Einzelheiten wie Sonnenstrahlen in einem Bilde auf, in seinem Ideal, und hiezu gehört Phantasie, Begeisterung, Genie, nicht die bloßen Aesthetiken eines Aristoteles und Horaz, eines Vida oder gar Boileau und Batteux rc., die so lange Mode waren und den Taktikern gleichen, die

über Taktik schrieben, aber nicht im stande waren, ein Regiment rechts- oder linksum machen zu lassen. Leider aber huldigt das Kunstgenie in der Regel allein seiner Kunst, und so geht es vielen, wie den alten Gelehrten, Theologen, Juristen, Philologen, die sich ausschließlich ihrem Fache widmeten: sie werden unerträglich. Die Kunst huldigt allein der Phantasie; daher ihre grobe Unwissenheit in allen andern ernsten Dingen, die nicht zu den Sinnen sprechen, Hochmut und Eitelkeit und die ganz eigenen Künstlerlaunen. Genie! Genie! und das Genie wird lächerlich. In der Kunst verdankt das alte Europa fast alles den Griechen und das neue den Italienern, wofür wir ihnen gerne ihre Politik erlassen hätten und die Päpste als Zugabe.

Der Zauber der Kunst erhebt schon allein den Menschen über das Tier, das nur Sinnengenuß kennt. So nahe auch Künste damit zusammenhängen, sind doch hier die Sinne veredelt. Die göttliche Tonkunst erhebt uns über alles Irdische, und die Gemälde großer Meister versetzen in Ekstasen wie eine Geliebte; unter den Antiken wandelt man bei Fackelschein im Olymp selbst, wie unsere Winckelmann und Reiffenstein zu Rom, und lebt von ihnen und mit ihnen, wie nach der Dichtung der Alten die Grille im Himmelstau. Diese erhabenen Gefühle beseelten mich auch 1806 zu Paris im Musée Napoléon, wo alles beisammen war, was man jetzt an fünfzig verschiedenen Orten aufsuchen muß; aber Kunstjüngerlein schwätzen bloß und affektieren Gefühle, die nur Aug und Ohr zu geben vermögen, nicht Kunstworte, womit sie gerne imponieren und an jenen ästhetischen Juden erinnern, der einen Klavierspieler recht loben wollte: „Bei Gott, der Mann phantasiert vom Blatte hinweg!“ Unsere Zeiten gehen hoch; selbst bloße Handwerker nennen sich Künstler und halten sich auch wohl für Künstler. Es ist in der That komisch, daß die Künstler sich einbilden, daß sie alles können, hoch herab auf Leute sehen, die zwar weniger Lärmen machen, aber solider und nützlicher sind; der Mensch kann nicht ohne Brot leben, wohl aber ohne Kunst. Unter allen Künstlern gehen nach den Schauspielern gerne die Musiker am weitesten, die so viel mit Saiten umgehen; daher sie andere Saiten aufspannen, gewisse Saiten gar nicht berühren, gelindere oder neue Saiten aufziehen, am wenigsten aber die Saiten zu hoch spannen sollten, damit sie nicht springen. Die Kunst darf nie vergessen, daß Natur stets hoch über ihr× steht. Man hat die Bildhauerkunst gefrorene Musik genannt; mit mehr Recht könnte man Naturschilderun-

× aubg. Kunst

gen durch Pinsel oder Feder gefrorene Malerei nennen. Es war ein echter Jünger der Kunst, den ich im Musée Napoléon, eine Büste vor sich, solche nachahmen sah und mechanisch fragte: „Wen stellt sie vor?" Pardi, sagte er entrüstet, c'est une tête à caractère![1]

---

1. Das Theater.

Wir gehen nun zuerst zum Theater über, dem einflußreichsten und allgemeinsten Zeitvertreib unserer Zeiten, der dem Staate beinahe so viel sein muß als die Religion; daher behauptet das Schauspiel unter allen Dichtungsarten den ersten Rang. Wenn die Religion weiter reicht als die Gesetze, so reichen die lebendigen Gemälde der Bühne, die Gemälde der Tugenden und Laster, des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, des Elendes und der Folgen unserer Leidenschaften noch viel weiter, und die Eindrücke sind weit tiefer als die, welche Predigten und Kirchenzeremonien zu hinterlassen pflegen. Il faut des spectacles dans les grandes villes, sagt Jean Jacques, et des romans aux peuples corrompus.[2]

Das ganze Reich der Phantasie und die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart gehorcht dem Dichter; die Anschaulichkeit und die Moral in Handlung muß dauernder wirken, als die bloßen Worte und der Buchstabe des Gesetzes und Evangeliums. Wir befinden uns wieder in den ältesten Zeiten, wo Schauspiele gottesdienstliche Handlungen waren, wie die Mysterien des Osiris und der Isis in Aegypten, die Mysterien der Ceres und Proserpina zu Eleusis und die des Bacchus zu Athen und Rom. Da zu Rom die Pest wütete, ließ man aus Hetrurien Schauspieler kommen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen, und daher betrachten auch die heiligen Väter der Kirche die Schauspiele als Götzendienst

[1] Mein Gott, das ist ja ein Charakterkopf!

[2] Die großen Städte brauchen Schauspiele und die verdorbenen Völker Romane.

oder wenigstens als heidnische Mysterien. Die ersten Theater waren die Tempel, die ersten Komödianten Priester, und Seine Magnifizenz zu Hamburg M. Götze konnten noch in neuer Zeit so fanatisch eifern gegen das Theater?

Schon in Indien finden wir dramatische Spiele; wer kennt nicht Sakontala? und so auch in Sina, Peru und Mexiko; unsere Weltumsegler fanden sie selbst auf den Südseeinseln der Wilden. Städter können ohne Theater gar nicht leben. „Was wird heute gespielt?" wird öfter gefragt, als: Comment va-t-il? und lächelnd erinnere ich mich meiner eigenen jugendlichen Leidenschaft, und wie viele vierundzwanzig Kreuzer ich ins Parterre trug, statt an den Abendtisch; mit den Jahren nahm sie ab, während das Entreegeld stieg, und starb endlich auf einem Dorfe, wie die Liebe im heiligen Ehestande. Plutarch leitet das Wort Theater von theos (Gott) ab; am meisten Recht hat aber wohl Petronius: Mundus universus exercet histrioniam, die ganze Welt spielt Komödie.

Die Bühne wirkt durch Schrecken und Rührung, durch Satire, Scherz und Lachen; der Spott der Bühne verwundet den Stolz weit empfindlicher als die Gewissensfolter; Gesetz und Religion schützen vor Verbrechen und Lastern, aber nie vor Lächerlichkeiten, welche die Bühne zeigt, ohne den schuldigen Teil kennen zu wollen, folglich schonender, als wenn ihm der Busenfreund den Hohlspiegel vorzuhalten wagt in seiner Blöße. Die Bühne, vorzüglich aber die komische, war in allen Zeiten der Spiegel, der die Sitten getreu und wahr zurückwarf, und daher auch dem Philosophen und Geschichtschreiber von höchster Wichtigkeit. Wie wenig wüßten wir ohne Aristophanes, Plautus und Terentius von den Sitten, Gewohnheiten und Thorheiten der Griechen und Römer? Die komische Bühne ist von größerer Ausdehnung als die tragische; denn es gibt, Gott sei Dank, doch weniger Bösewichter als Thoren, und weniger Helden als bürgerliche, nützliche Menschen von Auszeichnung; Thoren sehen ihre Larve lachend im Spiegel des Momus, ohne erröten zu müssen.

Die Bühne ist die beste Schule praktischer Lebensweisheit und Menschenkenntnis, sie lehrt uns die Lasterhaften und Schwächlinge kennen, mit denen wir ja leben müssen, und macht uns vertraut mit dem Schicksal. Seit die Bühne vollkommener geworden ist, ist auch der Mensch vertrauter mit dem Menschen, und Menschlichkeit und Duldung Geist der Zeit geworden. Wie viel Gutes haben hier Nathan, Tartuffe, Mahomed, Saladin &c. gestiftet? Man fing an,

Pfaffenwut verächtlich und lächerlich zu finden, und so ließe es sich auch vielleicht mit andern Vorurteilen der Religion, der Erziehung, des Adels und anderer Stände machen. Ernst und Scherz treten auf die Bühne, predigen unsere Schwachheit und erfüllen uns mit Wehmut, oder machen uns alle jene trüben Betrachtungen vergessen, und alle Unvollkommenheiten des Menschen; wir bedauern und mißbilligen sie kaum mehr, wir ärgern uns nicht mehr; wir haben ja darüber gelacht!

Im gewöhnlichen Umgang zeigt der Mann von Welt nur die Außenseite und versteckt mit allem Recht sein Inneres; der Dichter aber kann sich hinwegsetzen über die Schranken der Konvention, und die Menschlein, die bisher so fremd gegen einander thaten, erscheinen als Vertraute und öffnen sich ihr Herz. Hier vor der Bühne hören die, welche den meisten Einfluß auf Wohl und Wehe der Gesellschaft haben, fast noch allein Wahrheit, hier sehen sie noch am ehesten die Menschen, wie sie sind. Von der Bühne herab, wäre sie ganz was sie sein könnte, möchten die Vormünder des Staats noch weit mehr wirken, als bis jetzt geschieht, auf öffentliche Meinung, Gemeingeist und Liebe zum Vaterlande. Schade, daß die Dichter und noch mehr die Schauspieler nur zu oft das Glas an diesem Spiegel des Lebens trüben; denn diese Prediger der Moral handeln weit weniger nach ihren Worten, als die Prediger der Religion, und wie soll man gute Predigten halten über schlechte Texte?

Die Bühne, wo sich Vergnügen mit Unterricht, und Kurzweil mit Bildung gattet, die Bühne, die uns so oft die wirkliche Welt über der künstlichen verträumen läßt, Ruhe und Heiterkeit in die Seele des unter der Last seines Berufes seufzenden Mannes zaubert, den Pöbel von der Sinnlichkeit des Tieres zum Menschen erhebt und so sehr von gröberen Vergnügungen abhält, daß man in großen Städten an Tagen, wo das Theater geschlossen ist, die Polizeiwachen zu verdoppeln pflegt — die Bühne erscheint mir als die wichtigste moralische Anstalt des Staates in unsern unkirchlichen Zeiten, Theaterpolizei so wichtig als Kirchenpolizei, und verständige und moralische Theateraufseher so wichtig als Pfarrer. Von der Bühne herab können wir noch die Beredsamkeit der Alten allein anwenden, die vor dem tel est notre plaisir (so beliebt es uns) oder vor Kanonen und Gold verschwunden ist. Die Obrigkeit versammelt das Volk nicht mehr, um es zu überreden; ein Plakat oder Reskript und der Exequent sagt das

weitere, und noch weniger Beredsamkeit braucht der Prediger vor leeren Stühlen oder dem süßern Schlaf der Versammlung. Und wie wollten wir gar deutschen Repräsentanten bei der gewöhnlichen Wahl, da das Ding noch so neu ist, Beredsamkeit und Genie zumuten in ihrem schweren Fache, wie den Theater-Genies?

Bühne und Kirche, neben Jahrmarkt, sind noch das einzige Oeffentliche, das unsere von den alten so verschiedene Sitten erlauben, mais — Kirche und Theater, so profan manche diese Nebeneinanderstellung auch finden mögen, haben ausnehmende Aehnlichkeit. Läuft nicht jedes Lustspiel auf Trauung und Kindtaufe hinaus? Gleichen nicht unsere Trauerspiele den Buß- und Leichenpredigten, das Drama der gewöhnlichen Sonntagspredigt, und die Gelegenheitsstücke den Kasualreden, wie Prozessionen den Opern? Gibt es nicht auch in der Kirche Intermezzo, Gastrollen, Logenschließer und Klingelbeutel? Ist nicht die Sakristei die Theaterloge, und das Konzept des Predigers der Souffleur? Gibt es nicht auch Musik, Malereien und Verzierungen? Muß man nicht auch am Eingange in die Kirche zahlen und, was beim Theater nicht der Fall, sogar beim Ausgange? Selbst das Buffet ließe sich auffinden. Aehnlichkeiten in Menge und nur ein wesentlicher Unterschied, daß die Theater meist voll, die Kirchen aber leer sind, daß man in die ersten eilt, so oft es sein kann, bei den letztern aber zögert, so viel als möglich, und so selten als möglich, ja oft gezwungen kommt. Der Klingelbeutel sollte im Theater, auf Bällen und Kasinos herumgehen, und es würde besser stehen um das Armenwesen. Unsere Alten eröffneten ihre Gespräche gerne mit dem Wetter, wir mit dem Theater (kleinen Orten gibt ein Todesfall oder eine Ausschätzung Leben); aber es ist Vorsicht dabei nötig, damit die Acteurs einem nicht aufs Zimmer rücken; mit Actrices ist der Friede eher wieder hergestellt.

Hätten die schwarzen, traurigen Zeloten gegen die Bühne jene Aehnlichkeiten erwogen, die noch 1752 einem Frankfurter Schauspieler Uhlich im Sterben das Abendmahl versagten, den Prediger Schlosser zu Bergedorf, der als Kandidat einige weinerliche Komödien schrieb, 1769 noch so erbaulich verfolgten, gestützt auf ein Göttinger Universitätsgutachten, versteht sich von der theologischen Fakultät, so hätte Lessing schwerlich die Doppelfragen aufgeworfen: „Darf ein Prediger Komödien schreiben?" — „Warum nicht, wenn er kann." — „Darf ein Komödienschreiber Predigten machen?" — „Warum nicht, wenn

er mag." Pater Abraham hätte vielleicht bessere Lustspiele geliefert als Predigten, Molière und Shakespeare aber gewiß recht gute Predigten, und wer zweifelte an Lessing? Luther zeigte in einem Zeitalter, das finsterer noch war, als das des Hamburger Hauptpastors Götze Hochwürden, so viel Geist, daß er in seinen Tischreden spricht: „Christen sollen Komödien nicht ganz fliehen, darum, daß bisweilen grobe Zoten und Buhlereien darinnen sein, da dürfte man auch die Bibel nicht lesen." Und ihr schämet euch nicht, ihr Sancti des achtzehnten Jahrhunderts, M. Götze, Miller und Leß ꝛc., zu salbadern, wie zur Konzilienzeit, und wie Kutten finsterer Klöster zu behaupten: „daß ein frommer Mann Schauspiele nicht ohne Not, nicht oft und nie mit Lust besuchen könne und müsse?"

Genug, noch 1778 schrieb man in Deutschland gegen die Sittlichkeit der Bühne wie in Frankreich auch, und alle Schikanenmacher der Komödie von Cicero an, der da ausruft: O praeclaram vitae emendatricem comoediam, quae, si flagitia non probaremus, nulla esset omnino! [1] bis herab zu dem Jansenisten Nicole und dem finstern Jean Jacques, von den schwärmerischen Vätern der Kirche bis zu obgenannten Hochwürdigen — alle diese Schikanenmacher vergaßen den wesentlichen Unterschied zwischen Lachen und Auslachen, und tiefer oder heller sahen sie ohnehin nicht. Louis XIV. fragte Bossuet, ob ein Christ in die Komödie gehen dürfe? „Es gibt starke Gründe dagegen," sagte der feine Herr Prälat, „und große Beispiele dafür." Jene Gründe findet man beisammen in Boissys bekanntem Werke über die Sittlichkeit des Theaters (Deutsch, Halle 1780. 8.), und der Uebersetzer hat löblichst die Gegengründe angeführt, da Boissy die Bühne zunächst damit angreift, daß sie Leidenschaften, vorzüglich Liebe, rege mache, und weniger das Theaterstück vor Augen gehabt zu haben scheint als die Actricen. Da das Schauspiel dem auserwählten Volk Gottes so gut als unbekannt war, so schweigen die heiligen Bücher ganz; daher sich die Schwarzen durch Interpretation helfen und auf Epheser V. 3, 4 sich berufen mußten: „Schandbare Worte und Narrenteidungen und Scherz zieren nicht." Schon Dancourt sagte einem geistlichen Herrn, der ihn als Komödianten verächtlich behandelte: „Was sind Sie denn anders, als der Komödiant des Papstes?" Die

[1] Ist mir eine saubere Veredlerin des Lebens, die Komödie, die gar nicht vorhanden wäre, wenn wir nicht eine Freude am Unsittlichen hätten!

Neologen aber achten nicht darauf, und ein junger Geistlicher nannte einen Schauspieler, dessen Frau er die Cour machte: „Herr Kollega!“

„Das Vergnügen am Komischen,“ schreibt Rousseau an d'Alembert, „ist Herzensfehler, und je vollkommener und angenehmer ein Lustspiel ist, desto nachteiliger ist es den Sitten, namentlich die ewigen Liebeshändel, die diese Leidenschaft wecken und nähren, neben der belachten Hahnreischaft. Studieret den besten aller Komiker, Molière; sind nicht überall Fehler des Charakters das Werkzeug seines Witzes, und natürliche Gebrechen sein Gegenstand? Die Bosheit siegt über unschuldige Einfalt, und der Betrogene ist das Opfer des Betrügers; aber macht es nicht lachen? Desto schlimmer, wenn der Weise selbst mitlachen muß, statt Unwillen zu zeigen, und die Komiker zwar die Lampe zu putzen wissen, aber kein Oel zugießen.“ In diesem mürrischen Geiste schrieb Jean Jacques auch an Voltaire, der in seinem Delices Feste und Schauspiele gab und ihm eine Freistätte bot: „Ich liebe Sie nicht, Sie verderben meine Republik (Genf) durch Ihre Komödien.“

Rousseau wirft Seitenblicke auf jenen Barbaren, dem man Roms Schauspiele rühmte, und der fragte: „Aber haben denn die Römer keine Weiber und Kinder?“ und schrieb doch selbst Komödien, Narcisse und das Engagement téméraire, wo ich nur eine komische Stelle finde, wenn Carlin zur plauderhaften Lisette sagt:

> Eh! parle au nom de Dieu, avant qu'on parle, parle,
> Parle, pendant qu'on parle, et quand on a parlé,
> Parle encore, pour finir sans avoir déparlé. — [1]

Der Murrkopf hielt sich zunächst an Molières Misanthrope, wo er freilich sich selbst getroffen fand; und Regnards Légataire hätte besser in seinen Kram getaugt, wo der Dichter sogar aus dem Schlagfluß des guten Oheims, aus Leichenzurüstungen und aus dem Schoße des Todes, Grabes und der Ewigkeit Lachen emporsteigen läßt, das jeden Hagestolz bewegen sollte zu heiraten. Bei mir ist es zu spät, aber ich habe mir vorgenommen, dieses treffliche Stück in meinen letzten Tagen vorzunehmen.

„Das Leben ist so kurz und die Zeit zu kostbar,“ sagt

---

[1] In Gottes Namen sprich! noch eh wir sprechen, sprich!
Sprich, während man noch spricht; wenn man gesprochen, sprich!
Sprich ewig fort, und hab doch niemals ausgesprochen!

Rousseau, und d'Alembert erwidert: Das Leben ist so armselig, und das Vergnügen so selten, warum den armen Sterblichen eine vorübergehende Erholung mißgönnen, die ihnen die Bitterkeit und Leerheit des Daseins erleichtert?" Was folgt aus den ernsten Schauspielen, die Rousseau mehr gefielen? D'Alembert mag wieder antworten: Elles instruisent beaucoup, mais elles ennuyent encore davantage; autant vaudrait d'aller au sermon.[1] Man geht nicht ins Theater, wie die Herren Doktoren in das anatomische, oder geistliche und weltliche Perrücken ins hochpreisliche Konsistorium, und muß das ridendo castigare mores[2] nicht nehmen wie Gellert und Iffland, sonst wird man weinerlich, folglich, wo nicht lächerlich, doch langweilig. Mercier hat viel geschrieben, zu viel, seine Theaterstücke sind vergessen; besser sind seine andern Werke, aber für sein bestes Buch erkläre ich: Du Théâtre Amst. 1773. 8., ob er gleich mehr für den Kothurn, als für den Sokkus ist, den ich einmal mehr liebe, weil er natürlicher ist, und den armen, ohnehin von Selbstliebe betrogenen Menschlein nichts weismacht.

Nie hatten wir wohl mehr Ursache, als in unsern egoistischen Zeiten, die geselligen Fähigkeiten und Eigenschaften des Menschen kennen zu lernen, nicht sowohl wegen des Nutzens für uns, als vielmehr wegen arglistiger Anwendung gegen uns. Beispiele lehren bekanntlich am besten, und Präservative sind auch Arzneien, und das wirksamste Präservativ der ganzen Moral in den Augen Demokrits ist das Lächerliche. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo Schauspiele und Schauspieler sittenlos, roh und ungebildet waren, und wo der bekannte Spaßmacher Denner einem arglosen Landprediger, der gerne auch einmal ins Theater gegangen wäre und sich an ihn wandte, einen Stuhl mitten auf der Bühne anwies und ihn so bei Aufrollung des Vorhangs dem Gelächter preisgab, und auch nicht mehr in jenen Zeiten, wo Dreyer einem Offizier, der ihn um den Verfasser des Stücks im Theater befragte, den Namen des Zeloten Götze nannte; der Offizier machte Sr. Hochwürden seine Aufwartung; dies schmerzte den Schwarzrock mehr, als Dreyern der Stock des Offiziers, unter welchem er bei jedem Hiebe voll Freude rief: „Ach, Sie sind da gewesen! Sie sind da gewesen!"

---

[1] Sie sind sehr lehrreich, aber noch weit mehr langweilig, man könnte ebensogut in eine Predigt gehen.

[2] Durch Lachen die Sitten geißeln.

Die echten Komiker sind diejenigen, die mit dem Scherz Ernst vermischen, und daher ist es schade, daß die lebendigen Helden und Heldinnen der Bühne, seit sie sich Künstler nennen, der Geist des Dünkels so sehr ergriffen hat als die Schneider, die sich Kleidermacher nennen, während sie doch so häufig statt Bildung nichts haben als Einbildung. Man geht aufs Theater, wie früher unter die Soldaten, und doch haben sich die Zeiten geändert, wie beim Studieren auch; doch im Grunde sind wir alle Schauspieler mehr oder weniger; der redlichste Mann hinieden muß den Komödianten spielen wie der Schurke, bloß mit dem Unterschiede, daß jener nur in Notfällen, ohne Absicht und mit Widerwillen die Rolle spielt, der Schurke aber, gleichsam dazu geboren, nie aus seiner Rolle herausfällt.

Nichts vermag aber zur Bildung eines Volkes so viel beizutragen, als ein gutes Theater, und nichts so unmittelbar, als das Lustspiel den Menschen die Menschen bekannter zu machen; aber traurig bleibt es, daß gerade diejenigen Nationen, die echten komischen Geist besitzen, an lautern, sittlichen Gefühlen Mangel haben, und so umgekehrt. Im letztern Falle scheinen wir Deutsche und alle nördlichen Völker sich zu befinden und im ersten die südlichen Nationen, Spanier, Franzosen, Italiener und selbst Briten. Nach Livius ging bei der obenerwähnten Gelegenheit das Theater aus der Pest hervor, und es erschien den ersten Christen als Götzendienst, bis das Christentum herrschend wurde, wo sie dann wieder theatralische Vorstellungen veranstalteten, ja zum Behufe der Religion benutzten, mittelst Vorstellung biblischer Geschichten und Thaten der Heiligen, dargestellt von Priestern und Wallfahrern und Schülern in Kirchen und auf Kirchhöfen an heiligen Festen. So war es Sitte, wie die Ritterschauspiele in meiner Jugendzeit; das Theater war am vollsten, wenn Götz von Berlichingen, Kaspar der Thorringer, Otto von Wittelsbach, Elsbeth, Agnes Bernauerin ꝛc. gespielt wurden; bald kamen noch die Räuber und Abällino oder der große Bandit hinzu, und die Schauspieler rasten ärger als die alten Ritter, und brüllten ärger, als im Sturme von Boxberg, und die Musen jubelten.

Wir brauchen alle diese Notbehelfe nicht mehr, und in Tagen, wo man über den Moralitätspunkt nur wenig ängstlich ist, wären alle Theaterskrupel doppelt lächerlich. Ein neues Stück, ein neuer Schauspieler, und eine neue Schauspielerin noch mehr, machen unter alt und jung einen Lärmen, daß man schwören sollte, die Zeiten des Euripides seien wiedergekehrt, wo die Sizilianer das Los aller unter Nicias gefange-

nen Athener erleichterten, oder sie gar freigaben, wenn sie einige Verse des Euripides vordeklamieren konnten. Ueber einer neuen Komposition vergessen wir das Stück selbst, und ein gewisses Helldunkel in den Logen bringt der Kasse mehr ein, als eine unverständige Verschwendung von Lampen und Lichtern. Einem philosophischen, stillen Beobachter im Parterre gewährt die Gesellschaft, ehe der Vorhang aufrollt, oft mehr Unterhaltung als das Stück selbst, die Schauspieler, die Musik und Dekorationen. Nichts geht der jugendlichen Theaterwelt über eine schöne Beinkleiderrolle, oder eine Abgangsrolle einer gefeierten, liberalen Bretterdame, und nach solchen Rollen wird auch vorzugsweise gehascht, und die Flammenblicke sagen den Parterreanbetern gebieterisch: „Plaudite! Wollt ihr klatschen!?“ Auf den Brettern des Theaters wie auf der Bühne der Welt sind es in der Regel gerade die Ungeeignetsten, welche klatschen, oder, was für gleiche Ehre gilt, Da capo oder Ancora rufen, plattdeutsch: Noch ins! Auf dem Frankfurter Theater waren es meist Commis und Juden, und zu Erlangen und Nürnberg gehörte ich einst als Student selbst darunter. — Theater und Universität halte ich nicht für gut en compagnie, wenn auch gleich die Actricen hier nicht, wie in großen Hauptstädten, durch das reich werden, was die Acteurs arm macht.

In unsern hochbeinigen Zeiten mußte aus Mangel an Zuschauern manches Schauspielhaus geschlossen werden, was noch schlimmer war, als wenn es, wie an manchen Orten, aus Mangel an Schauspielern geschlossen zu werden verdiente. Zuletzt kam gar noch das Drama: „der Hund des Aubry“, gegründet auf die Anekdote, nach der Ritter Aubrys Meuchelmörder durch den Hund des Erschlagenen, der den Mörder überall verfolgte, entdeckt und angehalten wurde, ja sich mit solchem ordalienmäßig schlagen mußte, wobei der Hund siegte. Der Hund, ein wohlabgerichteter Pudel, trat als Acteur auf, ward beklatscht, herausgerufen und behandelt wie ein beliebter Schauspieler; und darüber gab Goethe die Leitung der Weimarer Bühne auf. Ein Unbekannter parodierte die zwei Verse aus Schillers Gedicht an Goethe:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen,

folgendermaßen:

Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Aber ein gutes Theater ist und bleibt eines der edelsten

Vergnügen; es ist eine der besten, einflußreichsten Staatsanstalten in meinen Augen, eine wahre Bildungsanstalt; daher die Stände gar wohl verhältnismäßige Beiträge auf ihr Gewissen nehmen können; nur auf herumziehende Theatertruppen sollte die Polizei ein Auge haben, wie auf Lesekabinette und Zigeuner. Ich liebe vernünftige Freiheit; aber in kleinen Städten, wo das Theaterpersonal dem hohen und verehrungswürdigen Publikum die Wahl der Stücke überläßt, der Wirt sich beeifert, die Gäste des ersten Platzes mit gutem Bier zu bedienen, damit ihnen ihr Pfeifchen schmecke, und es auf den hintersten Bänken zugeht wie im Paradiese, da grenzt die Freiheit an Sansculotterie, und man bleibt weg, wenn man auch aus Humanität und Mitleiden mit der herumziehenden Truppe hingegangen wäre. Ob ich gleich seit bald dreißig Jahren das Theater nur auf einer kleinen Reise genießen kann, so würde ich noch jetzt, lebte ich in einer großen Stadt, stets in langen Winterabenden im Parterre sitzen, um des Schauspiels wie der Zuschauer willen, und der Zuruf Martials an Cato irrte mich keineswegs:

Cur in theatrum, Cato severe, venisti? [1]

Wir haben Engels Ideen zu einer Mimik; aber ein tüchtiges Werk: „die Schauspielkunst", erwartet noch seinen Meister und wäre verdienstlich, denn ein gutes Theater bleibt der beste Spiegel des Lebens:

Inspicere tanquam in speculum in vitas omnium
Jubeo, atque ex aliis sumere exemplum sibi. [2]

2. Die Tonkunst.

All hail to thee,
All powerful harmony! [3]

Musik ist wahrscheinlich die älteste aller schönen Künste; denn sie wirkt unter allen am mächtigsten auf den Menschen,

---

[1] Du strenger Cato, was? du sitzest im Theater?

[2] Das Leben aller seht euch wie im Spiegel an,
Und an der andern Thun sollt ihr ein Beispiel nehmen.

[3] Heil dir und Heil, allmächt'ge Harmonie!

und die Mutmaßung, daß Eva schon getrillert und Adam ihr bestens sekundiert habe, dürfte leicht richtiger sein als die Mythe, daß Apollo deren Erfinder sei, dem man auch die Erfindung der Flöte und Zither zuschreibt. Der erste Hirte, der aus Langweile in ein hohles Rohr, Ochsenhorn oder Muschel blies, war Erfinder der Instrumentalmusik und der erste Trompeter; und rauhe Töne sind Naturvölkern so gut Musik als unsern Knaben, wenn sie in etwas Hohles blasen können. Der Schall ist der Gegenstand der Musik, und das Vergnügen des Ohrs ihr Zweck, dessen Trommelfell von der bewegten Luft gerührt wird, und unharmonische Farben machen nicht den widrigen Eindruck auf unser Auge, als unharmonische Töne auf unser Ohr; denn die Luft ist körperlicher und gröber als das Licht. Offenbar stiftete die Natur die genaueste Verbindung zwischen Herz und Ohr, und wenn das so arg mißbrauchte Wort romantisch Sinn hat, so hat es ihn bei der Musik; nichts Vorhandenes, nichts Gegebenes: nur das Unbekannte, das Geahnte! Die Tonkunst bereitet den Gefühlen eine Wonne, für die es keinen andern Namen gibt als musikalische Wonne.

Die Tonkunst wirkt nicht auf den Verstand, sondern lediglich auf die Empfindungen; sie hat keine Verbindung mit dem Vorhandenen, sondern geht bloß auf das Geahnte; folglich ist die Idee, daß Musik eine der Beschäftigungen der Vollendeten sein werde, wenigstens folgerecht. Die Macht der Harmonie wirkt auf das Herz wie die Gnade, von der die Theologen sprechen, und unter allen Ahnungen eines künftigen Lebens ist die von der Musik erzeugte Ahnung noch die natürlichste. Alle Künste der Menschen verschwinden mit dem jüngsten Tag, dann beginnt erst die Musik, Hallelujah und Hosiannah. Und das soll mir lieber sein, als wenn nach der Lehre älterer Theologen die Himmelssprache hebräisch sein sollte, die ich rein vergessen habe. Ich denke an Platos Harmonie der Sphären; höhern Wesen ist vielleicht die Ordnung des Weltalls Musik, wornach sie tanzen und wozu der Himmel aufspielt.

Die Töne erwecken jede schlummernde Empfindung besänftigend, schmerzstillend, oft auch schmerzlich; die dahinsterbenden Töne erinnern uns an die Vergänglichkeit; es gibt schmelzende, entzückende Töne, wie aus einer andern Welt. Ein totes Metall von einem andern Metall berührt, ein hohles Rohr, durch das menschlicher Odem zieht, einige getrocknete Därme auf ein schlechtes Holz gespannt und mit Haaren gerieben, rufen aus dem Reiche der Lüfte die Geister der Har-

monie, entführen die Seelen ihren Leibern, und sie hören schon hienieden den Zusammenklang der himmlischen Sphären Platos und die Harmonie christlicher Engelschöre. Die Anhänger des frommen Penn hatten in den nordamerikanischen Kolonien die Musik am Sonntag verboten; ein Franzose strich seine Geige und sollte Strafe erlegen, kam aber mit der Antwort ab: „In Nordamerika herrscht Religionsfreiheit, und ich bin gewohnt, das höchste Wesen zu verehren durch Musik."

Wäre die Tonkunst bloße Nachahmung der Natur à la Batteux, wie armselig wäre ihre Wirkung! Ahmte sie bloß die Töne der Leidenschaft nach, den langsam klagenden Ton des Schmerzes und den muntern geschwinden Ton der Freude; hörten wir in Konzerten nur Meere brausen und Donner rollen, nur Bäche murmeln, Winde pfeifen, Hagel rasseln, Nachtigallen, Flöte und Schlachtgetümmel, wie beschränkt wäre unser Vergnügen! Die musikalische Darstellung der Nacht und des Schlafes, der Einsamkeit und Stille, des Sonnen- und Mond-Auf- oder Niedergangs, selbst das erhabene: „Es werde Licht, und es ward Licht" in Haydns Schöpfung, in Händels Josua: „Sonne, stehe still" durch die Harmonie einer lang aushaltenden Note, sind doch nur Spielereien, wenn sie auch erhabener sind, als das Plätschern Poniatowskys in der Pleiße nach der Schlacht von Leipzig, oder das Bombardementkonzert eines gewissen Böhmer, wo das Stampfen der Pferde durch starkes Auftreten der Soldaten hinter den Koulissen nachgeahmt wird, und das Kartätschenfeuer durch aneinander gewalzte Töpfe.

Corelli ahmte in seiner Weihnachtsfeier das Gepolter der Wiege nach, aber nur Bendas Ariadne auf Naxos zeigt, wie weit die Musik malerisch sein dürfe, ohne spielend und lächerlich zu werden; die Kritik verstummt vor dem Effekt dieses deutschen Zauberstückes. Musikalische Tändeleien jener Art gleichen dem Pizzicato, und im ganzen hatte Agesilaus recht, als er sich abwandte von dem Manne, der wie eine Nachtigall pfeifen konnte: „Ich habe die Nachtigall selbst gehört." Indessen gibt es eine komische Musik, ohne daß man, wie Abbé Baigne, von dem Louis XI. eine solche verlangte, die Zuflucht zu Schweinen zu nehmen brauchte. Der Abbé band Schweine nach ihrem verschiedenen Alter an eine Maschine mit Stufen, stupfte sie mit eisernen Stacheln und brachte so eine Schweinharmonie hervor. Wäre Katzenmusik nicht noch harmonischer gewesen? Peter der Große ließ sich zu Hamburg die Katzenorgel der Jesuitenkirche vorstellen; 14 Katzen, die man

als die musikalischsten aus 66 auserlesen hatte, und zwar lauter Kater, denn Kater und Kätzin beisammen änderten zu oft die Stimme; man kitzelte ihre Schwänze mit den Stacheln der Katzenorgel, aber bald wurden diese lebendigen Pfeifen fühllos gegen den Stachel, und da ihre Harmonien nicht in die Länge das Ohr kitzeln konnten, ließ man die Musikanten, die so viel Mühe und Arbeit gekostet hatten, für immer laufen.

In der Zerstörung des musikalischen Rhythmus liegt allerdings eine komische Wirkung, wie die Komponisten komischer Opern wissen, und Colli hat es bewiesen. Komische Wirkung macht auch die fremdartige Zusammensetzung bekannter Stanzen aus berühmten Opern ernsthaften Inhalts, wie in Mahlmanns Herodes von Bethlehem, der bekannten Parodie von Kotzebues Hussiten vor Naumburg; die komische Musik dazu ist eine Parodie ernster Opern, die das Orchester am besten kennt, das daher auch am meisten lacht. Die sonst üblichen poetischen Quodlibets (Was beliebt) sind mit Recht verschwunden, aber die musikalischen haben neues Leben erhalten und selbst einen neuen Namen: Musikalische Potpourris.

Friedrichs Vater fand vorzügliches Vergnügen an einem Konzert von sechs Fagotten, bezeichnet Porco (d. h. Schwein) I., Porco II. rc. Der Prinz wollte den alten Kapellmeister lächerlich machen, bat ihn zu sich, und dieser legte ganz ernst seine sechs Porco auf die sechs Pulte, neben denen ein kleines Pültchen stand, Nro. VII. Der Kronprinz erblickte darauf Flauto solo: „Was soll das?“ — „O!“ erwiderte der Alte, „das ist für das kleine Ferkelchen, das sich eingemischt.“ Eben so genial, nur höflicher, benahm sich Haydn, als Fürst Esterhazy seine ganze Musik verabschieden wollte; er komponierte eine Symphonie, die mit einem Adagio endete, wo immer eine Stimme um die andre Solo hatte und am Ende jedes Solo stand: „das Licht aus und ab!“ So verlosch ein Licht um das andre, so verlor sich ein Spieler um den andern, der Fürst und Haydn waren allein, der Fürst fühlte, was diese sonderbare Kammermusik sagen sollte, umarmte Haydn, und alles trat wieder in seinen vorigen Stand. In Hamburg war es uralte Sitte, das magistratische Gastmahl mit einem tüchtigen Ochsenbraten zu schließen; ein Komponist setzte die von Dreyer gemachte Kantate:

Wenn wir dann unsere Pflicht für Stadt und Bürger thaten,
Dann essen wir in Ruh und Frieden Ochsenbraten —

auf sein Anstiften so: „dann essen wir in Ruh und Frieden, wir Ochsen — wir Ochsen — Braten“, und seitdem soll die Sitte abgekommen sein. Indessen gibt es sonderbare musikalische Ohren, und jener Bauer in der Oper, den man um sein Urteil fragte, erwiderte: „Ich verstehe nichts von Musik, aber die Hauptsängerin muß schlecht gesungen haben, denn sie mußte alles noch einmal singen!“

Musik wirkt aufs Herz, Malerei und Bildnerei mehr auf die Phantasie. Das Herz steht im Bunde mit dem Ohr, wie gewisse Organe, die man nicht gerne nennt, mit der Stimme. Wir müssen uns unserer Empfindungen, wenn sie einen gewissen Grad erreichen, entledigen durch die Stimme, und der Mensch hat eine große Macht über den Sinn des Gehörs; die höchste Verfeinerung ist das musikalische Ohr, und die höchste Vergröberung das Müllerohr, zu dem man in der klapperndsten Mühle sprechen kann wie am stillsten Orte, wetteifernd mit dem Langohr, das man in Mühlen am häufigsten antrifft. Moll stimmt mild, Dur kräftig, und Monotonie schläfert ein, während Harmonie erweckt. Die Töne sind nichts als eine so oder so erschütterte Luft; das Schön! Erhaben! Rührend! Himmlisch! Göttlich! das wir ausrufen, sind bloß Empfindungen unserer eigenen Brust. Singt gar die Herzgeliebte zum Klavier, dann ist der Liebhaber ganz weg; rein weg, wie ich einst bei „Schön wie Florens Grazie 2c.“, und „Alles schläft, nur silbern schallet 2c.“, während von den größten Konzerten gilt: beaucoup de bruit, peu d'effet!

Das Ohr hat noch größere Geheimnisse als das Auge, und wir sind in der Akustik noch nicht so weit als in der Optik. Was ist das Sprachrohr gegen das Mikroskop? was das Ohrtrompetchen gegen Herschels Tubus? Das Gehör bewirkt weit eher Mitgefühl als das Gesicht, der Ton macht erst das Gebilde des Auges zum lebendigen Wesen, daher Taubstumme weniger Teilnahme zeigen als gutorganisierte Menschen, und Kinder diejenigen Geschöpfe weit mehr plagen, die stumm sind, als diejenigen, welche schreien. Ob etwas daran sei, daß sich Töne in einem weißen Zimmer besser ausnehmen, als in einem schwarzen, in einem leeren besser als in einem vollen, im Winter besser als im Sommer — dies zu entscheiden, bin ich zu sehr Müllerohr. Aber wo sich die Kapellmusiken am besten ausnehmen, so weit ich sie kenne, kann ich sagen — in der Hofkapelle zu Würzburg. Freilich war die Hofkapelle des Großherzogs italienisch.

Es gibt in großen Städten Musiker genug, die nur aus

Eitelkeit und Mode Opern und Konzerte besuchen und dann über Musik räsonieren oder bestimmter deräsoniren; dann wieder andere, die nur mit dem Verstand Musik anhören wollen, wie Kunstkenner und Virtuosen, für die zunächst nur das Schwierige der Kunst Interesse hat; sodann wieder Leutchen, die bloß mit den Ohren hören, wie jedes Tier; aber die rechten Musiker sind die, die mit ganzer Seele hören und sinnlichen und geistigen Genuß zu vereinigen verstehen. Ungebildete Völker haben eigentlich gar keine Musik, sondern nur Rhythmik, die auch auf Tiere wirkt. Das Kamel schreitet munterer und leichter einher, selbst die Kavalleriepferde halten Taktschritt, oft besser als Rekruten, und Vögel, denen unsere Virtuosen oft nur zu sehr nachahmen, nähern sich bei einer schönen Musik, scheinen ganz Ohr zu sein, wie die Kenner und noch mehr die Scheinkenner in großen Konzerten, und nun erst wahre Virtuosen? Lully komponierte gerade vor dem dem Flügel, als Donner auf Donner, Blitz auf Blitz folgte, und alles betete und sich bekreuzte: „O! machen Sie doch auch einige Kreuze für mich,“ bat er einen Nebenanstehenden, „Sie sehen, ich habe alle Hände voll zu thun!“

Musik ist die wahre allgemeine Menschensprache. Das Kind lächelt, wenn die Wärterin singt, und wird ruhig; alle Völker auf den ersten Kulturstufen haben schon Musik und die Australier kamen Cook entgegengerudert mit taktmäßigen Gesängen. Die Hottentotten machten mit den Maultrommeln, die ihnen Le Vaillant schenkte, eine Teufelsmusik, wie unsere Knaben mit ihren Pfeifen, Trommeln, Trompeten und Geigen nach Jahrmärkten, Weihnachten oder Geburtstagen, und finden ohne allen Takt und ohne alle Harmonie das größte Vergnügen daran, weil ungeübte Sinne leicht befriedigt sind. Alle wissen nichts von dem Vergnügen der Nachahmung, die schon Einsichten in die Schwierigkeiten derselben voraussetzt; aber alle würden den deutschen Nachtwächter verstehen, wenn er seine Stunde anbläst. Diese wahre allgemeine Menschensprache kann uns leicht den Verdruß von Babylon her vergessen machen und alle Sprachmeister, die uns näher angingen. Der Naturmensch folgt seiner Empfindung, wenn er Töne hört, selbst von sich gibt, oder jodelt, und weiß kein Wort von der Tonleiter oder unsern mathematisch-berechneten Tonsystemen (die mit der Dialektik des Mittelalters viel Aehnliches zu haben scheinen) und Oktaven; selbst die Alten scheinen nichts von unseren Halbtönen gewußt zu haben, die so trefflich in unsere Zeit passen.

Mit Hilfe der göttlichen Tonkunst läßt sich mehr ausdrücken und ausrichten als mit Worten. Musik macht Traurige heiter und Heitere traurig, Gesunde mutiger und thätiger, und Kranke gesund, Zornige ruhig und Ruhige zornig, sie ist ein wahres Reagens bei wilden Gelagen, das ruhige Stimmung erhält, und Homer läßt den aufgebrachten Achilles sich mit der Leier besänftigen, die ihn Chiron gelehrt hatte, wie viele sich im Zimmer, wenn sie Verdruß heimgejagt hat, am schlechtesten Klavier besänftigen. Was war der einzige Trost der melancholischen Maria Sterne's? — Ihre Hirtenpfeife. Die Harmonie der Töne bringt Harmonie in die Nerven, und ich glaube selbst so was bemerkt zu haben bei den oft schmatzenden Zügen einer schwergehenden Tabakspfeife. Die öftere Wiederholung sanfter und gleicher Töne bewirkt Schlaf. Cook that mit dem Dudelsack größere Wunder in der Südsee, als die schönste Symphonie unter Gebildeten vermag, und ein Missionär in Südamerika zog mit seiner Zither mehr Wilde an sich, als mit seiner Dogmatik. Der Frosch trillert in seiner Art so gut als die Nachtigall, und unserem gemeinen Mann ist die Maultrommel oder schon ein Baumblatt so viel als dem Virtuosen Geige oder Flöte. Die Musik richtet sich nach der Reizbarkeit der Nerven; ein Volk mit zarten Fibern hat sanfte, rohe Völker rauhe Musik, wie Hebräer, Römer und Türken, die wie die Wölfe und Hunde durch Musik zwar unruhig, aber nicht froh und ruhig werden. In der Stimme liegen gewisse Tönungen, die ohne Worte schon erschüttern, woraus sich die Wirkung der Missionspredigten auf Wilde, die sie nicht verstanden, und der lateinischen Predigten des heiligen Bernards auf deutsche Bauern, um sie zur Kreuzfahrerwut zu entflammen, erklären läßt. So können noch heute Kanzelredner Herzen rühren durch Töne und Gebärden ohne Sinn und Verstand.

Nach den Alten erfanden Götter die Musik. Apollo gab die von ihm erfundene Lyra dem Orpheus, der damit Bäume, Felsen und selbst die Hölle bewegte; bei Apollo muß es also sonstwo gefehlt haben, da er im Widerspruch mit diesen Lyra-Eigenschaften und selbst mit unseren Virtuosen bei der Daphne nicht ankommen konnte. Amphion erleichterte die Erbauung Thebens nicht wenig dadurch, daß er durch seine Melodien die Bausteine in Bewegung setzte, und es wäre eine große Wohlthat für unsere abgebrannten Städte und demolierten Festungen, wenn wir bei unserer Armut noch solche Orpheus und Amphions aufzutreiben wüßten. Arion mit seiner Leier begei-

sterte sogar einen Delphin, daß er ihn von Tarent nach Tänaros trug, zum Schrecken der Korinther, die ihn ins Meer geworfen hatten, um sich seines Geldes zu bemächtigen. Die Syrinx oder Panflöte fand man auch auf den Freundschafts-Inseln neben einer Bambuspfeife, die geblasen wird mit den Nasenlöchern.

Wir wissen aus unsern heiligen Büchern, daß David den Raseteufel Sauls beruhigte mit seiner Harfe, auf der er Psalmen spielte. Vielleicht machte der dichterische König auch anakreontische Liedchen auf Bathseba; auf uns sind bloß die Psalmen gekommen, die in den kleinen protestantischen Schweizerkantons nie lebhafter gesungen werden, als wenn diese Schwyzer recht betrunken sind. Theologen wollten behaupten, daß nicht die Harfe, sondern die Psalmen den Teufel vertrieben hätten, wie im Mittelalter die Glocken, und so ist's begreiflich, warum sie so über die Psalmen hielten, namentlich über die sieben Bußpsalmen, worüber ich gerade des T . . . hätte werden mögen. Das größte musikalische Genie der Hebräer bleibt immer der Trompeter, der die Mauern Jerichos umblies.

Die ersten eigentlichen Musiker waren vermutlich die Priester Indiens, die auf Hörnern bliesen, wie in der Zauberflöte im Tempel der Isis. Griechen verfeinerten die Kunst, und die Fabel von Marsyas, den Apollo im Wettstreit besiegte, ist eine Allegorie, die uns sagt, daß die einfache Hirtenflöte des Marsyas der kunstreicheren Lyra, zu der man noch singen konnte, weichen mußte; aber darum hätte man ihn nicht schinden sollen. Mit den sinnlichen Griechen wurden die Tempel zum Theater, und die Musik zur Dienerin der Sinnlichkeit, daher auch die heilige Cäcilia Schutzpatronin der Musik ist, weil sie solche nicht achtete; folglich kam sie so unschuldig zu ihrem Amte, als viele andere Heilige und Unheilige. Nero war ein Meister auf der Zither, aber auf dem Thron? Den Staat wußte er nicht zu stimmen und spannte die Saiten so hoch, daß sie wohl springen mußten.

Die Alten wissen noch gar viele Wunder von der Musik als Beherrscherin aller Leidenschaften. Wir haben nur Bruchstücke, trotz der Bemühungen des Gelehrten Meibomius und selbst der Abhandlung Plutarchs von der Musik, und wissen im Grunde nichts, als daß eben die alte Welt überall Wunder sah oder gesehen haben wollte. Gemütskrankheiten, Nervenkrankheiten und Wahnsinn ließen sich vielleicht durch sie, wo nicht heilen, doch erleichtern, wenn unsere Aeskulape mehr

Harmonie hätten. Wir wissen, daß der sonst so joviale Luther als Mönch melancholisch war und von seinen Brüdern durch Harfe und Gesang wieder aufgeheitert wurde, wie die Melancholie König Philipps V. durch die Arien Farinelli's; der König überließ ihm, sich eine Gnade auszubitten, und er bat, daß Seine Majestät geruhen möchte, sich zu rasieren und in den Rat zu gehen; die Krankheit des Königs ward jetzt wenigstens ärztlicher Behandlung fähig.

Wir könnten über Musikinstrumente, welche die Alten gar nicht kannten, allein einen starken Folianten schreiben, und unsere Händel, Gluck, Grétry, Lully, Rameau, Jomelli, Pergolese, Gran, Mozart, Haydn, Reichardt, Rossini 2c. würden wahrscheinlich herzlich lachen über Orpheus und Amphion, Davids Kapellmeister Assaph nicht ausgenommen. Manches ist uns so dunkel, als die Vorliebe der Griechen für Grillenmusik. Homer vergleicht zwei Redner mit Grillen, und in Anakreons Liedchen auf sie meint man, er spreche von Nachtigallen. Gleich dunkel ist uns Pythagoras' Sphärenmusik, der nebenbei schon alles auf Intelligenz, nicht auf Gefühle bezog, nicht aufs Ohr, sondern auf seine harmonischen Proportionen, die er in die Grenze der Oktave einschloß; Mathematik hat aber in der Musik so wenig zu thun, als Dogmatik in der Religion; denn beide beruhen auf Gefühl. Die Musik der Alten scheint der orientalischen geglichen zu haben; uns ist sie zu ernst und einförmig; indessen versichern morgenländische Reisende, daß sie ihnen doch zunächst mehr Wonnegefühl gewährt habe als die unsrige, woran unsere Künsteleien schuld sein mögen; vielleicht erschien sie ihnen auch nur von höherem Wert, weil sie etwas Fremdes war, vielleicht ist gar die Erbsünde der Reisenden, Täuschung im Spiel, um nicht von Lügen zu sprechen. Es war eine Zeit bei den Alten, wo es Vergehen war, mehr als fünf Saiten aufzuspannen, so sehr war man für Einfachheit; wir sind saitenreicher, an Virtuosen noch reicher, denen es weder an Saiten, noch an Tönen fehlt, wohl aber an solidem Resonanzboden.

Was ist die Wirkung unserer zahlreichen Musikfeste? Bewunderung der Spieler und ihre Fingerfertigkeit, der Delikatesse ihres Ohrs und allenfalls des Komponisten. Affekte zeigen sich allenfalls in einem gnädigen Lächeln, andere Gefühle sind meist Affektation. Gar häufig wird so viel geplaudert, daß man es machen könnte wie der freundschaftliche Minister von Hoppe, der über seinen Konzertsaal Sirachs Worte setzte: „Irre die Spielleute nicht"; und noch mehrere sagen im Her-

ausgehen: „Das verdiente den Großenthaler nicht.“ Auf jeden Fall benützten die Alten die Musik, worunter sie freilich die ganze Poesie verstanden, besser als wir für Erziehung, zur Entflammung der Liebe zum Vaterlande und des kriegerischen Mutes. Die ersten Dichter waren zugleich Tonkünstler, daher die Leier Symbol der Dichtkunst noch heute. Die Alten hatten ursprünglich nur drei Musen: Musik, Gesang und Tanz; der Helikon lag bekanntlich in Böotien, verschrien wie Krähwinkel; in Thrakien wurden aus jenen drei neun Musen, und wer wollte jetzt noch sie zählen, da selbst die Studenten sich Musen nennen? Zuviel ist zuviel!

Plato versteht unter Musik gar die ganze geistige Bildung im Gegensatz der Gymnastik oder Körperbildung. Lieder waren Gottesdienst, in Liedern wurden Tote betrauert, Lieder feuerten die Krieger an zum Kampfe; Gesetze wurden in Liedern abgefaßt und letztere heißen daher Gesetze, aber die ersten aller Lieder diktierte wohl die Liebe. Hermanns Hoboisten, die von den Altären der Barden herab rauhe Kriegslieder ins Thal brüllten, als Varus' Legionen in den Engpaß gedrängt waren, mögen den vornehmen Herrchen von Rom zu allerlei spöttischen Anmerkungen Anlaß gegeben haben; aber sie gewannen Schlachten, und die Römer zitterten vor der deutschen Waldmusik, die natürlich in unserer Zeit verstummen mußte, da so viele Wälder ausgerottet worden sind.

Wenn ich mir den nicht seltenen Scheintod denke, so war die gescheiteste Musik der Alten das Anschreien und der Namenaufruf des Verblichenen, unter Buccinen- und Trompetenschall; denn die Erfahrung lehrt, daß das Gehör am spätesten abstirbt; Harthörige konnten allenfalls noch auf dem Holzstoß Gefühl bekommen. Die Korsen sollen ähnliche Akklamationen im Gebrauch haben, wenn keine Antwort erfolgt, den Toten auf dem Betttuche prellen wie einen Fuchs, und wie Sancho Pansa geprellt wurde; und nach einem solchen Totentanz sollen schon manche Scheintote wieder gefragt haben: „Um Gotteswillen, was macht ihr?“ Diese Prellerei kann man sich eher gefallen lassen, als die so zunehmenden Prellereien im Leben, daß man diese letzte Prellerei herbeiwünscht. Die letzte und schrecklichste Musik hienieden ist die Posaunenmusik des Weltgerichts, und auch die soll mir lieb sein zu hören.

Die Grundlage aller Musik ist die Stimme oder der Gesang, ja selbst Poesie; denn Poesie, die gelesen aber nicht gesungen wird, lyrische, d. h. gesungene Poesie und nur gelesene ist im Grunde Widerspruch, ja selbst Unnatur. Die

Stimme, die das Gefühl der Freude oder des Schmerzes, die dem Herzen so mächtig geworden sind, von sich geben muß, muß von selbst auf Takt und Rhythmus fallen; denn was man wiederholt thut, thut man mit einer gewissen Regelmäßigkeit, und vielleicht liegt das Urbild des Taktes in unserem Pulsschlage. Die älteste Musik ist daher Vokalmusik, in der die Vögel unsere Lehrer waren, wie die Seeenten die Lehrer der Kamtschadalen, und die Bären ihre Tanzmeister. Es ist wohl möglich, daß Adam und Eva die Stimmen der früher erschaffenen Vögel eher vernommen haben, als ihre eigenen, wenigstens stelle ich mir sie in den ersten Tagen ganz stupefactos (betäubt) vor. Unser Gesang sagt dasselbe, was die Vögelkonzerte, die nach vorübergegangenem Winter den größten Reiz des Frühlings und der Wälder machen; sie singen: „Wir sind glücklich.“ Für viele hat ein Vogelkonzert mehr Reize, als alle Menschenkonzerte in vergoldeten Sälen, schon weil man es in freier Natur genießt; selbst das Zwitschern der Schwalben und Sperlinge unterm Dache beim Aufwachen oder die schmetternde Trompete des Morgens, der Hahn.

---

3. Die Malerei, Zeichnungskunst und Plastik.

Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas. [1]

Die Malerei stellt das Schöne in sichtbarer Gestalt mittelst der Farben auf Flächen dar, die Zeichnung gibt Form und Bestimmtheit, ist die Grundlage und das Gerüste, die Farbe und das Perspektiv aber geben erst Leben, Seele und Täuschung, den höchsten Effekt der Malerei. Die Malerei hat eine noch höhere Würde als bloße Augenlust, und darf sich kühn neben Poesie und Tonkunst stellen; ja sie malt lebhafter und ihre Wirkungen sind dauernder und ausgedehnter als die der Musik. Die Sprache der Worte ist eine Himmelsgabe;

[1] Maler und Dichter durften allezeit alles wagen.

aber es gibt noch zwei wunderbare Sprachen, die gar keiner Worte bedürfen: die Sprache der Natur, die nur Gott spricht, und die Sprache der Kunst, die nur Auserwählte der Menschheit sprechen und verstehen. Gressets Pleureuse (Weinerliche) weint über ihren toten Vogel, der vor ihr liegt, das Mädchen hat wenigstens 18 Jahre, sollte sie dabei bloß an einen verlorenen Vogel denken?

Oft werden Handzeichnungen großer Meister ihren vollendeten Werken vorgezogen; denn da erblickt man das volle Feuer der Begeisterung, die auf dem langen Wege vom Kopf durch den Pinsel nach der Leinwand oft verloren geht; eine Handzeichnung ist der erste Entwurf des Genies, wie der Schattenriß der einfache Ursprung der erhabenen Kunst war. Die Tochter des Dibutades umschrieb den Schatten ihres scheidenden Liebhabers an der Wand, der Vater schnitt ihn aus und modellierte ihn in Thon. So entstand Malerei und Plastik. Zeichnung ist älter als Buchstabenschrift. Nun gab es bald Kreidezeichnungen und Federzeichnungen und Tuschzeichnungen mit China, Indigo, Karmin, Sepia oder Niester, und die Skizzen oder Croquis und Studien der Künstler wurden in Portefeuilles gesammelt und buhlten um den Vorzug mit Oelgemälden und Kupferstichen. Das Auge wird verfeinert, wie das Ohr durch Uebung und Studium großer Meister, und man wirft die Kupferstiche aus Nürnberg aus seinem Zimmer, wenn man in spätern Zeiten das Auge geweidet hat in den Gallerien Wiens, Dresdens und Berlins, oder gar in Italien, Frankreich, England und Holland. Aus den Gemälden oder Kupferstichen, womit die Wohnzimmer eines Mannes verziert sind, läßt sich oft richtiger auf dessen Charakter schließen, als aus seinem Bilde, und ich schließe noch weiter aus der abgekommenen Mode der Schattenrisse, daß die Welt nicht mehr so einfach und gemütlich, sondern vornehm geworden sei. Der älteste Schattenriß ist der der Erde im Mond, und das Volk weiß ohnehin allerlei Komisches vom Mann im Monde.

In den Farben liegt für das Auge ein Reiz, wie in den Formen der Plastik, wenn es nicht am Auge und Augenmaß fehlt, das weit mehreren fehlt, als man glaubt. Michel Angelo behauptete, man müsse den Zirkel im Auge, nicht in der Hand haben, es ist ein Triumph des Malers, daß sein Zauber das Gesicht zum Gefühle macht, seine Figuren sich so beleben, daß der gemeine Mann die Finger dazu nimmt, wenn er etwas recht sehen will, und an Statuen herumgreift, zumal

wenn letztere nackt sind; daher ist auch Plastik die Hauptkunst der sinnlicheren Alten gewesen. — Papst Paul IV. ließ einige nackte Figuren in Michel Angelos jüngstem Gericht bekleiden, und daher bekam der Maler den Spitznamen Brachettone (Hosenmaler). Mehrere Päpste glaubten auf dieselbe Weise ihren heiligen Abscheu zu erkennen geben zu müssen.

Es ist schade, daß der Maler beschränkter ist, als der Dichter; er kann das Sichtbare nur in einem Moment und in bestimmtem Raume zeigen; dafür ist er auch wieder freier und macht anschaulich, was der Dichter bloß der Phantasie anheimstellen muß. Durch Licht und Schatten, Perspektiv und Farbe weiß er vergessen zu machen, daß alles nur auf einer flachen Leinwand ist; daher man das Wort Gemälde auch auf Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit übertragen hat, ja selbst auf Musik; musikalische Malerei, die echt komisch ist. Die zeichnenden Künste sind uns bloß Werke des Vergnügens und des Luxus; der Urwelt aber waren sie das einzige Mittel, sich der Nachwelt verständlich zu machen, so lange man die Schrift nicht kannte und die Griechen noch Drucken, Schreiben, und Malen mit einem Worte ausdrückten: graphein. — Schade, daß so viele Ueberreste des Altertums uns Hieroglyphen sind.

Die Farben spielen eine wichtige Rolle, und die erste war wohl die rote aus gebrannter Ziegelerde; überall finden wir die rote Farbe voran, bei den Wilden Nordamerikas, wie Neuseelands und Afrikas; es war schon viel, wenn sie durch Licht und Schatten die Rundung auf eine Fläche auszudrücken wußten, wozu vielleicht das Wasser führte. Colorado heißt noch in der spanischen Sprache Rot, und Rot und Schön sind in der slavischen Sprache gleichbedeutend, nicht aber bei deutschen alten Städten, die mit Rot anfangen, was wohl eher von Standquartieren der Kriegsrotten herkommen mag. Aegypter, Perser, Indier und Etrusker malten noch, wie Peruaner und Mexikaner und unsere Knaben. Mein Neveu sah eine gezeichnete Landschaft auf meinem Tische und fragte: „Wann streichst du denn an?“ Alles ist bloß noch gekleckst, angestrichen, steif und echte pictura linealis (Linienmalerei), wie die Zeichenkunst auf Latein heißt, steif und flach, wie niederländische Gegenden, wo es immer an einem malerischen Vordergrund oder schönen Hintergrund fehlt, so daß selbst Claudes und Vernets Pinsel nichts zu machen wußte. Man malte mit dem Griffel, nicht mit dem Pinsel, und wo hätte Hogarths Wellenlinie herkommen sollen? Man war schon mit Farben zufrieden,

wie der Knabe auch, den ein Nürnberger Farbenkästchen für einen Gulden anlacht, wie den Geizhals, Wucherer und Spieler ein Dukatenhaufen; einige Dutzend Pastellstifte von allen Farben im Futteral zum Weihnachtsgeschenk machten mich hüpfen, wie die Kinder Israel um das goldene Kalb.

Die Griechen veredelten die Kunst, wie andere Künste. Sie malten eine Minerva und einen Herkules, wenn sie Weisheit und Stärke darstellen wollten, wo die plumpen Aegypter auf den Menschenrumpf einen Hund-, Löwen-, Sperber- oder Katzenkopf setzten und Hörner; jene gerieten auf Ideale, diese auf Ungeheuer und Sphinxe. Zeuxis und Timanthes malten schon mit vier Farben: rot, gelb, weiß und schwarz; ersterer malte Trauben, auf welche Vögel zuflogen, Parrhasius aber einen Vorhang darüber, der den Zeuxis selbst täuschte, wie Rembrands Magd alle Nachbarinnen täuschte, die mit ihr snaken wollten, und Roos' Hasen die Hunde täuschten. Apelles scheint es am weitesten gebracht zu haben, dank seinem nulla dies sine linea.[1] Von seinem Alexander in Jupiters Gestalt sagt Plinius: Digiti eminere videntur et fulmen extra tabulam esse.[2] Mit Großen wußte Apelles umzugehen; denn da der einäugige König Antigonus gemalt sein wollte, malte er ihn nur im Profil. Seinen berühmten Zeitgenossen Protogenes besuchte er zu Rhodus und malte in seiner Abwesenheit eine Linie, d. h. einen Umriß, so fein, daß Protogenes sogleich Apelles daran erkannte; aber Protogenes malte eine noch feinere und ging fort; Apelles machte die dritte allerfeinste, so daß ersterer sich für überwunden erklärte. Gelehrte haben sich über diese Linien die Köpfe zerbrochen, vermutlich weil sie das Wort linea, wie Apelles' Leibspruch auch, zu wörtlich nahmen.

Es gab nun schon Historienbilder, die obenan stehen, wie die Schlacht von Marathon in der Poikile Athens; Landschaftsmaler, wo es freilich mit der Perspektive schön aussah; Tiermaler, und dann die Maler der leblosen Natur, die Stillleben liefern mit einer Sorgfalt, wie Hogarths Maler, der einen Bierschild zu malen hat und nach einer wirklichen Flasche so scharf hinblickt, als ob er eine Kaiserin zu malen hätte. Viele sehen lieber Landschaften Claude Lorrains als die Schlachtenstücke Le Bruns, die Louis XIV. allein seiner Auf-

---

[1] Kein Tag ohne Linie.

[2] Die Finger scheinen hervorzuragen und der Blitz außerhalb des Bildes zu sein.

merksamkeit wert hielt. — Wen entzückt nicht in seinem Zimmer eine schöne Gegend, die ihm das Andenken eines Genusses in natura zurückruft, die Bildnisse abgeschiedener Lieben, selbst Blumen und Fruchtstücke, Küchenstücke und Tierstücke mehr als Schlachten aus Campes Laden, die in meiner Zeit so viele Wände zieren müssen? Das schönste Stillleben ist wohl das von Peters I. niederländischem Hofmaler zu Petersburg: ein Totenkopf mit einem verlöschten, noch dampfenden Lichte unter aufgeschlagenen Büchern und Musikinstrumenten.

Die meisten Gemälde sind nur technisch und malerisch, und nichts nährt seinen Mann besser als die Porträts. Gelehrte lassen nur den Kopf malen, denn dieser ist ja ihr alles; Vornehme aber lassen in Brustbildern sich malen, um, wie früher den Harnisch, so jetzt die Orden anzubringen, noch früher in Lebensgröße, um die Sporen und den Leibhund gelegenheitlich mit abzumalen. Duo cum faciunt idem, non est idem:[1] Porträtmaler zu 1—2 großen Thalern können nicht malen, wie die Reynolds und Füger für hundert Dukaten, haben aber oft mehr Dünkel als diese Meister. So zeigte ich einst einem ex illis,[2] der mich malte, aus Schonung und ohne alle Kritik, mein Bildnis von einem Meister, damit er sich selbst prüfe; seine Antwort war: „Der hat eine andere Manier als ich.“ — An Denners Köpfen muß man die Haare mit dem Vergrößerungsglase suchen, und Gerhard Dow, der einen Besenstiel gemalt hatte, bewundert von Sandrart, sagte: „Und doch habe ich noch wenigstens drei Tage daran zu arbeiten.“ Das ist niederländisch und erinnert beinahe an die Araber, denen das Gesetz verbietet, Tiere und Menschen abzubilden, daher verzierten sie ihre Wände mit allerlei Pflanzen, Blumen, Baumzweigen, und diese Verzierungen nennen wir Arabesken, auch Ma換resken und Grotesken.

Römer waren in allen Künsten schlechte Helden, Griechen und Sklaven malten für sie, und Seneca spricht so stoisch von der Kunst, wie Moses (vielleicht malten ihn die Maler aus Rache mit Hörnern) und — Kant. Die barbarischen Völker, die das Römerreich überschwemmten, hatten begreiflich gar keinen Sinn für Kunst, und die ersten Christen sahen in den edelsten Gebilden nur heidnische Idole, und fanatische Araber dachten auch nicht besser; endlich kam gar die förmliche Sekte der Bilderstürmer. Die besten Kirchenväter, wie Clemens von

[1] Wenn zwei dasselbe thun, ist es doch nicht dasselbe.
[2] Dieser Herren.

Alexandrien und Tertullian, schrieben die Kunst dem Teufel zu und nannten Maler Räuber, die gleich Gott Geschöpfe hervorbringen wollten; wie die Moslems noch denken; dafür hatten sie Gemälde, von Engeln und seligen Geistern gemalt, Christusköpfe nach dem Original und Madonnen vom Evangelisten Lukas, der daher auch Patron der Malerzunft ist.

Päpste und Klöster machten späterhin alles wieder gut. Künstler mußten zwar nach Legenden und Mönchsgrillen und oft im Tagelohn arbeiten, aber wir verdanken ihnen auch wieder die ewigen Meister der Kunst, Raffael und Correggio, Titian und Guido, Albano, Da Vinci, Mengs &c., die ganze göttliche, italienische Schule, die sich neben den andern ausnimmt, wie das Genie neben dem Fleiß, wie der Athener neben dem Böotier, oder Italien neben Holland, wenn sich auch gleich dem Ajax unter den Malern, Rubens' Engelsturz neben Raphaels Johannes in der Wüste stellen darf. Malerei und Musik nahmen mit dem Christentum offenbar einen höhern Schwung, aber die Plastik verlor, weil sie aus Götzendienst hervorging. Man sah im Basaltkopf Jupiters nicht den Charakterkopf, sondern nur den schwarzen Kopf des Teufels, in Apollo einen wahrsagenden bösen Geist, und in Aphrodite eine liederliche Dirne; aber zur Kenntnis der hohen Plastik der Alten wie ihrer Dichter werden wir ihre Mythologie stets nötig haben, sowie die geistlose christliche Mythologie aus den heiligen Legenden, wenn wir die großen Meister verstehen wollen.

Es gibt vier Weihen der erhabenen Kunst: Liebhaber, Gelehrte, Künstler und Kenner. Künstler urteilen am besten von dem Mechanischen der Kunst, der Kenner über Erfindung und Anordnung, der Gelehrte über das Geschichtliche, und der Liebhaber über Eindruck und Gefühl, und dieser hat den besten Teil erwählt. Die ekelhafte Klasse der Kunstjüngerlein, denen die Kunstwörter Kolorit und Kontur, Kostüme, Faltenwurf, Gruppierung, Manier, Helldunkel, Umriß, Schatten und Licht, Harmonie, Luft, Perspektive, Ruhe, Ton, Haltung, Maße, Stil, Schule &c., wie Wasser vom Munde fließen, zumal wenn sie noch ganz frisch aus Italien kommen, machen anfangs staunen; bald aber findet sich, daß ihre Kenntnis und ihr ganzer Geschmack lediglich diese Schlagwörter sind. Sie halten es damit, wie die Herren Gregorii oder Chirurgen und Barbiere mit ihrem Latein, und Kunstgeschwätz gehört zur Mode meiner Zeit, daher man auch mir etwas nachsehen wird, ob ich gleich nie so ins Kunstgeschwätz geraten bin, daß man bei

meinem Weggehen aus der Gesellschaft gefragt: „Nicht wahr, das ist ein Maler?" und geantwortet hätte: „Nein, nur ein Pinsel." Die Türken nennen alle, die bei ihnen herumschwärmen im Anblick der Kunst, Narren, und diejenigen verdienen den Titel auch, denen man zurufen muß:

To nature and yourself appeal
Nor learn of others, what to feel.[1]

Diese angeblichen Kenner suchen auch nicht nach Schönheiten, sondern nach Fehlern, und von der Antwort auf ihre Frage: Von wem ist's? hängt ihr Lob und Tadel ab; doch geht es auch vielen, wie Mengs, dem Papst Clemens XIV. Gemälde zeigte, die sein Hofmaler gekauft hatte. „Sie sind schlecht." Aber der Hofmaler hat sie mir angepriesen? „Das kommt daher, daß dieser lobt, was über seine Kräfte geht, und ich, ich tadle, was ich unter den meinigen finde." — Alle haben Augen, und daher wollen sie auch damit so gut sehen können als andere, und mit dem Schönen geht es, wie mit dem gesunden Verstand, den auch jeder haben will. Ob es wohl je ein weibliches Wesen gab, das sich für häßlich hielt? Zeichnen war in frühester Jugend mein Hauptzeitvertreib ohne Lehrer; ich glaube, daß ich ein guter Maler geworden wäre. Camper hatte dieselbe Lust am Zeichnen, und diese Lust führte ihn zu seinem Werke über die Gesichtszüge; ich aber begnügte mich, Papier und Bücher, Tische und Bänke voll zu klecksen, vorzüglich Subsellien aus Langweile, und habe die Satisfaktion erlebt, daß Aufwärter in Kollegien und selbst ständischen Versammlungen mein Subsellium gerne ungewaschen ließen.

Der wahre Kunstsinn scheint in Deutschland noch ziemlich neu zu sein; man darf in vielen Städten nach dem Namen dieses oder jenes guten Stückes fragen, und fragt vergebens, während sie die Namen aller Diener des Wortes und aller Schulrektoren bis zur Reformation hinauf gedruckt haben. Die Kunst geht nach Brot und kann nicht viel arbeiten, weil sie vieles arbeiten muß. Dekorations- und Kutschenmaler finden weit eher Brot, als das größte historische Malergenie, und schon mancher Künstler ist in der Schulmeisterei der Kunst geistig untergegangen. Ein Aushängeschild mit einigen Miniatur-Porträten: Prix un ducat et une heure de séance,[2] das

[1] Auf die Natur, dich selber mußt du hören,
Kein andrer kann dich fühlen lehren.

[2] Preis ein Dukaten; eine Stunde sitzen.

bringt Brot. Poussin, der die Sündflut und die Ehebrecherin malte, starb arm, Boucher aber, der meist les dessus de porte[1] malte, reich. Kneller sagte: „Historienmaler machen die Toten leben, und sie selbst leben erst nach dem Tode; die Bildnisse der Lebendigen machen mich schon diesseits leben.“ Mein Lehrer Schillinger stände unter den berühmten Malern, hätte man ihm nur etwas Weniges zur Reise nach Italien gegeben, und hätte er sich nicht abgeben müssen mit Tapeten- und Emporkirchenmalereien.

Gemäldegalerien werden in der Regel begafft wie Bibliotheken; zum Studieren ist keine Zeit, und schon die Menge stört den Genuß. Demetrius schonte Rhodus des Meisterstückes des Protogenes wegen; manche unserer Galerien aber gewännen, wenn man zwei Dritteile davon mit Auswahl verbrennte. Eine Gemäldegalerie und einen Antikensaal, wie zu Paris 1815, gab es nur einmal in der Welt. Millionen Kunstfreunde müssen sich mit bloßen Kupferstichen und Gipsabgüssen, d. h. mit Schatten begnügen; die Götter vergönnten mir, jenen Schatz drei Monate lang täglich zu genießen, und diesen Genuß rechne ich zu den Hauptgenüssen meines Lebens, denn er gewährt den schönsten Nachgenuß. Aber wie kommt es, daß Plastik, die in meinen Augen unendlich mehr ist als Malerei, in ganzen Gruppen nicht mehr gefällt? Das Apollobad Girardous zu Versailles, Canovas Monument der Erzherzogin Christine zu Wien gefallen nicht wie einzelne Figuren, und so auch der sogenannte Farnesische Stier und Niobe.

Kunstgeschmack hat schon manchen ruiniert. König René, der bei der Nachricht vom Verluste Neapels gerade ein Rebhuhn malte und wie ein zweiter Archimedes sich nicht stören ließ, mag nun recht oder unrecht gehabt haben. Wer da wußte, daß Kaiser Adrian den Baumeister exilierte und zuletzt gar morden ließ, weil er das Mißverhältnis zwischen den Tempeln und den darin sitzenden Göttern bespöttelte: „Aber wenn die Götter einmal Lust bekommen, aufzustehen, müssen sie nicht das Gehirn einstoßen?“ wird es ihm nicht gesagt haben, daß er unrecht habe, und so geht es auch bei den Sammlungen der Großen und Kleingroßen. Hogarths Saturn sitzt vor einem Gemälde und raucht es an, um ihm den Schein von Altertum zu geben, und wer kann gegen Saturn? — Aber wer mag sonst so hart sein und auf Kopien aufmerksam machen, die schwer teuer als Originale bezahlt

[1] Bilder über der Thüre.

worden sind? auf Raffaele, die in Deutschland von Deutschen gemalt worden sind? Bei dem Raubsystem der grande nation und dem schrecklichen Untereinander meiner schrecklichen Zeit kamen wirklich manche in Besitz herrlicher Kunstwerke, die vorher nicht einmal Liebhaber waren, um Lumpengeld und gelten für Beschützer der Kunst. Und warum stets alte, alte Bilder? werden nicht neue mit der Zeit auch alt, wie der Rheinwein dunkel und braun? und gewinnen denn die Gemälde wirklich durch letztere Eigenschaften? Unter solchen Umständen muß man es machen, wie der Kammerdiener, dessen Herr sich einbildete, ein großer Landschaftsmaler zu sein. „O, Euer Erlaucht Landschaft ist noch weit natürlicher als die Natur selbst!“

Es gibt Kopien, die so gut als Originale sind, und daher ist schwer zu unterscheiden; Gattis Kopie von der berühmten Nacht des Correggio ist so gut als das Original, und Giulio Romano selbst, der an Raffaels Leo X. mitgearbeitet hatte, verwechselte Sartos Kopie mit dem Originale, und Namen und Zeitpunkte sind ebenso schwer anzugeben. Raffael z. B. hat dreierlei Stil und hätte viermal länger leben müssen, als er lebte, um alles zu malen, was unter seinem Namen läuft, und selbst zu seinen Lebzeiten thaten die Schüler das meiste. Raffael karessierte und Guido spielte, und so sudelten oft beide. Und wozu am Ende der Name, wenn das Stück gut ist und uns anspricht? Mit Recht steht Oelmalerei obenan, aber warum deswegen Wasserfarbenmalerei (Gouache) verachten, wenn sie gut ist, oder Pastellgemälde, wenn man Mengs' Amor zu Dresden gesehen hat? Ja selbst Kupferstiche! Bezahlten nicht Liebhaber in Auktionen Rembrandts Blatt de la Moutarde mit drei- bis vierhundert Gulden, wenn es gleich nichts weiter ist, als eine Ansicht Amsterdams, die der Meister früher fertig hatte, als sein Diener den Senf aus Amsterdam nach dem Landgut des Bürgermeisters Six brachte, worüber er mit diesem eine Wette eingegangen hatte?

Die Jugend soll im Zeichnen und Malen aber dennoch geübt werden, und wenn man auch über ihre Produkte schreiben muß: „Das ist ein Mensch, das ist ein Pferd, das ist ein Esel,“ — die Menschenköpfe Meerkatzen gleichen, und in ihren Landschaften die Bäume grüne Wolle tragen, die Felsen zackiger sind als in der Natur, und die Wasser aussehen wie eine zerrissene blaue Schürze über einem weißen Rock; es können nicht alle Ruysdael und Salvator Rosa sein. Wir wollen lächeln, wenn sie ihr Berlinerblau durch allzusehr verdichtete Luft mit dem italienischen Himmel entschuldigen; es wird doch

immer Sinn für Kunst und mittelbar für schöne Natur erweckt und würde noch weit mehr erweckt werden, wenn sie in den Zeichnungsschulen nicht jahrelang Augen und Ohren, Hände und Füße, Nasen und Mäuler und Köpfe abzeichnen müßten, ohne je zum Ganzen und Lebendigen zu gelangen.

Wen kein Kunstsinn beglückt, der hat durchaus keinen Begriff von der Begeisterung des Künstlers und seinen Werken, so wenig als das Phlegma von der des Dichters oder eines sanguinischen Liebhabers.

Nur der Sohn der Kunst begreift Raffael und seine Antwort auf die Frage: „Wie kommen Sie zu Ihren himmlischen Madonnen?“ Essendo carestia di belle donne, io mi servo di certa idea, che me viene al mente![1]

Ein Intermezzo.

Der Esel

ist in den Morgenländern ganz dem Pferde gleich geachtet, und mit Recht, ist daselbst aber auch durch Pflege und Achtung so schön gebaut als das Pferd, und die Indier glauben, daß die Esel von Madaura von den Seelen des Adels bewohnt würden, und vergleichen ohne Arges, wie die Alten, die sich nicht schämten, Asinii (Eselzüchter) genannt zu werden, ihre Großen mit den Eseln, wie wir mit Adlern und Löwen. Der ganze Stamm Issachar hielt sich nicht für beschimpft, daß ihn Erzvater Jakob einen Esel nannte; das Bild der Isis wurde auf einem Esel herumgeführt, und das Volk fiel nieder wie vor dem Venerabile, das unsere Priester vor sich hertragen; Silen konnte auf einem Pferde reiten, aber er zog den Esel vor, wie viele nach ihm gethan haben. Eines der angesehensten Geschlechter Hinterindiens leitet seine Abkunft von einem Esel ab, und wir glauben Leute zu beschimpfen, wenn wir sie Esel nennen oder von Eselei sprechen, und könnten doch ähnliche Stammtafeln ausfertigen, wenn wir in Hinterindien lebten.

[1] Bei dem Mangel an schönen Frauen bediene ich mich einer gewissen Idee, die mir vorschwebt.

Indessen, Griechen und Römer warfen doch auch schon Seitenblicke auf den armen Esel! Griechen sprachen von onos lyras, er schickt sich wie der Esel zum Lautenschlagen, und Terentius ruft: Asinum tantum, so ein Esel! Der griechische Philosoph Kleanthes wurde auch Esel geheißen, erwiderte aber: „Ja, ich bin ein Esel, denn ich trage die Bürde meines Meisters Zeno.“ Ob je Kantlinge so philosophisch geantwortet haben, denn Esel hat man sie oft genug genannt? Und wenn der Esel nicht leiert, kann es nicht auch eselmäßige Künstlerlaune sein, die er uns abgesehen hat? Simson ging selbst offensive zu Werke mit nichts als einem halbverfaulten Eselskinnbacken, der ihm noch nebenbei den Durst löschte, und Homer glaubte Ajax zu ehren, wenn er ihn mit einem Esel vergleicht, der sich langsam vom Aehrenfelde zurückzieht. Wie würde Vater Homer jetzt anlaufen, wenn er von unsern Generalen sagen wollte: „Sie zogen sich zurück wie Esel“ —?

An der Brenz in Württemberg liegt noch die Ruine der Eselsburg, deren Besitzer sich Esel von Eselsburg schrieben, in schwäbischer Einfalt treu und ohne Gefährde; das Geschlecht legte den Namen ab, wie die ungerechten Sprichwörter gäng und gäbe wurden: „vom Gaul auf den Esel kommen“ — „ein Esel nennt den andern Langohr“ — „er schickt sich wie ein Esel zum Lautenschlagen“ — „den Esel zum Doktor machen“ &c. Es mußte allerdings die hochadelige, uralte Familie empören, daß man die umgekrümmten Blätter eines Buches Eselsohren nannte, und die Assel Kellerefel, ja eine tölpelhafte Weibsperson nicht einmal Eselin, sondern Esel. Die Eselsbegräbnisse nach Jeremias, die Eselsbrücken, die Eselchen, die man unfleißigen Schulknaben umhing zum Schimpf, selbst Eselsarbeit, Eselsbohne statt Pferdebohne, Eselsfarrn statt Frauenhaar, Eselsgurke, Eselsmilch statt Wolfsmilch &c. Alles mußte die Familie empören, selbst der hölzerne Esel, worauf noch 1780 ein Soldat zu Halle sitzen mußte, den der Pöbel weidlich auslachte, vorzüglich ein Hallore, dem er zuerst Stillschweigen gebot, der ihm aber sagte: „Nu, so reite weiter!“ Seitdem führt das Geschlecht seinen Namen nicht mehr, ist aber darum keineswegs ausgestorben.

Das Mittelalter dachte im Eselspunkte offenbar aufgeklärter als wir. Ritter nahmen den Esel in ihr Wappen, und Mönche gingen noch weiter; die Cistercienser zu Speier, verlegen, wohin sie ihr Kloster bauen sollten, beluden einen Esel mit ihrem Gelde und folgten ihm — konnten Mönche einen besseren Wegweiser haben? — er blieb in einer morastigen

Gegend stecken und sie folgten dem Wink der Vorsehung und bauten Maulbronn. Noch jetzt zeigt man den sogenannten Eselsturm und das alte Klosterwappen, einen Esel über dem Tore; auch sollen sich da noch mehrere Eselsspuren finden. Die berühmten Eselsfeste der Kirche sind sattsam bekannt, und Ehrengeistlichkeit stand nie in größeren Ehren als zur Zeit, wo man den Esel ehrte.

Im Süden Europas, wo es weit mehr Esel gibt als im Norden, lernt man dieses nützliche Tier der ärmeren Klassen, da es wohlfeiler, genügsamer, sicherer und fester ist als der stolze Gaul, erst gründlich schätzen. Schon um Paris herum sieht man Weiber und Mädchen vom Lande lustig auf ihren Eseln nach der Stadt traben, ihre Waren in Körben an seinen Seiten, während unsere Landleute ihren eigenen Rücken unter der Last krümmen, vielleicht bloß aus Furcht verlacht zu werden. Der gute Esel hat das Schicksal des gleich nützlichen Schweines: verachtet im Leben und erst geachtet nach seinem Tode. Der Esel scheint hauptsächlich darum verachtet, weil wir ihn nicht mit sich selbst vergleichen, sondern immer mit dem Pferde; er wird verachtet, wie viele Menschen, weil er sich alles gefallen läßt, dienstwillig, geduldig und wohlfeil ist. Das Pferd wird erzogen, der Esel vernachlässigt, ja mißhandelt, und doch wird er nicht leicht tückisch; er würde sich nicht einmal auf der Erde wälzen, wenn man ihn so streichelte wie das Pferd. Nie hat noch ein Esel gegen seinen Herrn rebelliert, er bleibt treu bis zum Tode, und daher darf er unangebunden herumirren und sich nähren, wie und wo er kann, wenn er seine Arbeit verrichtet hat. Der Esel duldet, wer ihm auflegt, und was man ihm auflegt, und wir mußten von Friedrich und Voltaire Duldung lernen.

Spanier und Italiener wissen den Esel besser zu würdigen, und daher ist er da schön. Spanien gibt so wenig gerne Zuchtesel ab, als England oder die Araber Hengste. Sie sollten es nicht thun, denn Italien und Spanien wimmeln von Eseln; weise Esel sind überall selten. Es ist ein Vorurteil, wenn wir glauben, daß im Norden die Esel ausarten, es gab daselbst nicht minder stattliche, nur daß sie gröber sind. Sancho nennt zwar seinen Esel mit dem zärtlichen Namen Grauchen; sowie er aber gleich seinem Herrn einige Abenteuer glücklich bestanden hat, so äußert der Schlingel dennoch: „Meiner Six, unter Eseln lernt man endlich auch I—a—nen!“ Don Quixote belehrte ihn zwar, daß das Gleichniß: „Unter Löwen lernt man brüllen,“ edler gewesen wäre;

aber seit wir wissen, daß diese großen wilden Katzen nicht edler sind als unsere kleinen Hauskatzen auch, möchte des Herrn Stallmeisters Gleichnis immer zu Recht bestehen.

Im Kriege der Götter mit den Titanen posaunte der Esel des Silenus zur Schlacht und befeuerte die Olympier mit Mut. Die Bibel beschäftigte sich viel mit Eseln, und die Orthodoxen finden in dem Umstand, daß der Herr auf einer Eselin saß, die ein Füllen mit sich hatte, etwas, was man nicht denken sollte; in der Eselin sahen sie das alte und in dem Füllen das neue Testament. Bileams Esel, der freilich sprechen konnte, benahm sich im Engpasse weit artiger gegen den Engel als sein Reiter, und davon finden wir noch Spuren genug zwischen Reitern und Gerittenen. In Bileams Esels Worten: „Bin ich nicht dein Esel, der dich so lange getragen hat, und doch schlägst du mich?“ liegt der Grundtext zu einem recht praktischen Kommentar über Fürsten, Staatsdiener, Bürger- und Menschenrechte und Pflichten. Unsere Zeiten bestreiten das Redetalent des Esels, als ob es ein Wunder wäre, daß Esel reden, oder ein Beweis, daß man nicht sprechen könne, wenn man nicht spricht! Kann man nicht desto mehr denken, und sind die rechten Vielsprecher immer Denker? Und was würde aus unsern städtischen Versammlungen, wenn alle sprechen wollten? Caligula wollte sein Leibpferd zum Konsul ernennen. Unsere Zeiten gingen weiter und gaben Eseln Ehrenämter, gingen weiter als die Abderiten, die sich bekanntlich in dem berühmten Prozeß um des Esels Schatten in zwei Partien teilten, Schatten und Esel; man rechnete es sich zwar zur Ehre, ein Esel zu sein, aber die Schatten waren auch zufrieden, daß sie nur Schatten waren.

Mich freuen die Lobreden, die Agrippa, Geßner, Buffon, Blumenbach, Blumauer, Thümmel und Sterne vorzüglich den Eseln gehalten haben, daher auch Sternianer große Freunde der Eselei zu sein pflegen. Wie viel besser stände es im Vaterlande, wenn alle deutsche Esel und Eselsreiter sich so untereinander liebten, wie Sternes Mann aus Franken seinen Esel, der ihn nach St. Jago trug und zu Nampout verreckte — pfui! starb! — Diese Lobreden freuen mich mehr als tausend Lobreden von und an Esel, die sogar gedruckt in schwerer Menge vorliegen; aber von Herzen stimme ich in die Eselhymne, die vielleicht noch zu Verona angestimmt wird:

Orientis partibus
Adventavit asinus,

Pulcher et fortissimus,
Sarcinis aptissimus.

Lentus erat pedibus,	Et eum in clunibus
Nisi foret baculus	Pungeret aculeus. [1]

Dieser Esel war ein unbezweifelter Sprößling dessen, auf dem Jesus seinen Einzug in Jerusalem gehalten hatte, und zum Andenken spielte der Esel in frömmeren Zeiten am Palmsonntag in allen Domkirchen seine Rolle, und fromme Kinder ritten auf dem heiligen Grauchen und überhäuften es mit Opfern. Nonnen waren nie glücklicher, als wenn sie den Palmesel im Klosterhof herumziehen, mit Blumen schmücken und darauf reiten durften, und doch schämt sich die feinere Welt Englands im Bade zu Brighton des Namens und nennt ihre Reit- und Wagenesel Donkeys. Zum Andenken jenes Einzuges ist den Eseln das Kreuz auf dem Rücken geblieben, das jedoch auch einige auf der Brust tragen, welchen Unterschied ein Kammerherr bemerkt haben muß, der einem Ritter das Rätsel aufgab: „Welcher Unterschied ist zwischen Ritter und Esel?" Die Frage war grob, und die Gegenfrage noch gröber, da er solche zugleich beantwortete: „Welcher Unterschied ist zwischen Kammerherr und Esel? Gar keiner!"

Ueberzeugt, daß der Eigensinn des Esels lediglich von den langen Ohren herrührt, womit er mehr und leichter als andere hört, und daß seine Ungestalt sich unter besserer Pflege verlieren würde, wie in den eigentlichen Eselslanden, hege ich alle Achtung gegen dieses Tier. Kommen wir nicht selbst in Verdacht eines eselmäßigen Eigensinns, wenn wir gut hören und doch nicht sagen mögen oder dürfen, was wir gehört haben; und sagen wir es, so macht man aus unsern kurzen Ohren Langohren mit so viel Unrecht, als man in Büchern Eselsohren macht, wo man besser Papierzeichen hineinlegte. Welcher Hogarth hat die Schönheitslinie der Ohren bestimmt? Der Esel überläßt sie der Natur und will in seiner Bescheidenheit nicht mehr vorstellen als er ist; nur einmal zog er eine Löwenhaut über, fand aber, daß sie nicht für ihn passe; aber stutzen könnten wir seine Ohren, wie Hunden und Pferden, da der Stand der Häuslichkeit so vieles ohnehin stutzt. Man erzählt auch zum Beweise der Dummheit des Esels, daß er einst mit Schwämmen belastet, sich ins Wasser legte, um sich die Last zu erleichtern. Haben das nicht ganze Nationen

[1] Siehe da aus Morgenland,
Wird ein Esel hergesandt,
War für schön und stark erkannt,
Tragend was man auf ihn band

Langsam zwar sein Schritt sich fand,
Doch war Stock u. Stift zur Hand:
Kaum den Stachel er empfand,
Lief er stracks durch Gras u. Sand.

gethan? und legte er sich nicht auch einmal ins Wasser, als man ihm zuviel Salz auflud? Wer weiß, ob er dort nicht seine besonderen Gründe hatte, die man nicht jedem auf die Nase bindet, zumal der Esel voll deutscher Bedachtsamkeit jeden Schritt erwägt und vielleicht auch von den Vorteilen des geheimen Wesens etwas gehört hatte.

Seine Musik ist freilich so eine Sache; aber wie viele Dinge müssen wir nicht nehmen, wie sie eben sind? Bei richtigen Begriffen von der Natur können wir selbst in der anscheinenden Disharmonie des Esels Harmonie finden; mich erfreut aber schon darum eine Eselsstimme, da sie mich nach dem Süden Frankreichs versetzt. Eine halbe Stunde von Montpellier pflegten die Protestanten zum Gottesdienst sich auf Eseln zu versammeln, die nicht selten in den Kirchengesang einfielen, und wollte der Prediger der klügere Teil sein, so mußte er nachgeben und mit seiner Rede so lange innehalten, bis es der über hundert Köpfe starken Eselsgemeinde einfiel, ihre Eselslitanei zu enden. So machten es auch die Deputierten einer Stadt, die Heinrich IV. zu empfangen hatten; die Rede wurde von einem Esel unterbrochen, und der König rief: Messieurs, l'un après l'autre![1] In meiner Knabenzeit ritt ich für mein Leben gerne auf Eseln, trotz der Schläge, die nicht der Esel, sondern ich darüber erhielt, weil mein Vater es für eine Schande hielt; meinen schönsten Eselsritt aber machte ich postmäßig, an der Seite einer artigen Provençalin zwischen Avignon und Orange, vergnügter und wohlfeiler als auf einer deutschen poste royale; und was geht erst über die hohe sichtbare Empfindung, wenn sich zwei Esel an einander reiben? Die Briten nennen sogar den Esel the King of Spain's trumpeter![2]

Alle Achtung vor dem Grauen! Sein schwer zur Erde gesenkter Kopf, sein bedächtiger Schritt, seine einfachen, ins Große gehenden Gesichtszüge, sein Ernst, seine einfache Nahrung, sein einfacher grauer Ueberrock, seine friedliche Natur selbst bei Prügeln, sein bekanntes Benehmen zwischen den beiden gleich weit entfernten Heubünden, selbst sein Eigensinn machen ihn zum leibhaften Bilde eines Philosophen und zum Stoiker des Tierreichs. Wie die Stoiker schreitet er gravitätisch dem Ziel entgegen, das ihm das Schicksal von ferne zeigt, beladen mit schweren Säcken, gefüttert mit Disteln, ge-

---

[1] Meine Herrn, einer nach dem andern!
[2] Der Trompeter des Königs von Spanien.

prügelt, aber unempfindlich gegen allen Schmerz, ganz stoisch! Alle Gelehrten sollten ihn en médaillon tragen, und nicht die kleinen lebhaften Jungen, denen ein Esel von Schulmeister dessen Bild anhängt zur Beschimpfung, gerade darum, weil sie weniger Esel sind als der Lehrer und ihre Mitschüler. Es gibt gelehrte Esel, von deren gewöhnlicher Zerstreuung das Sprichwort kommt: „Er sucht seinen Esel und sitzt darauf“, und noch weit mehr geehrte Esel, zum Beweise, daß gerade nicht alle Esel zu verachten sind; indessen ist mit gelehrten Eseln leichter umzugehen, als mit hochgeehrten. Will jener Esel von Schulmeister wissen, ob er unter die gelehrten Esel zu rechnen sei, so frage ich ihn: Was heißt in echt Ciceronianischem Latein ein ausgemachter Esel? Keine Antwort? Nun so lesen Sie Epist. ad Atticum IV. 5: Scio te voluisse, et me asinum germanum fuisse. [1]

Der sanftmütige Esel ist das Roß, welches der Italiener am liebsten reitet, denn das Pferd ist ihm ein offenes Grab; fällt man auch, so steht der Fuß des Reiters sogleich fest auf dem Boden, wie der Esel selbst. Esel und Galopp dünkt uns bei langsamen, deutschen Eseln ein Widerspruch; aber in Italien setzt sich das Tier sogleich in Galopp, sobald man es nur mit etwas Spitzigem im Genicke kitzelt, daher auch die meisten einen unbehaarten Fleck an dieser Stelle haben, den man die Eselstonsur nennen könnte. Noch höher steht der Maulesel im Süden; mancher ist geputzter als Damen und schon mit dreitausend Thalern bezahlt worden; das schöne, aber allzu wilde Zebra ist nur für Könige, in spätern Generationen aber sicher dem südlichen Afrikaner, was uns der Esel. Alle Achtung vor den Eseln; es gibt zwar viele Esel, die keine Säcke tragen, aber ein guter Eselsrücken hat in manchen Ständen und in manchen Tagen des Lebens so viel Wert, als eine Eselshaut mit der Kapsel, so viel Wert, als die Eselsmilch in Krankheiten und die Eselsbrücken in vielen Geschäften. Hätten wir ohne die Esel die unsterblichen Werke des Altertums? Und wären wir nicht, wer weiß wie lange noch, und selbst nach den Wünschen großer Männer, Esel geblieben, wenn die Esel nicht wären? Esel haben viel gethan, noch mehr die Menschen durch Esel. — Alle Achtung vor Eseln!

Ich bin innigst überzeugt, daß nichts Glück, Ruhe und

---

[1] Ich weiß, daß du gewollt hast, ich aber ein rechter Esel gewesen bin.

Frieden hienieden mehr zu sichern vermag, als ein recht musterhafter Eselssinn, und denke oft an jenen gescheiten Bauern, den ein Lord ausschalt, daß er seinen Esel so prügle: „Wußte ich, daß mein Esel einen so vornehmen Freund habe, hätte ich ihn längst höflicher behandelt.“ Wer will im Umgang mit Eseln immer wissen, was für vornehme Konnexionen sie haben? Also höflich gegen alle! Groß sind die Tugenden der Esel, sie haben nicht umsonst große Köpfe, die für nichts weniger als ein Zeichen der Dummheit anzusehen sind, und die Eselsmilch ist für viele gesünder als Muttermilch. Achtung! In meinem Zimmer habe ich den Eseln dadurch Achtung bezeugt, daß ich eine Eselsgruppe unter Glas gebracht habe; flüchtig betrachtet, zählt man nur sechs Esel, und doch lautet die Unterschrift: „Sind nicht unserer acht?“ man zählt nun nochmals, zählt den Eselstreiber mit, thut sieben, und zuletzt gehen dem Betrachter die Augen ganz auf, er ruft aus: Anch' io sono pittore![1] Menschen, die eben nicht hoch über diesem Tiere stehen, pflegen für ihr Leben gern mit Eseln um sich zu werfen, und sollten an den alten Landjunker denken, der mit Widerwillen anhörte, wie der Herr Verwalter bei den Arbeitern immer das Wort Esel vorausschickte: „Sie haben ein trefflich Gedächtnis. Sie rufen ja alle die Leute bei ihrem (Ihrem) Namen!“

Nationen und Nationalitäten.

The proper study of man is — man![2]

Reich sind die Kapitel, die uns die Nationen liefern, wenn wir die Reise um die Welt machen, und wenn wir sie erst in Natura unternehmen würden, wie Magellan, Bougainville, Cook und Forster, die sie gewiß als reiche Lords machten, wenn wir dadurch auch nicht unsterblich geworden wären, wie ja der Fall bei vielen Lords ist.

Viele Reisebeschreiber und selbst trockene Statistiker haben Nationalcharaktere und lächerliche Nationalitäten mit so schroffen Pinselstrichen gemalt, und aus ihrer Studierstube nach einzelnen Zügen so derbe Machtsprüche über Nationalzüge gethan, daß sie sich so lächerlich gemacht haben, als jener Reisende,

[1] Auch ich bin ein Maler!
[2] Das geeignetste Studium für den Menschen ist der Mensch.

dem der Wind zu Avignon den Hut vom Kopfe nahm, daher er in sein Tagebuch setzte: „Avignon ist heftigen Winden ausgesetzt“, oder jener Seefahrer, der an der Küste vorbeifuhr und bemerkte: „daß die Einwohner sehr umgänglich schienen“. — Mangel an Sprachkenntnissen hat zu vielem Unsinne Anlaß gegeben, und zu tausend Fehlgriffen in Reisebeschreibungen, und Chanceler, der erste brittische Reisende in Rußland, ist nicht der einzige, der da glaubte, die Russen zankten sich um die Ehre, ihn zu fahren, während sie sich zankten, weil sie ihn nicht fahren wollten. — Wenn vollends gar das Genie mit seinen glänzenden Farben malt, so haben die sein sollenden Nationalzüge ohnehin jedes Verdienst, das der Aehnlichkeit ausgenommen.

Un voyageur, qui court le monde,
Est un peu faible du cerveau,
S'il croit dans la machine ronde
Voir quelque chose de nouveau.
Q'uil parcoure la terre et l'onde,
Après chaque jour il dira:
C'est tout ici comme là.[1]

Seit den letzten drei Jahrhunderten, wo die Europäer in nähere Verbindung mit einander traten, verwischte sich eine Eigenheit und eine Volkseigentümlichkeit um die andere, folglich auch eine Lächerlichkeit um die andere. Die Thoren von ganz Europa, von St. Vinzent bis an den Oby, und vom Nordkap bis Matapan gleichen sich jetzt beinahe überall, keine Thorheit ist mehr ausländisch, und unsere alte Jungfer (Europa), mit ihren Millionen Kindern, sieht bloß noch kleine Schattierungen und Manieren, die ins Auge fallen. Laster und Leidenschaften sind allerwärts dieselben; Sitten und Meinungen begründen schon eher einen Nationalunterschied, vorzüglich aber die Thorheiten; diese gehen noch am meisten in der Nationaluniform. In dieser Hinsicht gibt es allerdings Nationalcharaktere, wie Familiencharaktere, und nichts beweist die Fortpflanzung von Stammcharakteren mitten unter verschiedenen Völkern besser, als der Charakter der Juden. Die Idee einer Nation ist aber erst eine Idee des achtzehnten

---

[1] Durchreist ein Mann die ganze Welt,
Ist's übel um sein Hirn bestellt,
Wofern er auf der Kugelschicht
Was Neu's zu finden sich verspricht.
Er zieh' zu Land, zu Wasser fort,
So sagt er doch an jedem Ort:
Allhier ist's grade wie alldort.

Jahrhunderts, die noch im Anfange der Revolution vielen lächerlich vorkam, denn man kannte nur Adel, Geistlichkeit und Volk.

Nur die Sitten der Orientalen haben noch den entschiedensten Abstand von denen der Europäer, und insoferne hatte Napoleon nicht unrecht, wenn er nur zwei Nationen annahm, Abendländer und Morgenländer, beinahe die umgekehrten Europäer. Barbaren, wie die mongolischen und tartarischen Nomaden oder die Mauren, und Wilde, wie Neger, Amerikaner und Australier verdienen nicht den Namen der Nationen. Aber höchst unrecht hatte der große Mann der großen Nation, als er seinen Satz auch praktisch machen wollte, und die Ideen über Frankreichs Naturgrenzen jedes Jahr so sehr erweiterte, daß bereits Illyrien und die Weichsel dazu gezählt wurden. Der Mann hatte offenbar so ein sinesisches Reich im Kopfe, aber er vergaß, daß Europäer keine Sinesen sind. Die Natur will sowenig übergroße Staaten als übergroße Städte und gibt uns Winke genug.

---

1. Die Franzosen.

> En parcourant tous les siècles les Français ont toujours et partout *commencé* par *séduire* et *fini* par se faire *détester*. [1]

Die Franzosen mögen den Völkerreihen eröffnen und stehen wenigstens in diesem Buche mit Recht obenan als kindlich sanguinische Nation. Das Wort Franzose ist zwar ein verstümmeltes Français, und Frankreicher scheint mir deutscher, aber da das Wort so wenig Glück gemacht hat als Franken, so bleiben wir beim alten. Der Franzosen milder Himmel, ihre herrlichen Weine, ihr weißes Brot, ihr geselliges Leben mit allen, mit Weibern und alt und jung, selbst ihr coin au

---

[1] Durch alle Jahrhunderte haben die Franzosen immer und überall damit angefangen, zu bezaubern, und damit aufgehört, sich zum Abscheu zu machen.

feu, d. h. ihre Kamine, erzeugen und unterhalten ihren unverwüstlichen Hang zum Frohsinn und zur steten Munterkeit. Sie lachen, wo andere weinen oder vor Wut knirschen, und so war es vor, in und nach der Revolution bis auf den heutigen Tag. Ihr geselliger Charakter und ihr Bienengehorsam gegen den Weisel (die französischen Lilien sind eigentlich schlecht gemalte Bienen) erklären alle Erscheinungen ihrer Geschichte und ihres Lebens. Sie sind Kinder und ein Bouillon kuriert alles.

Diese Kindlichkeit, oder wenn man lieber will, Weiblichkeit des Charakters ist ihre Haupteigenheit. Ihre Sitten, ihre Literatur, ihre ganze Philosophie haben das Gepräge des Weibersinns, d. h. das Gepräge des feinen, leichten, zierlichen und oberflächlichen, denn Weiber herrschen in Frankreich mehr denn anderwärts. Nur das Gegenwärtige rührt sie, das Vergangene ist vergangen und vergessen, und das Künftige kümmert sie nicht. Unstät, unruhig, ungerecht, immer zwischen dem Zuviel und Zuwenig hin und her schwankend, sind sie keiner stätigen Freiheit fähig und also auch keiner würdig. Ihre neueste Geschichte und ihre neueste Konstitution hat dies abermals bewiesen, und bald werden die, die wir als wilde Republikaner gesehen, ihr Wort Roi und Noblesse wieder mit einem Nachdruck und einer respektsvollen Pause sprechen, wie der Philosoph Bayle, so oft er das höchste Wesen nannte. Wir haben sie in den ersten Zeiten der Revolution Neufranken und Frankreicher genannt, aber sie sind Franken, so wie wir etwa Allemands, d. h. die für einen Mann stehen, sind.

Franzosen sind die wahren Repräsentanten der Ueberfeinerung, der Selbstsucht, Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, des Glanzes und Flitters, der wesentlichen Charakterzüge der Ueberfeinerung. Jeder Eindruck ist oberflächlich und leicht, und daher fühlen sie selten das Elend anderer, selten Dankbarkeit, wahre Freundschaft und leidenschaftliche Liebe; daher fallen sie so schnell in Extreme und sind bald mitleidig, bald grausam, bald leichtsinnig in wichtigen, bald eifrig und ernst in unwichtigen Dingen. Faber, der für seinen Vater auf die Galeere ging, wurde in Paris bewundert, mit Blumen und Bändern bekränzt, besungen und sogar als l'honnête criminel [1] aufs Theater gebracht, aber er hungerte in seinem Dorfe Gages alt und vergessen, was sicherlich nicht in England, vielleicht auch nicht einmal in Deutschland geschehen

[1] Der ehrliche Verbrecher.

wäre. Die Franzosen sind sanft, bescheiden, lenksam und gut in Abhängigkeit und Aufsicht, und wenn man sie nicht reizt; wild aber, übermütig, grausam und trotzig in gereiztem Zustande bei Freiheit und Gewalt. Voltaire, der seine Landsleute genau kannte, nannte sie Tigressinges[1].

Wie kam es doch, daß die lebendigste und leichtfüßigste aller Nationen auf den Menuet verfiel, auf ihre einst so schwerfällige Musik und selbst auf die Fesseln, in der ihre Sprache geht? Monsieur, prenez-garde à un serpent qui s'approche, s'il vous plait![2] Die Schlange ist längst fertig, ehe der Warner ausgesprochen hat, der ernste Römer aber hätte gerufen Serpentem fuge,[3] und selbst der phlegmatische Deutsche hätte mit der Schlange angefangen: Eine Schlange! Achtung!

Nur etwas Neues, etwas Neues, selbst wenn es schlechter sein sollte als das Alte, und daher der Enthusiasmus für die Revolution. Sie, die ihre Könige so abgöttisch verehrt hatten, daß jener Gascogner noch unterm Galgen den Marschall Villars bat, doch ja dem Könige die Verlegenheit zu melden, in der er sich befinde, fluchten jetzt allen Königen, sie, die doch geborene Höflinge sind und deren wahres Wesen Schein ist. — Napoleon war die stolze Lilie nicht genug, er wählte den hochfliegenden Adler, den aber die Sonne so blendete, daß er sich dennoch hinter die irdische Lilie verkriechen mußte. Louis XIV. hatte gar die Sonne zu seinem Sinnbilde gewählt, und der Brite, der darunter schrieb: „Phaëton", hat das Motto der ganzen Nation angegeben. Sie kommen mir mit ihrer Revolution vor wie ein Mädchen, das zuerst die Wilde, dann die Spröde, dann die Kokette und Buhlerin, dann die eheliche Haussklavin und zuletzt die Betschwester spielt — auf ihren Montagnes Russes oder Promenades aériennes.[4]

Die Franzosen sind am besten, wo sie lachen, und ihr Ernst taugt selten viel. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Witz hat aber schon oft das Wild aufgejagt, das britische und deutsche Festigkeit dann erlegt hat. Ihre eigentlichen Fertigkeiten sind Künste: Tanzen, Fechten, Musik und Theater, Kochen und Frisieren. Tiefsinn und Genauigkeit muß man bei ihnen nicht suchen, dazu sind sie zu lebhaft und ungeduldig, und daher

---

[1] Tigeraffen.

[2] Mein Herr, nehmen Sie sich gefälligst in acht vor einer Schlange, die da kommt!

[3] Der Schlang' entflieh'!

[4] Rutschbergen oder Luftpromenaden.

erfinden sie auch wenig, wissen aber die Erfindungen anderer desto glücklicher aufzustutzen. Ihr Geschmack geht aufs Hübsche, Niedliche, Glänzende, nicht aufs Schöne, Große und Wahre. Alles modeln sie nach ihrem Geschmack, der ja der erste sein muß und der beste, da er überall nachgeahmt wird:

Et quae
Desperant tractata nitescere posse, relinquunt.[1]

Wie Papageien lernen sie durch den reichen Vorrat von Komplimenten ihrer Sprache, die desto ärmer an Worten ist, Bescheidenheit und Mißtrauen auf sich selbst auszudrücken, und dann ist der galante Mann fertig und unwiderstehlich, der artige Weibermann, von dem der platte Deutsche sagt: „he maket veele Baselmaas (Baisemains).[2] Nirgendswo werden so viele Blumen verbraucht als in Frankreich, manche Pariserin macht ihren Galan arm bloß durch Blumensucht, und die Bouquetières[3] stehen neben den Poissardes.[4] Franzosen sind Kinder, und daher ist trotz aller Schrecknisse der Revolution ihr Frohsinn wieder der alte; die Opfer sind vergessen, und ein Mann, der einem bellenden Hunde im Parterre zuruft: Silence, Citoyen![5] macht sie alle laut auflachen. Wer sie aber tadeln will, der wage, leide und dulde wie sie für Freiheit und Vaterland, erfahre, wie sie alles umsonst gewagt, gelitten und geduldet haben. — Es ist vorüber: es lebe die Kindlichkeit!

Singlust ist eine andere Eigenheit der Franzosen, die von jeher zwischen Pyrenäen und Rhein geherrscht; schon Diodor erwähnt die Tanzlust der Gallier. Sie heißen mit Recht le peuple chansonnier, le peuple moqueur und le peuple femme.[6] Welche andere Nation hat eine vollständige Geschichte der letzten Jahrhunderte, die aus lauter Chansons und Vaudevilles in vier Bänden besteht, aufzuweisen? Mazarini, wenn er eine neue Steuerauflage machte, fragte nur: „Singen sie? — Gut, dann zahlen sie auch!" Die Marseillaise des Rouget de l'Isle und das Ça ira brachen mehr als 50,000 Deutschen den Hals.

---

[1] Und wo sie ein Ding
Gestalten nicht können zu glänzendem Schein,
da lassen sie's liegen.

[2] Handküsse.

[3] Blumenmädchen.

[4] Fischweiber.

[5] Still, Bürger!

[6] Das Liedervolk, das Spottvolk und das Weibervolk.

und Frankreich ist und bleibt eine absolute Monarchie, gemäßigt durch Liederchen.

Reichströmender Witz ist ein anderes Erbteil der Franzosen vor allen andern Völkern und nicht ohne Verstand. So schnell begreift keine Nation, so schnell, so klar und so beredt drückt keine Nation mit Worten aus, was sie begriffen hat, worunter freilich oft das Wesentliche leidet. Eine einzige schöne Phrase ist im stande, die Geister dieses phlogistischen Volkes zu entzünden, zu beruhigen und von der unangenehmen Kehrseite abzubringen. Ein Witzkopf verglich die Partei gegen die Regentin Anna von Oesterreich und Mazarini mit den Jungen, die in den Stadtgräben schleudern und auseinanderstäuben, sowie sie die Polizei erblicken, und dann wieder zusammenlaufen, und nun hieß die Partei la Fronde und man trug Hutschnüre, Hüte, Handschuhe, Halstücher, Fächer 2c. alles à la Fronde. — Terray zog der Nation das Fell über die Ohren, und sie gaben der Straße des leeren Geldsackes den Namen Terray; ein Gardist verschluckte einen großen Thaler und Louis XV. war darüber untröstlich; da kein Arzt helfen konnte, schlug der Herzog von Noailles den Abbé Terray vor, der den Thaler auf 365 Teilchen zu versetzen verstehe, wo er dann von selbst durch den gewöhnlichen Weg den Gardisten verlassen werde; Paris lachte und tröstete sich.

Ludwig XV. machte den Bruder seiner Pompadour zum Marquis von Vandière, und sie nannten ihn den Marquis d'Avanthier;[1] der König selbst spottete des Mr. Poisson (dies war der Familienname), als dieser sogar nach dem blauen Bande[2] trachtete: Non, c'est un trop petit Poisson pour le mettre au bleu;[3] bei einem Aufstand wegen Brotteuerung griff d'Argenson eine volle, dicke, halbtrunkene Frau aus dem tollen Haufen bei der Hand und stellte sie dem Volke mit den Worten dar: Voilà Messieurs. une bonne figure pour crier Famine![4] Das Volk lachte, d'Argenson benützte diese Stimmung und beruhigte die zusammengerotteten Haufen.

Jedes Bonmot, das sogleich von Munde zu Munde tönt, tröstet die Franzosen im größten Jammer, wie die in Oberägypten mit Hunger und Kummer ringenden Soldaten der in einer nordwärts laufenden Allee errichtete Meilenzeiger:

---

[1] Von Vorgestern.

[2] Dem Heiligegeistorden.

[3] Nein, das ist ein zu kleiner Fisch, um ihn blau zu sieden.

[4] Sehen Sie, meine Herren, eine hübsche Figur, um über Hungersnot zu schreien!

Route de Paris! — Vom General Caffarelli, der einen Fuß am Rhein verloren hatte, sagten sie: „Der General hat doch immer einen Fuß in Frankreich.“ Von Marie Antoinette sagten sie, sie sei doch wegen eines Louis nach Paris gekommen, Marie Louise aber nur wegen eines Napoleon. Deutschland schauderte vor dem bloßen Namen Guillotine, aber Franzosen bestiegen sie mit Bonmots oder vergeudeten in dem Gefängnis das Leben durch Sinnengenuß, um dem Henker so wenig als möglich übrig zu lassen. Die Wände der Revolutionsgefängnisse waren bedeckt mit Versen und Epigrammen. Man sah die Küchenguillotinen, womit man dem Geflügel lachend den Kopf abschlug zu einer Zeit, wo neben dreiunddreißig Theatern die Guillotine das vierunddreißigste und besuchteste war. Pariser lachten mir 1806 unter die Nase, als ich nach dem Grabe Louis XVI. fragte; sie sahen die Verschönerung ihrer Stadt, die Kunstwerke, das Soldatenspiel und die fremden Fürsten in ihrer Kaiserstadt, und freuten sich, so glücklich an das Ende ihrer Revolution gelangt zu sein. — Von der Geißel der Menschheit, von der Kriegslust ihres großen Mannes sagten sie noch 1812: „Ein guter Dichter macht gerne Verse, weil sie ihm gelingen; unser Kaiser liefert gerne Schlachten, denn hier ist er Virtuos!“ und als sie nach der Rückkehr Louis XVIII. starke Kontributionen an die Alliierten zahlen mußten, erleichterten sie sich damit, daß sie sagten: Payons! n'avons nous pas un gros Revenu? [1]

Witz ist ein Sommerkleid, sagt Hippel; die Wahrheit kann man zu allen Zeiten tragen; aber in Frankreich ist Witz die Nationaluniform, und daher möchte immerhin Konsequenz der Vernunft und eine Dosis Phlegma von den Lourds allemands den Têtes de linottes [2] nicht schaden.

Verstand gesteht der Franzmann dem Nachbar großmütig zu, selbst viel Verstand, aber jedes deutsche schulgerechte Räsonnement ist so abstrakt, so metaphysisch, und Witz haben wir gar nicht, wenn sie gleich aus einer geschmackvollen deutschen Bemerkung ein Halbdutzend witzige Einfälle herausspinnen: nie werden sie einsehen lernen, daß ihre ganze Poesie eigentlich gereimte Prosa ist. Meine ehemaligen französischen Umgebungen studierten meine Bemerkungen nie weiter, ohne

---

[1] Laßt uns zahlen! haben wir nicht ein großes Einkommen? (einen dicken Zurückgekommenen? Anspielung auf den wohlbeleibten Ludwig XVIII.)

[2] Schwerfällige Deutsche. — Hänflingsköpfe.

beizusetzen: Mr. N. avec son bonsens allemand.[1] Deutsche hätten in ihrem Leben nicht fünf Konstitutionen binnen zwölf Jahren zu stande gebracht, die sechste beinahe zehn volle Jahre gehabt, durch orientalische Furcht und Schrecken die siebente, die sie am 1. April, ominös genug, ablöste; die Konstitution von 1814 wurde binnen drei Tagen gefertigt, geprüft und angenommen, ungeachtet die Erblichkeit der Senatoren selbst Franzmänner beleidigte, daher sie Louis XVIII. auch verwarf; jetzt kam gar das Gespenst Napoleons 1815 nochmals mit einer neuen, die alsbald wieder der Charte von 1814 Platz machen mußte: alle diese Konstitutionen galten den Franzosen zu ihrer Zeit für das Resultat aller politischen Einsichten, die sich nur bei dem aufgeklärtesten Volke der Erde finden.

Aber dem Ausländer beweisen sie, daß alle Greuel der Revolution und des schrecklichsten Despotismus die Franzosen noch nicht ernst (wenn gleich etwas ernster) gemacht haben, daß eine Nation, die das Trefflichste, was die Revolution erzog, Männer wie Pichegru, Moreau 2c. in ihrem Giftnebel erstickte, um den als den Größten anzustaunen, der nur der Listigste, Ehrgeizigste, Verdorbenste, aber Glücklichste war, keinen Sinn haben könne für sittliche Größe, für das Edle, Einfache, folglich das Ideal der Freiheit am wenigsten realisieren konnte; sie bewähren auf die auffallendste Weise das alte Sprichwort: Ah, que les gens d'esprit sont bêtes![2]

Aber keine andere Nation besitzt in so hohem Grade das Apropos. Man erhält von gemeinen Leuten, vorzüglich vom weiblichen Geschlecht, oft Antworten, die dem gebildetsten Witzkopfe Ehre machen würden, wie die Antwort des Riesen Friand, dem Napoleon sagte: Ich bin ja nur ein Kind gegen Sie! — Voilà la difference entre un grand homme et un homme grand![3] Keine Nation hat die Kunst, sich so von der glänzendsten Seite zu zeigen, und die edle Unverschämtheit, allen, die sie nicht genauer kennen, Sand in die Augen zu streuen, so einstudiert, wäre es auch nur mit ihren Schlagworten: Tant pis und Tant mieux![4] die sehr viel oder gar nichts sagen, je nachdem man sie auslegen will, wie das Achselzucken, begleitet von einem Mais que voulez-vous?[5] Die

[1] Herr N. mit seinem deutschen Menschenverstand.
[2] Ach, wie dumm die geistreichen Leute sind!
[3] Das ist der Unterschied zwischen einem großen Mann und einem großen Menschen.
[4] Desto schlimmer und Desto besser.
[5] Aber was wollen Sie?

Franzosen können zwar mehr als drei zählen, aber doch nicht wie wir, über 70 und 80 hinaus, ohne sich zu wiederholen: soixante-dix, quatre-vingt;[1] dafür haben sie einen Superlativ, der in dreifacher Wiederholung desselben Wortes besteht, und mir stets komisch vorgekommen ist: Superbe (ganz langsam gesprochen) und dann sehr schnell zweimal Superbe! Superbe! Der berühmte Bauchredner Le Comte ward von Schweizerbauern durchgeprügelt, weil er sie gefoppt hatte. Der gewandte Franzose benützte es in Paris zu seinem Ruhm. In einer Ankündigung hieß es: Le Comte, Professeur de Physique, le premier qui voyage en Europe comme ventriloque, connu par l'aventure singulière, qui l'a rendu victime de la superstition de plusieurs paysans Suisses, le croyant sorcier.[2] — So kann man selbst eine Tracht Prügel, die man sonst verheimlicht, in ein ruhmvolles Licht stellen. Sternes la Fleur ist der Franzose, wie er lebt und webt.

Frankreich scheint bestimmt zu sein zum Sauerteig aller Abendländer, und daher nennen die Morgenländer uns auch Franken. In Frankreich war der Hauptsitz des Druidendienstes, und Gallier sandten Kolonien, raubten und plünderten schon zu den Zeiten der Griechen und Römer. Karl der Große gab Rom einen Papst, und sich bestellte er zum Kaiser. Von Frankreich giengen die Kreuz- und Ritterzüge aus nach dem Oriente, der Inquisitions- und Verketzerungsgeist, der Geist der Scholastik, der Geist Philipps des Schönen, der Geist Louis XIV., der Geist der Revolution und der schlimmste, der Geist Napoleons. — Franzosen blendeten unsere Vorfahren durch Moden, Geschmack, Sitten und Sprache, uns durch religiöse und politische Freigeisterei und durch Waffen. Franzosen sind Griechen, aber nur en profil! Griechen und Römer besiegten andere Nationen auch durch ihre Sprache, und so auch die Franzosen; ihre Sprache ist die Königin unter den Sprachen Europas, die wohl durch keine andere so bald verdrängt werden dürfte; die deutsche und die russische scheinen jedoch die nächsten Ansprüche zu haben. Und Paris? — Nicht bloß den Franzosen, selbst vielen Ausländern geht nichts über Paris (London ist mehr), und sie rufen wie Napoleon, Mutter, Schwester und Garden bei der Einschiffung zu Elba: Paris

[1] Sechzigzehn, Viermalzwanzig.

[2] Le Comte, Professor der Physik, der erste, welcher in Europa als Bauchredner reiste, durch ein sonderbares Abenteuer bekannt, welches ihn zum Opfer des Aberglaubens mehrerer Schweizerbauern machte, da ihn diese für einen Hexenmeister hielten.

ou la mort! — Hogarth aber nannte, Lutetia im Auge, den Schweinestall Lutetia minor! [1]

Die Revolution schwellte die Herzen aller Menschenfreunde — wir hofften eine Verfassung, die dem Ideal am möglichsten sich nähern und Vorbild aller Staaten Europas werden würde — aber die Revolution zerstörte sich selbst und der Genius des Bösen schwang sich auf den Thron, nachdem wahre Kannibalengreuel die Nation geschändet hatten. Ein mit Recht bewunderter Bonaparte hemmte die Greuel, und der Menschenfreund erwartete von neuem von dem Genie, von dem Manne, der sich von den untersten Stufen der Gesellschaft auf den Thron geschwungen und hundert Schwierigkeiten mehr zu besiegen hatte, als die Porphyrogeniti, [2] große Dinge. Aber Frankreich zerfloß in Blut und Thränen; orientalischer Despotismus und wilder Eroberungsgeist trat an die Stelle vernünftiger Freiheit, des Friedens und des Völkerglückes, geborene Monarchen mußten diese Güter erst wieder erobern in Paris.

Sturz rechnet unter die Verdienste der Franzosen, „daß sie uns belustigten“. So war es zu seiner Zeit; uns machten sie zwanzig Jahre lang weinen, nun mögen sie uns wieder belustigen, da wir sehen, daß ihr Ernst so wenig taugte, was wir freilich voraus hätten wissen sollen. Nie kam etwas Dauerndes und Gründliches zu uns über den Rhein; stets nur Blendendes von kurzer Dauer, in Moden wie in Wissenschaften, in Systemen der Philosophie wie in der Staatskunst, denn Blendendes von kurzer Dauer ist Charakter der Nation. Alt und Jung schwätzen bloß. Le premier mérite est de bien babiller, sagt Jean Jacques — on est dispensé de penser, pourvu pu'on parle! [3] Es gibt nur ein Paris — für Franzosen und ihre Affen — und Sterne hat es ganz richtig definiert: The paradise of coquets, the Elysium of petits maîtres, the centre of frivolity. [4]

---

[1] Klein-Paris (Dreckneſt).

[2] Im Purpur Geborene.

[3] Gut schwatzen ist oberstes Verdienst — man braucht nicht zu denken, wenn man nur spricht.

[4] Das Paradies der Koketten, das Elysium der Stutzer, der Mittelpunkt der Frivolität.

Fortsetzung und Schluß.

Die Franzosen haben, wie keine andere Nation, ein gewisses savoir faire,[1] das uns abgeht, und das wir billig von ihnen lernen sollten mit Beibehaltung unserer solidern geistigen und gemütlichen Grundlage, die ihnen fehlt. Auch ihre Feinheit und Höflichkeit dürften wir bis zu einem gewissen Punkte nachahmen, die sich nirgends so schön ausspricht, als in ihren Kaffee- und Speisehäusern. Nie wird der Fremde ans Zahlen, viel weniger ans Vorausbezahlen erinnert; selbst wenn er fortgeht ohne zu zahlen, sagt man nichts; kommt er aber wieder und verlangt etwas, so sagt man ihm achselzuckend: Pardonnez moi, Monsieur! und bringt nichts mehr. Man erzählt von Madame Very, daß sie beobachtet habe, wie ein Fremder einen silbernen Löffel zu sich steckte; sie sagte nichts, aber als er die Rechnung verlangte, setzte sie stillschweigend darauf: „Für einen silbernen Löffel so und so viel.“

Selten setzen sie die Gesetze der Höflichkeit beiseite, selbst nicht beim Schimpfen. N'es-tu pas un grand nigaud, toi, s'il te plait? — Mais pourquoi? je vous en prie![2] Und wenn sie sich auch vergessen und in der Hitze, wie der Marschall Broglie, den ein Adjutant in seinen Betrachtungen störte, ausrufen: Allez-vous en au diable! so haben sie Witz genug, es auf der Stelle wieder gut zu machen: mais restez, vous seriez capable de m'obéir![3] Jener Franzose, der sich von dem freistehenden, als Triumphbogen gebauten Thore St. Martin herabstürzte, rief zuvor: Prenez-garde, Messieurs, ce n'est pas à vous, que je veux![4] — Ihre hyperbolischen Komplimente, ihre mille compliments, wo der Deutsche sich mit einem begnügt, ihr au désespoir[5] bei der größten Kleinigkeit, machen, daß der Fremdling sie leicht der Falschheit beschuldigt; aber diese Komplimente sind weiter nichts als nationelle Höflichkeitsformeln, wobei sie voraussetzen, daß der Sprachmeister die Bedeutung

---

[1] Lebensgewandtheit.

[2] Bist du nicht ein großer Pinsel, du, wenn's gefällig ist? — Aber warum? ich bitte Sie.

[3] Gehen Sie zum Teufel! — Nein, bleiben Sie, Sie wären im stande, mir zu gehorchen!

[4] Nehmen Sie sich in acht, meine Herren, ich will Ihnen nichts thun!

[5] In Verzweiflung.

gelehrt habe, und der Fremdling wisse, daß ihr désespoir weniger zu sagen habe, als unser: „Es thut mir leid“; ihr adorer [1] nicht mehr sagen solle: als: „Sie gefallen mir“; ihr divin et à enchanter [2] schön heiße, wie ihr affreux [3] häßlich. Wenn man fragt: Comment vous portez-vous? — à merveille. Monsieur! charmé de vous voir [4] weiter nichts, als unser: „Wie geht's? — Gut.“ Und ihre mille coups de baton [5] wollen weniger bedeuten, als das deutsche Anerbieten von ein paar Ohrfeigen. Figaro sagt von gewissen lebhaften Schilderungen: Elles brulent les pages. [6] Wem fiele hierbei nicht Yoriks Haarkünstler ein: You may immerge this buckle into the ocean, and it will stand? [7] — Je ferai l'impossible [8] ist wohl ihre komischste Hyperbel, die weiter nichts bedeutet als: „ich will sehen“; und wurde erst lächerlich, als die große Nation wirklich das Unmögliche versuchte, nicht bloß in Worten.

Der Franzose fliegt, wo der Deutsche eilt, und wenn dieser hungert, so stirbt jener vor Hunger; wenn sich dieser erschießt, so verbrennt sich der Franzose das Gehirn, und wenn sie uns bêtes Allemandes oder Ours du Nord [9] nennen, so heißt dies weiter nichts, als: die würdigen tapfern Männer, die uns nach unendlicher Langmut gezeigt haben, wer sie sind, und wer wir sind. Ob sie wohl noch sprechen: Je ne suis pas assez Allemand pour croire cela? [10] Marschall Schomberg hat sie schön darüber belehrt. Sein Haushofmeister hatte bei einem begangenen Fehler die Unverschämtheit, zu sagen: Parbleu! on me prendra pour un Allemand; [11] der Marschall aber versicherte ihm mit seiner gewöhnlichen militärischen Kaltblütigkeit: On a tort, on devrait vous prendre pour un sot! [12] Diese Uebertreibungen und artigen Lügen der Sprache haben

[1] Anbeten.
[2] Göttlich und zum Entzücken.
[3] Scheußlich.
[4] Wie befinden Sie sich? — Wunderbar, mein Herr! entzückt, Sie zu sehen
[5] Tausend Stockprügel.
[6] Sie verbrennen das Papier.
[7] Ihr mögt diese Locke in den Ozean tauchen und sie wird halten.
[8] Ich werde das Unmögliche leisten.
[9] Deutsche Tiere. — Bären des Nordens.
[10] Ich bin nicht Deutscher genug, um dies zu glauben.
[11] Blitz! Man wird mich für einen Deutschen halten.
[12] Da hätte man unrecht, man sollte Sie für einen Dummkopf halten!

freilich den Nachteil, daß sie unwahr machen und die Begriffe verwirren: es ist nicht zu leugnen, daß es doch ein bischen arg ist, wenn sie von dem vollkommenen Mann sagen: il est sage, und dann wieder die Kokette sagt: soyez sage, und der Knabe, der nicht in die Höschen hofiert, sondern einer Bonne zuvor Anzeige thut, auch sage heißt. Sie sind wie die Griechen, die für das Sittlichgute auch kein Wort hatten als kalon, schön. Die Armut und Unlogik ihres so beliebten Idioms ist groß, nicht angeschlagen, daß ihre ganze Poesie sogleich Prosa ist, sobald der Rhythmus aufhört. Es ist ein Genuß, Unsinn zu sagen, wie: Il vient de mourir,[1] Nein und Ja und jeden Widerspruch mit je demande pardon zu bezeichnen. — Bon soir heißt auch gute Nacht, und pays Land und auch Umgegend; bonhomme heißt nicht guter Mensch sondern Einfaltspinsel, und man muß bon enfant sagen; figure heißt Gesicht, nicht Gestalt, curieux neugierig, wißbegierig, und wißbegierig alles zugleich. Die Nachtigall ist nicht besser als der Hahn, il chante, und embrasser heißt umarmen und auch küssen, aber wenn der Kuß auch le baiser heißt, so würde man doch schön ankommen, wenn man auch das Zeitwort küssen mit baiser geben wollte.

Aber von der andern Seite hat ihre Höflichkeit wieder etwas Angenehmes, die selbst in der Trunkenheit nicht ausartet; Franzosen werden beim Weine weder zänkisch noch mürrisch, noch stille, sondern nur verliebter, springender, singender, witziger, lauter und lachlustiger. Wenn sie in der Masse widerrennen, hört man ein Pardon Monsieur, wo der Brite, wenn er je etwas sagen mag, ein God damn you brummt. Ihr s'il vous plaît ist eine Kleinigkeit, aber es benimmt doch manchem das Bittere. Das Gare! des Fiakers oder Lastträgers scheint mir doch höflicher, als das „Aufg'schaut" oder das „Ho-ho!", das der Wiener Fiaker auch seinen Pferden zuruft, und ein Otez votre chapeau oder ôtez votre chapeau, s'il vous plaît[2] von einem Wach- oder Polizeiposten wirkt doch ganz verschieden von dem „Marsch von hier!" oder „Thu Er den Hut runter!" Wo der Franzose sagt: c'est étonnant,[3] sagen wir auf gut deutsch: „das ist dumm!"

Mit dem einzigen Worte Monsieur und Madame könnte man durch ganz Frankreich reisen und ganze Gespräche führen.

---

[1] Er kommt vom Sterben, d. h. ist soeben gestorben.
[2] Nehmen Sie Ihren Hut ab, wenn's gefällig ist.
[3] Das ist auffallend.

Man tritt in eine Loge mit einer höflichen Verbeugung: Monsieur! das Kompliment wird erwidert mit einem Monsieur — will man weiter, mit einem freundlichen Anstoß: Monsieur — es wird Platz gemacht mit einem ebenso freundlichen: Monsieur — man tritt dabei allenfalls dem Nachbar auf den Fuß — dieser exklamiert scharf: Monsieur — man erwidert es mit einem sanften, Verzeihung flehenden: Monsieur — man wünscht die gedruckte Arie der Oper, bittend: Monsieur? Man erhält sie mit einem Monsieur, oder man fragt, wenn man das Monsieur nicht sogleich versteht, mit dem eigenen Pariser Ton: Monsieur? Freilich kommt das Monsieur und Madame einem Fremden so häufig, daß er es, wie einst Condé dem Narren, der immer von Monsieur Papa und Madame Mama sprach, parodieren möchte: Monsieur Jean, dites à Monsieur mon cocher de mettre Messieurs mes chevaux á Madame ma voiture![1] Wir finden aber schon im Propheten Zacharias, daß er zu dem Engel sagte: Monsieur, qu'est ce que cela? und Non, Monsieur![2]

Umgang und der Geist für Kleinigkeiten ist das Leben der Franzosen. Daher sind sie so geschickt zum Umgange mit den Großen dieser Welt und mit Weibern, daher fühlen sie sich so unglücklich, wenn sie mit sich selbst leben sollen, und daher ist ein Tag Prison dem Franzosen so schmerzhaft, als dem Deutschen fünfundzwanzig auf den Hintern. Ihre Kunst des Gefallens durch Witz, Miene, Sprache, Kleider 2c. macht sie zu natürlichen Petit-maîtres und élégans, den ernsten und solidern Deutschen oder Briten, der sie nachahmt, aber zum gezwungenen Zierbengel, der doppelt lächerlich ist. Alles ist bei ihnen Mode, selbst die Vernunft. „An dem Fortgange der Revolution darf man nicht zweifeln, denn sie ist bereits Mode geworden," spottete einer ihrer eigenen Schriftsteller, und dieser Spott enthält treffende Wahrheit.

Diese Geselligkeit macht, daß die Franzosen noch im höchsten Alter lachen, wo andere längst grämeln, und fortlachen und fortbuhlen bis zum letzten Hauche. Dagegen schreckt sie wieder der Popanz, lächerlich zu werden, weit mehr, als alle anderen Nationen. Franzosen lachen im höchsten Unglück, und Frohsinn und Zerstreuung erleichtern das Unglück, und helfen ihnen desto leichter wieder heraus. Bernis, der junge,

---

[1] Herr Hans, sagen Sie meinem Herrn Kutscher, er soll meine Herrn Pferde an meine Frau Kutsche spannen.

[2] Mein Herr, was ist das?

lockere Bernis, den der alte Fleury versichert, daß er bei seinen Lebzeiten nichts zu hoffen habe, erwiderte mit einer lächelnden Verbeugung: J'attendrai, Monseigneur![1] und ihre Ausgewanderten bei uns wußten auch da noch Rat, wo ein Brite sich erschossen hätte und ein Deutscher in Schwermut versunken wäre. Franzosen können alles entbehren — Weiber ausgenommen.

Die Gaieté der Franzosen, wofür wir kein rechtes Wort haben, weil wir die Sache selbst nicht kennen, muß man nicht in Paris, sondern jenseits der Loire und Gironde suchen, wenn man sie ganz kennen und beneiden lernen will. Elsäßer und Lothringer sind noch heute Deutsche; die Bewohner der Normandie und Bretagne noch heute Altbriten, deren Ehrlichkeit, Gutmütigkeit und Gastfreiheit im Sprichworte lebt: un franc Breton;[2] dann kommen die nördlichen Franzosen, aber erst jenseits der Loire und Gironde sind die eigentlichen Franzosen, von denen die geistvolle Graffigny sagt: „daß sie der Natur entschlüpft seien, als sie zu ihrer Menschenkomposition bloß erst Luft und Feuer genommen hatte", und der eigentliche Franzose ist der Provençale. Hier wallt lauter Weingeist und Quecksilber in den Adern, und die Großmutter tanzt mit dem Enkel, die Enkelin mit dem Großvater nach einer Basquetrommel, die ganze Dörfer rege macht; selbst der, der des Tages Last und Hitze getragen hat, rafft sich wieder vom Strohsacke auf und schließt sich an:

Viva la joia,
Fidon la tristessa![3]

Wie ruhig war es in unsern Dörfern, wenn deutsche Truppen einmarschierten; kaum waren Franzosen da und die ersten Bedürfnisse des Hungers und Durstes gestillt, so war das Dorf ein Jahrmarkt.

Diese beneidenswerte Gaieté im herrlichen Süden Frankreichs, den ich Italien weit vorziehe, weil doch der Mensch dem Menschen alles ist oder sein sollte, machte einst auf die gelehrte hypochondrische Gravität des zweiundzwanzigjährigen, von deutschen Akademien kommenden Jünglings unerlöschlichen Eindruck, und eine der wohlthätigsten Revolutionen in seinem

---

[1] Ich werde warten, gnädigster Herr.
[2] Ein ehrlicher Bretagner.
[3] Es lebe die Freude!
Pfui über die Traurigkeit!

Innern, und wenn ich mich jetzt an diesen Zeiten erwärmen will, so nehme ich unsern Thümmel zur Hand oder ein aus der Provence selbst mitgebrachtes, mir gleich wertes Werk, das unter uns weniger gekannt ist: Béranger soirées provençales. Nie vergesse ich das Couplet, das ich am Fuße der Pyrenäen von einem sechzigjährigen Franzosen zum erstenmale singen hörte:

La vie n'est qu'un voyage,
Tâchons de l'embellir,
Sémons sur le passage
Les roses du plaisir.[1]

Wenn unter den egoistischen Engländern so viele sterben an broken heart,[2] so haben Franzosen das Sprichwort: Personne ne meurt de chagrin[3] und ihr mourir de chagrin gehört unter die oben angeführten Hyperbeln; sie sterben eher aus Langweile, denn alle Augenblicke hört man ein je meurs d'ennui.[4] Keine Nation wandert mehr aus als die Franzosen; aber eben der unruhige Nationalcharakter, der sie hinaustreibt, treibt sie auch wieder heim in das schöne Frankreich, zu ihren herrlichen Weinen und ihrem geselligen Leben. Seit 1815 erschienen zu Paris „Annalen des Lächerlichen mit Karikaturen" in Quart. Franzosen und Parisern kann es nie an Stoff dazu fehlen; sie lachen über Dinge, worüber sonst niemand lacht; sie lachen über alle Nationen, über ihre eigenen Lächerlichkeiten natürlich am wenigsten.

Nationallächerlich ist aber ihre Unbekanntschaft mit dem Auslande, ihre Gleichgültigkeit gegen alles Fremde, und ihre echt nationelle Windbeutelei und Prahlerei, die wohl zunächst den allgemeinen Haß fast aller Nationen, lange vor der Revolution, erzeugt hat, den sie jedoch großmütig nicht wieder zurückgaben, sondern sogar seit der Revolution mit allen fraternisieren wollten. Als sie nach Roßbach marschierten, hielten sie es für viel zu viel Ehre, einem Marquis de Brandenbourg eine espèce de guerre zu spielen, und behaupteten nachher, als ein Guerre comme il faut und Roßbach zum Vorschein kam, Friedrich habe 50 Mann französische Ausreißer in seiner Armee gehabt, welche eigentlich zu reden die Schlacht gewonnen hätten, da Franzosen nur durch Franzosen besiegt werden könn-

---

[1] Das Leben ist nur Reisezeit,
Ihr müßt sie schön durchmessen;
Drum Rosen auf den Weg gestreut
Und alles Harms vergessen!

[2] Gebrochenem Herzen

[3] Niemand stirbt aus Kummer.

[4] Ich sterbe vor langer Weile.

ten. (Wie wenn Moreau nicht bei Dresden gefallen wäre?) Der Norden war ihnen noch vor der Revolution ein Fleckchen Land von Hamburg bis Nova Zembla, daher auch Kerguelen seiner Reise nach Island eine Nachricht von den Samojeden anhängt, weil sie daherum wohnen müssen. Diesen Norden muß sich der Buchhändler Simon zu Paris besonders barbarisch oder türkisch gedacht haben, als er Friedrich II. 1742 den Entwurf vorlegte, zu Berlin Papiermühlen, Buchdruckerei, Buchbinderei und Schriftgießerei anzulegen. Seitdem haben sie den Norden näher kennen lernen, den selbst Napoleon nicht recht kannte; wie hätte er sonst von Alexander und den Russen sagen mögen: „die Ueberwundenen nehmen den Ton der Ueberwinder an, ihr Verhängnis reißt sie dahin, das Schicksal walte"; es waltete gerade umgekehrt und machte schon beim Einmarsch den Allmächtigen kopfschütteln. Karl XII. ergriff im ähnlichen Falle eine Handvoll Gras und kauete es; seine Umgebung staunte. „Könnte ich es essen," sagte er, „ihr hättet es mir auch fressen lernen sollen." Für Napoleon gab es kein Gras, nicht einmal überall Heu.

Custine datierte 1792 seine Mainzerbriefe aus dem Mittelpunkte Deutschlands, und die noch lächerlichere Verbindung Pitt und Coburg machte Hunderte von Köpfen fallen. Der Uebersetzer des Buches: Hirzel an Gleim über Sulzer, übersetzt Hirzel sur le Gleim, und macht dazu die Anmerkung: Gleim est une petite rivière de l'Allemagne. Als Bonaparte nach Aegypten zog, wohin schon Leibnitz die unruhigen Franzosen Louis XIV. führen wollte, ließen ihn die Pariser von da binnen drei Wochen an den Indus vorrücken. Fünfzig Kamele besorgten alles, und die Sieger von Lodi und Arcole fielen dann vom Indus her über die Briten am Ganges, marschierten von da über Konstantinopel nach Petersburg am Eismeer, und alles war vollendet binnen Jahr und Tag. Das Volk glaubte es, wie es 1816 glaubte, daß der Welttyrann von St. Helena aus mit 300 Türken oder 300 Schwarzen in Frankreich landen werde, und daß an manchen Orten sogar die Hühner dreifarbige Eier gelegt hätten.

Beim Einrücken in Preßburg 1809 sagte einer dem andern: „Wer hätte geglaubt, daß wir so bald in Petersburg sein würden?" und in Rußland erwarteten sie nichts als ewigen Schnee und Eis, und statt der Pferde nichts als Renntiere; von der ersten Meinung werden die wenigen, die nicht erfroren sind, sich auch nicht leicht abwendig machen lassen. Die Griechen sind ihnen Mohammedaner und sie wundern

sich, wenn ein Russe nicht in Konstantinopel gewesen ist, weil es so nahe liegt. Die Langue Prusse (die preußische Sprache) halten sie für eine ganz andere Sprache als la langue Allemande (die deutsche Sprache), und nach dem Gehör, wenn ein Preuße oder Schwabe, Elsäßer oder Schweizer spricht, wird man es ihnen am wenigsten übel nehmen können. Die Hälfte der Franzosen könnte man noch heute glauben machen, daß ein Bogen vom Pont Euxin eingestürzt sei und der Großherr befohlen habe, ihn wieder aufzubauen mittelst der Echelles du Levant.[1] Ihr Eau de Lavande, das sie sonst so gut kennen, schreiben sie ohne Anstand Eau de Levant.[2] Die barbarischen nordischen Namen verfeinern sie ohne Anstand wie die Griechen, und so wird aus einem v. Pfirt ein Ferrette. Der Courrier Français meldete 1822 aus deutschen Blättern: „daß fünfzig Türken am Pruth kampierten zwischen den Orten Erdwallen und Lehmhutten (d. h. unter Erdwällen uud Lehmhütten). Wer Teufel wollte sie erraten, wenn sie von Okatunk sprechen?" — Hochachtung; selbst das alte Wort Hugenott ist deutsch: Eidgenossen.

Hume kam nach Paris und man kabalierte in allen Gesellschaften, ihn vorzugsweise zu besitzen, diesen Mann d'un esprit infini.[3] Der trockene Brite kam und sprach kein Wort; man suchte ihn zu elektrisieren, indem man von seinen charmans ouvrages und vom génie profond de Mrs. les Anglais[4] sprach, aber der kalte Undankbare gab keinen Funken. Nun hieß es: le Mr. Ume n'est qu'une bête![5] Man lachte und wo ein Franzose lacht, da hat er geurteilt. So ist es noch heute. Noch heute bezeichnet der Franzmann seine supériorité[6] über alle Geschlechter der Erde mit einem spöttischen: Bête und der Nachbar John Bull, ohnehin aufgebracht über dessen ewiges Plaudern, geselligen Humor und nationelle Unsauberkeit, hatte bis 1813 allein noch den Mut, ihm ein kräftiges Damned in den Bart zu werfen. Noch heute sind dem Franzmann ein Etranger[7] und ein Barbar beinahe gleichbedeutend,

---

[1] Das schwarze Meer (Pont, Brücke), Echelles, Leitern — Benennung der Stapelplätze für den Levante-Handel.

[2] Lavendelwasser. — Levantewasser.

[3] Mann von unendlichem Geist.

[4] Von seinen entzückenden Werken, vom tiefen Geist der Herren Engländer.

[5] Der Herr Hume ist nur ein Vieh.

[6] Ueberlegenheit.

[7] Fremder.

wie einst den Griechen, oder die Gojim dem Volke Gottes, und wie bei dem Wiener alles, was die Donau herunterschwimmt und am Schanzel landet, Schwabe heißt. Alle Franzosen halten sich noch heute bescheidentlich für die Griechen der Neuern, und noch vor kurzem auch für die Römer Europas.

Nur in Paris kann man sich bilden. — Pariserlob ist Athenerlob, nach dem ja selbst Alexander geizte und dem Voltaire sein Leben opferte. Die Kultur der Deutschen, ihre Sprache und Litteratur verspätete sich durch den dreißigjährigen Krieg und andere Kriege. Aber auch die Athener an der Seine haben daran so viel Schuld, als die Griechen an der Vernachlässigung der römischen Kultur, und jetzt, wo wir sie überflügelt haben, glauben sie aus Unbekanntschaft mit unserer Sprache noch immer an ihre alten Vorzüge. Daher mag es gekommen sein, daß Condé, als er Speier verlassen mußte, äußerte: „die deutsche Canaille weiß gar nicht mit princes du sang [1] umzugehen, sondern nur mit ihren kleinen Fürsten," und eben daher, daß viele Emigranten nach jenem Muster ihren deutschen Wohlthätern mit schnödem Undank lohnten. Seitdem sind Franzosen lange genug und in hinreichender Menge in Deutschland gewesen, aber ich getraue mir nicht zu behaupten, ob die dumme Frage des Herrn Bouhours: „Kann ein Deutscher Witz und Verstand haben?" trotz den gutmütigen Bemühungen Villiers, bei ihnen zu unserer Ehre entschieden sei. Es hat auch auf der Welt nichts zu bedeuten, wenn nur wir Deutsche richtigere Ansichten von den Franzosen, Frankreich und Paris bekommen. Unseren Elegants, die selten große Helden sind, muß ich doch sagen, daß die hochberühmte Stadt, in der ich mir selbst stets wohlgefiel, sie aber immer recht gerne wieder verließ, ganz über Abgründen schwebt, nicht bloß moralisch, sie ruht auf lauter Katakomben, entstanden durch die Steinbrüche und Steine, die man da hervorgeschleppt hat, um Paris zu bauen. Diese schauerlichen Abgründe, nach welchen wohl wenige Reisende fragen, sind zwar gestützt durch Steinmassen, die man als Tragsäulen gelassen hat, aber ein leises Erdbeben, und Paris rollt hinab in sein selbstgemachtes Grab!

Voltaire entblödete sich nicht zu Berlin, als die preußischen Gardisten die römischen Legionen nicht recht nach seinem Sinne vorstellten, in der Mitte deutscher Prinzessinnen zu ru-

---

[1] Prinzen von Geblüt.

fen: F . . . j'ai demandé des hommes et on me donne des Allemands![1] und vom Marschall von Sachsen zu singen:

Et ce fier Saxon que l'on croit né parmi nous![2]

Wie hätte ich es einem französischen Haushofmeister in Deutschland verargen wollen, wenn er, so oft er mir schmeicheln wollte, beizusetzen pflegte: car je vous regarde, Monsieur, presque comme Français?[3]

Der Franzose lernt selten eine andere Sprache, denn bisher war man gewohnt, sich eine Ehre daraus zu machen, mit ihm allerwärts in seiner Sprache zu sprechen, und so hält er es für unmöglich, daß man ihn nicht überall verstehe. Bei Antworten auf seine Fragen: Wem gehört dieses schöne Haus? dieser schöne Garten? diese schöne Equipage? diese schöne Frau? „Versteh nit," und bei der ewigen Wiederholung dieses Versteh nit, selbst auf die letzte Frage: „Wer da so feierlich begraben werde?" ruft der Franzose aus: „Armer Verstehnit, der Tod muß dir schwer geworden sein!" Ein Emigrant sagte: „Zwölf Jahre lebe ich jetzt unter den dummen Deutschen und doch versteht mich noch keiner!" Josephs Antwort an den Gesandten Breteuil, der bei Aufhebung des französischen Theaters zu Wien jammerte, daß er nun kein Vergnügen mehr habe, muß ihm unbekannt geblieben sein: „Machen Sie es, wie mein Gesandter zu Paris; dieser lernte Französisch." Wir Deutsche hatten alle Zeit, uns in der beliebten Universalsprache der Europäer zu vervollkommnen; nur in unsern kleinen 46 Städten ging es schwerer. Der Bürgermeister, der mit einigen seiner Kollegen etwas später aus dem Ratskeller nach Hause ging, erwiderte auf ein Qui vive! — Je, wie ein König Spaniens; folglich darf man es einer Waschfrau gar nicht verargen, wenn sie auf das Qui vive! erwiderte: La vache!

Aber lassen wir eine Nation, von der Friedrich sagte: „Wenn ich mir eine Nation zu schaffen hätte, so würde ich mir die französische schaffen," und von der Voltaire sagte: „Die Narren stecken voll Ehre!" Diese Worte sind die Schlüs-

---

[1] Ich habe Männer verlangt und man gibt mir Deutsche

[2] Und dieser stolze Sachse,
Den man bei uns geboren glaubt!

[3] Denn ich betrachte Sie, mein Herr, beinahe als einen Franzosen.

[4] Wer da? — Ich. — Der König oder die Königin von Spanien unterschreibt mit der Formel: Ich, der König oder die Königin. — Wer da? — Die Kuh.

sel zu allen ihren Großthaten, sowie zu allem, was sie gelitten und getragen haben. Ein französischer Oberst, den ein Gardist vom Laternenpfahl rettete und für ihn ein Wort einlegte, was damals mehr galt, als das Wort eines Königs, fragte gerührt nach seinem Namen; der Gardist erwiderte: Mon Colonel, tous mes camerades se nomment comme moi.[1] — Mit dieser nämlichen altritterlichen Galanterie gab Championet dem gefangenen Mack seinen 1793 von England erhaltenen Degen zurück: „Die Gesetze der Republik verbieten mir englische Waren."

Die Franzosen sind unser Erbfeind, mehr als je die Türken, und einen Erbfeind, dem gegen 30 Millionen Menschen voll Mut, Geist, Ehr- und Nationalgefühl und quecksilberner Lebendigkeit zu Gebote stehen, darf man nie aus den Augen lassen, da so wenig Gemeingeist und Nationalsinn herrscht. Es ist gut, wenn dieser wahre Satz fester, deutscher Nationalgrundsatz wird. Es ist gut und einmal Zeit, wenn wir anfangen wollen, unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Moden an die Stelle der französischen zu setzen; aber soll darum der Deutsche dem einzelnen Franzosen den Hals brechen, wo er ihn trifft? soll seine Sprache ihm ein Greuel sein, soll alles, was die Nation Gutes und Verdienstliches hat, mit dem Bade von Leipzig ausgeleert werden? Ich wiederhole, was Friedrich seinen gefangenen Franzosen nach der Schlacht von Roßbach sagte: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als Gefangene anzusehen."

Mich dünkt, die Revolution habe die Franzosen männlicher gemacht, und das Rien ne se fait que par les femmes[2] sei etwas seltener geworden, als ich Frankreich 1806 wieder sah. Auf wie lange? ist freilich eine andere Frage. Neben vielem Bösen haben wir doch dieser Nation auch viel Gutes zu verdanken, und wo wäre die Nation, wo sich der Fremdling so liebend, schonend und so frei behandelt fände, als bei der freundlichen, heitern, gutmütigen und gegen Fremde so zuvorkommenden Nation der Franzosen? Und so war sie selbst zu der Zeit, wo sich alle Franzosen für große Männer und Helden hielten, wenn sie gleich der geniale Bülow nie anders als Amazonen nannte. Wir waren 20 Jahre von ihnen gedrückt und gequält; aber die Hand aufs Herz, wenn wir ihre Sprache reden und durch Witz und Lebhaftigkeit nur einiger-

[1] Mein Oberst, alle meine Kameraden heißen wie ich.
[2] Alles geschieht durch Weiber.

maßen mit ihnen sympathisieren könnten, was könnten wir nicht mit ihnen ausrichten? Man erreichte seinen Zweck durch ein Witzwort, wo der deutsche Bruder in Uniform ein „Fünfundzwanzig" wenigstens hätte sprechen müssen, wenn er sie auch nicht hätte reichen lassen. Will man die Franzosen recht lieb gewinnen, so gehe man nur 14 Tage von Paris nach London.

Ich gebe zu, daß man in der Jugend den französischen Sitten geneigter ist (flache Weltlinge ohnehin, denn sie bleiben noch in grauen Haaren in gewissen Hinsichten Kinder), im Alter aber mehr den englischen, und daß ich jetzt vielleicht anders urteile, wo ich noch zu erleben hoffe, daß wir bloß von deutschen Sitten ausgehen sollen. Aber richtig ist doch, daß der Franzose zu Hause gerade am liebenswürdigsten ist, der umgekehrte Franzose, der Brite, aber kaum im Auslande erträglich. Mich hat so gut als viele andere, die eine gewisse Vorliebe oder Schwäche für die Nation haben, ihr Undank gegen die Großmut der Alliierten empört; sie, die 1814 am Rande des Abgrundes standen, beim Einzuge der Verbündeten in Paris riefen: Vive l'ennemi! [1] und nichts, durchaus nichts hätten machen können, wenn man ihr Land, wo nicht geteilt, so doch von allen erpreßten Millionen, von allen eroberten Kunstschätzen entblößt, und zum Schadenersatz wenigstens Elsaß und Lothringen genommen hätte, sie verlangten den Rhein zur Grenze und fabelten von politischer Uebermacht und alten Siegen, mehr eitel als stolz; sie gefielen sich aus lauter nationaler Windbeutelei und Großthuerei, als der Mann, der ihr und der Welt Unglück machte, als Geächteter und Meineidiger vor ganz Europa wieder an ihrer Spitze stand als Kaiser. Von den Bourbons, die ihnen Ruhe und dauernden Frieden brachten, sagten sie: „Sie hätten während des Exils weder etwas gelernt, noch etwas vergessen," und wollten durchaus das englische Sprichwort rechtfertigen: If it pleases God, a man may bite off his own nose! [2]

Aber Frankreich bleibt stets das Land des Lebensgenusses, nach dem mein Auge, so lange es sieht, sehnsuchtsvoll blicken wird, wie Marie, Franz II. Witwe, als sie nach Schottland zurückschiffte. Ich kenne kein Land, wo der Fremdling, wenn er die Sprache spricht und sich zu benehmen weiß, so gut aufgenommen ist und so angenehm lebt, und spreche weniger

---

[1] Es lebe der Feind!

[2] Wenn es Gott gefällt, kann ein Mensch seine eigene Nase abbeißen.

von der Hauptstadt, als von den Provinzen. Es hat mich daher nie verdrossen, wenn man mich anderwärts für einen Franzosen angesehen hat. — Lebt wohl, liebe freundliche, gesellige Franzosen unter euern Lilien, mais ne revenez plus! [1]

Beaux lis, refleurissez en France,
Vous soignera bon jardinier,
Si ne croissez en abondance,
Ne sera faute de fumier. [2]

---

2. Die Italiener.

La mattina una Messetta,
L'apodinar una Bassetta,
La Sera una Donnetta. [3]

Die **Italiener**, das jugendliche cholerische Temperament, schließen sich zunächst an die Franzosen an, und sind an Frohsinn halbe Franzosen; sie sind unstreitig die sinnlichste Nation von Europa, die lieber hört, sieht, riecht, schmeckt und befühlt, als **denkt**; ihre hohe Imagination ist eine Folgerung dieser Sinnlichkeit. Italien wurde daher die Mutter der **Poesie** und **Kunst**; der ernste, strengere und kältere Deutsche aber der Vater der **Reformation**. Die Begeisterung für das Schöne ist Nationalzug, das Talent für die Kunst das erste Talent, und daher wurde Pergolese wegen seines Stabat Mater gemordet, und Giorgione getraute sich nur im Harnisch zu

---

[1] Aber kommt nicht wieder!

[2] Ihr Lilien Frankreichs blüht empor,
Ein guter Gärtner mög' euch warten!
Und kommt ihr nicht zu reichem Flor,
An Dung fehlt's wahrlich nicht im Garten.

[3] Zur Messe in der Früh,
Nach Tisch Musik und Sang,
Des Abends eine Sie,
Und so das Leben lang.

malen. Der Aberglaube und die bloße Zeremonienreligion begünstigen Trägheit und Immoralität; das reizbare, lebhafte Gefühl des Italieners den Meuchelmord, wie die Vielherrscher den Mangel alles Patriotismus, und italienischer Geiz den Handel. Der Italiener, nie Herr bei sich selbst, stets unterjocht, wurde schelmisch, verstellt, verschmitzt und selbstisch; sein Klima mußte ihn um so weichlicher machen, je mehr der Handel ihn bereicherte. Alle diese schönen Eigenschaften werden, je weiter man nach Süden kommt, immer superlativer. Welcher Deutsche oder Brite möchte mit ihnen sympathisieren? Weit eher noch mit Franzosen! Die feinsten Quinten (Kniffe) werden in Italien gemacht, und daher nennen wir auch einen Schlaukopf einen Quintenmacher.

Keine Nation reiset so wenig als die italienische; ihre Reisenden sind allenfalls die Tabulettkrämer, Hechelträger und Bilderhändler, die nach der Mode zu Fuße reißen, und daher die Unwissenheit der Nation. Bei Italienern denken wir sogleich an die savoyardischen Leirer, Kaminfeger und Schuhputzer und die schönen Schattenspieler an der Wand, und an die Murmeltierträger:

Avec la marmotte,
Avec ci, avec là,
Avec la marmotte!

Dafür haben wir desto mehr Reisende und Reisen über Italien bis zum Ekel, und rechte Gelehrte saßen auf Antiken und Ruinen, oder auf Mineralien und Vulkanen wie Spallanzani. Colombo, Cabot, Verazzani 2c. waren Italiener, aber sie entdeckten ferne Länder nur für andere Nationen. Italiener haben keinen Fußbreit Landes in andern Erdteilen; die Kaufmannsseelen von Venedig und Genua, Florenz und Pisa waren zu kärglich und beschränkt auf Detail. Italiener galten einst für die größten Politiker in der Theorie zur Zeit, wo man Politik in Ueberlistung setzte; aber wenige Länder waren schlechter regiert als Italien, wenn wir allenfalls Toskana und S. Marino ausnehmen. Italien gab uns Wissenschaft und Kunst wieder, und es war eine Zeit, wo sie so gut als Griechen und Römer berechtigt waren, alle ihre Zeitgenossen Barbaren zu nennen; aber was sind sie jetzt? Immer sprechen sie von Verjagung der Barbaren, aber nie haben sie solche verjagt, nie sind sie eine Nation, nie ihre eigenen Herren gewesen, und werden es wohl auch so bald nicht werden, und dochgibt es neunzehn Millionen Italiener! Der Italiener

ist von Natur einnehmend, schmeichlerisch, kriechend sogar; seine Nation ist nicht gefürchtet, er ist bald Frömmler, bald Freigeist, Gegenstand des Spottes und weiß mit Geist den Dummkopf zu spielen, daher ist er im Auslande nicht unwillkommen, und reiche Briten lieben Italiener, wie deutsche Große Franzosen liebten vor der Revolution.

Die italienische Nation, unter den Römern so kriegerisch, zur Zeit der Freistaaten oder im Mittelalter eifersüchtiger als irgend eine Nation auf ihre Freiheit, im sechzehnten Jahrhundert die glänzendste in Wissenschaft und Kunst, ist tief gesunken, weil sie politisch gesunken ist. Ueber der Kunst und ihrer schönen Natur vergaßen sie, daß sie eine Nation sind, und so auch alles höhere Streben; sie überließen sich einer orientalischen Trägheit, obgleich wenige Nationen sie an Ausdauer und Thätigkeit und geistigen Vorzügen übertreffen, wenn Leidenschaften solche anregen. So wurden aus Römern die heutigen Römlinge. Sie scheinen die Achtung vor sich selbst verloren zu haben, und nun geht es, wie bei Leuten, die sich nicht selbst angehören und sich herabgewürdigt haben: sie lassen alles gehen, wie es geht, ihr Leben ist ein Schlummer voll angenehmer Träume unter einem göttlich schönen Himmel, und so lassen sie alles beim alten, wie die unbequeme Art, den Tag mit Untergang der Sonne anzufangen und vierundzwanzig Stunden zu zählen, was niemand nachgeahmt hat, als die Nürnberger.

Die Heftigkeit und Eifersucht des Italieners, sein Adel- und Römerstolz, seine Glanzsucht in Gebäuden, Bedienten und Equipagen, verbunden mit Dürftigkeit und Knauserei; seine Weichlichkeit, Unwissenheit und sein Aberglaube bieten dem Komiker reichen Stoff, den auch Goldoni benützt hat. Sie bauen Paläste mit vernagelten Fenstern, konversieren in Sälen und wohnen in schmutzigen Mauslöchern. Vielen der schönsten Fassaden in ihren Städten fehlt nichts als das Wohnhaus; sie bauen Kirchen und leben und weben in Kunst, haben Kunstsammlungen und kein Dutzend erträgliche Stühle. Tische, glänzende Gesellschaft und kein rauchender Schornstein; hunderttausend Zecchinen Vermögen und nichts als Bajocchi im Beutel, vom ältesten erlauchtesten Geblüte, gekleidet in einen verblaßten oder abgeschabten Seiden- oder Tuchrock. Sie lassen sich im Korso mehrere Stunden herumschleppen mit ihrer Donna, und schon manche Familie ist ausgestorben, weil man im Heiratsantrag keine Equipage stipulieren wollte oder konnte. Zu Hause knickern sie dann wieder in Essen, Trinken

und Kleidung. Manche haben eine Livree, die sie Sonntags einem Lohnlakaien umhängen, welcher Sonntagsprachtbengel dann Dominicano heißt. Selbst die italienischen Wettrenner, wenn man sie am Obelisk, auf dem Platz del Popolo hat in den Korso fahren lassen, bekommen an dessen anderem Ende oben am venezianischen Palast ein wenig Hafer, damit sie mit desto mehr Interesse ihre Bahn durchlaufen.

Jener Alte, der seinem Sohne auftrug, ein Mahl zu veranstalten, wofür er wieder das ganze Jahr sparen wollte, weint die bittersten Zähren über eine Schüssel, die fünf Gulden kostete: Ah figliulo indegno! siamo in ruina, siamo in precipizio! [1] Fast alle gleichen dem Doria, der einst Karl V. auf seinem Schiffe bewirtete; am Schlusse ließ er alle goldenen und silbernen Gefäße ins Meer werfen, hatte aber schon dafür gesorgt, daß rings um das Schiff her große Netze gelegt waren. Genueser und Florentiner sind am meisten wegen Knickerei verschrieen, und man erzählt sich, daß, als einst ein Genueser und ein Florentiner mit einander ohne Licht konversierten, jener zur Schonung seiner atlassenen Beinkleider seinen Mantel untergelegt, dieser aber seine atlassenen Beinkleider ganz abgezogen habe. Veroneser sagen: „Man braucht sieben Juden zu einem Genueser, und sieben Genueser zu einem Florentiner."

Makkaroni sind die Nationalspeise des Italieners, deren es an dreißig Arten gibt; die Späße des Harlekins laufen daher meist darauf aus. Arlequino wird König und bekommt nun keine Makkaroni mehr, mo, mo, principe! [2] ruft er. Dieses mo! mo! ist das halter der Oesterreicher, und der neapolitanische Dialekt hat an komischer Gutmütigkeit und Lustigkeit ungemein viel Aehnliches mit dem österreichischen. Von einem, dem alles nach Wunsche geht, sagen sie natare nelle lasagne. [3] Arlequino ist immer heißhungrig; unser Hanswurst immer betrunken, was doch von Ueberfluß zeugt. Wir achten die Singvögel, welche die Italiener wegschießen und auf dem Markte zum Essen verkaufen, wie Schwalben, die sie mit Angeln fangen. Ich glaube, daß es mit daher rührt, wenn die Natur in Italien weit trauriger und unlebendiger ist als bei uns. Ermüdende Jagden liebt der Italiener nicht, daher gehört Vogelfang zu seinen Hauptvergnügen: das Roccolo. Wir

[1] Ah, unwürdiger Sohn! wir sind ruiniert, wir stehen am Abgrund!
[2] Bin halter ein Prinz.
[3] In den Nudeln schwimmen.

Deutsche essen nur die hintern Schenkel der Frösche, der Italiener verschlingt den ganzen Frosch.

Mäßigkeit ist übrigens eine wahre Nationaltugend des Italieners, und jeder Deutsche hätte seine italienische Reise bezahlt, wenn er diese Tugend mit nach Hause brächte. Finocchio e pane mi basta![1] sagen sie; vielen genügen bloße Kastanien statt des Brotes, wie dem Araber der Wüste eine Hand voll Mehl aus der Salepwurzel. Der Italiener schwelgt nur da, wo Phantasie und Geist am Sinnengenusse teilnehmen, und lebt oft bloß von Schokolade. Sie stehen frühe auf und legen sich spät nieder, ohne daß die Kraft ihres Geistes darunter litte. Heiter nimmt der Italiener sein Saitenspiel zur Hand, scherzt mit dem Nachbar, und sein Witz oder die benedetta malizia[2] hängt dem Vorübergehenden etwas auf. Er ist im Grunde gutmütig und dienstfertig, nur dem Anblick des baren Geldes kann er nicht widerstehen und überlistet um einen Bajocco, stets sein galant'uomo[3] wiederholend, je weniger er es selbst zu sein fühlt. Die Lombarden sind wohl die gutmütigsten und aufrichtigsten, durch deutsche Sitten und deutsche Herrschaft; aber auch jenseits der Apenninen wohnen darum noch keineswegs lauter Dantische Teufel in Miltons Paradiese.

Der Italiener ist so verliebt in Bouffonerien, daß er der Bouffone von ganz Europa geworden ist. Der eigentliche Heilige des Neapolitaners ist nicht S. Gennaro, sondern Policinello, der stets Freude verbreitet, wo er nur seine lange Nase sehen läßt; und sein lebendiges Gebärdenspiel hebt noch seine natürliche Lustigkeit. Der Karneval, den Goethe geschildert hat, ist ganz dem Gott des Lachens und dem Dulce de i-pere in loco[4] geweiht. Ihre Liebhaberei an Maskeraden neben dem aufgeblasenen Ballonspiel und ihrem komischen Römerstolze paßt vollkommen zu der Maske ihres Charakters, ihrer Verschlossenheit.

Alles ist bei dem Italiener Superlativ. So wie sie Abkömmlinge der Römer und ihre Päpste Statthalter Gottes sind, so ist in Rom alles Monsignore, daß sie selbst sagen: Il gatto del Papa si dice Monsignore.[5] Der Signore Forestiere[6] wird

---

[1] Fenchel und Brot ist mir genug.

[2] Gesegnete Bosheit.

[3] Biedermann.

[4] Süß ist Thorheit am rechten Ort.

[5] Der Kater des Papstes heißt gnädiger Herr.

[6] Der Herr Fremde.

zum Illustrissimo, zur Eccellenza und zum Milordo, sobald er Geld zeigt. Servitore und Padrone ist ihnen nicht genug, sie machen sich zum Schiavo.[1] Wie hinwegwerfend sind nicht ihre Komplimente: E niente al suo merito;[2] und wie elend, wenn der Fremde kein Geld zeigt; es folgt ein Mal anno schlechtweg, und nach Befinden der Umstände: che te vengono mille mal anne, mascole e femine![3]

Alfieri, der mehr reiste als irgend ein Italiener und in unsern Zeiten reiste, nennt in seiner Selbstbiographie alle Europäer „Barbaren in Hinsicht der italienischen Literatur". Es ist ein Superlativ wie andere, und Italiener müssen einmal übertreiben; ja mich dünkt, unsere lieben alten Griechen und Römer hätten es nicht viel besser gemacht, ohne daß wir ihnen so ganz nahe auf die Spur kommen können. So wie sie die Volksmenge ihrer Städte übertreiben, so nennen sie auch einen Konzertsaal l' Anticamera del Paradiso; ein nur etwas mehr als gewöhnlich großes Haus Palazzo, und eine Kommission Ambasciada; die Altertümer sind keine Merkwürdigkeiten, sondern maraviglie, und die geringste Antike casa stupenda.[4] Die Italiener besitzen die Kunst der alten und neuen Redner oder Professoren der Rhetorik und Eloquenz, die Kunst, wenig mit vielen Worten zu sagen; Camillo, Cäsar, Scipione sind noch heute Familiennamen, noch heute ist Senatus populusque N. N.[5] ein Lieblingsausdruck. Ein Principe oder Marchese von dreitausend Skudi Einkommen spricht von seinem Corte,[6] und die Bedienten leben von der Mancia,[7] manche Donna im größten Staat und einen Bedienten hinter sich, hat oft nur e i n Hemde. Der elendeste Kronenwirt, der mir in meinem Leben je vorgekommen ist, in einem genuesischen Dorfe, führte an seiner Kneipe zur Krone die Worte: Ogn' osteria è buona, ma questa è la corona![8]

Das italienische Dolce far niente, das sich in den ewigen

---

[1] Sklave.
[2] Dies ist nichts für Ihr Verdienst.
[3] Mögen dich tausend böse Jahre heimsuchen, männliche und weibliche!
[4] Vorzimmer des Paradieses. — Palast. — Gesandtschaft. — Wunder. — Staunenswerte Sache.
[5] Senat und Volk zu N. N.
[6] Fürst. — Marquis. — Hof.
[7] Trinkgeld.
[8] Jedes Gasthaus ist gut, aber dieses ist die Krone.

Formeln che so io, non so che dire, chi sa?[1] so schön ausspricht, ist das höchste Gut, wie Fatica und Seccatura[2] das höchste Uebel. Wie man während der Siesta ausgehen mag, das begreift kein Italiener; wer dies thut, der ist das, was ein fast in ganz Italien geltendes Sprichwort sagt: O Cane o Francése.[3] Nach stundenlangen Predigten, daß dies oder jenes so oder so sein sollte, antworten sie trocken: Qui non si usa oder l'avemmo fatto sempre cosi.[4] Feinheit ist ihr höchster Triumph, daher sie auch sogleich mit hoc capito[5] kommen, und Furbazzo[6] ist ein größerer Lobspruch als galant'uomo. Minchione[7] ist daher kein so arges Schimpfwort als in England Liar oder bei uns dummer Junge. Von Spitzbübereien sagen sie lachend: A, quello è practico! Quello è capace![8]

In Neapel sieht man immer auf dem Markte Kühe, um sie vor den Augen des Milchkäufers zu melken, aber man muß die Augen aufthun, wenn sie nicht mittelst eines Schwammes Wasser unter die Milch während des Melkens praktizieren sollen. Die Grundlage aller italienischen Moral ist: Peccato nascosto mezzo perdonato![9] und ein Cosa da uomo![10] entschuldigt alles. Für das deutsche Geradehandeln oder das britische Plain dealing hat der jüdische Italiener kein Wort, noch weniger die Sache. Alle diese Gebrechen entstehen aus der vermeinten Ehre der Schlauheit, vorzüglich das Mißtrauen, das den Italiener nicht minder charakterisiert, und aller Geselligkeit, Offenheit und freundschaftlichen Tugenden Erbfeind ist.

Komisch ist die Heftigkeit des Italieners, die im Süden alles Maß überschreitet. Neapolitaner und Sizilianer können nichts thun, ohne zu schreien; wenn sie bloß sprechen, meint man, sie zanken sich, und Franzosen sind nur Phlegmatiker gegen sie. Neapel wäre die schönste Stadt der Welt, wenn der

---

[1] Süßes Nichtsthun. — Was weiß ich? Ich weiß nichts zu sagen; wer weiß?

[2] Mühe. — Beschwerde.

[3] Hund oder Franzose.

[4] Hier ist das nicht der Brauch. — Wir haben es immer so gemacht.

[5] Ich hab's begriffen.

[6] Hauptschelm.

[7] Tropf.

[8] Ha, was ein Praktiker! Was ein fähiger Kopf!

[9] Verborgene Sünde ist halb verziehen.

[10] Ist Menschenart!

Fremde taub oder der Einwohner stumm wären. Dante nahm hier ohne Zweifel das Muster zu seinem Lärmen in der Hölle, denn meines Wissens kam er nicht nach Wien, wo man sich den Höllenlärm gleichfalls versinnlichen kann durch das Wagengerassel. Neapel hört gewiß unter allen Städten zuallerletzt die letzte Posaune. Die schlimmste Folge italienischer Heftigkeit ist ihre Rachsucht, die selbst das biblische: Melius est dare quam accipere [1] gar arg parodiert mit Gift und Dolch. Ihr sia ammazzato! [2] zu dem man leicht gelangen kann, wird sogar im Karneval Ausdruck wilder Freude, und zum Refrain aller Späße. Mit diesem Rufe löschen sie einem das Moccolo (Licht) aus, wie das Lebenslicht.

Desto komischer bleibt ihr alter Römerstolz und ihr Hochmut auf die Vergangenheit. Zwei Gemeinden in der Romagna prozessierten einst sogar miteinander, weil jede an dem wahren Rubikon wohnen wollte, und Reisende finden sich durch italienische Vergrößerungssucht nicht selten schrecklich getäuscht. Jede kleine Stadt, die einen römischen Kaiser geboren hat, hält diesen Kaiser mit echtem Kleinstädtersinn für den größten Kaiser, denn er ist ihr Landsmann und Vetter. Die Trasteveriner [3] halten sich gar für Abkömmlinge von Troja, und alle übrigen Römer nur für faex Romuli. [4] Jene Bäckerin, die in einem Tumult ihren Sohn verloren hatte und der der Papst Genugthuung anbieten ließ, antwortete daher: „Ich verkaufe mein Blut nicht!“ Der geringfügigste Gegenstand erhält die prächtigste Aufschrift. Ich verarge es Duclos nicht, der die heutigen Römer nie Romains, sondern nur Italiens de Rome nannte, denn sie und alle Italiener verhalten sich zu den Alten, wie das sanft flötende italienische i und o zu dem männlichen martialischen römischen us.

Dem italienischen Eigennutz, der sich in ihrem Chi non ha non è [5] so schön ausspricht, verdanken wir Kompaß und Wechselbanken und Lotterien: Siamo Veneziani et poi Christiani. [6] Die Italiener waren einst die größten Reisenden und Kaufleute, und jetzt sind sie noch schlechtere Geographen als die Franzosen. Alle Europäer sind Ultramontani [7] und die Deut-

---

[1] Geben ist seliger als nehmen.
[2] Hin mußt du sein!
[3] Bewohner des Stadtteils von Rom jenseits der Tiber.
[4] Hefe des Romulus.
[5] Wer nichts hat, ist nichts.
[6] Zuerst sind wir Venetianer und dann Christen.
[7] Jenseits der Berge Wohnende.

schen mit einem verächtlichen Seitenblick auf Geschmack auch wohl Goti. Uns sandte Italien einst Legionen und Oratoren; wir erschlugen und entzüngelten sie. Hierauf folgten Religionsapostel, Reliquienkanonisten, Leguliften, Rabbulisten und Geisteslähmer aller Art, Ablaßkrämer, Atheisten, Macchiavellisten, Sünder, Jesuiten, Castraten, päpstliche Nuncien, Lotto, Aqua toffana, das die Neapolitanerin dieses Namens unter der Hand an junge Damen verkaufte, die gerne andere Männer wollten, und dann in eine Freistätte flüchtete, wo das Untier Schutz fand, — und zuletzt folgte gar Napoleon. Können Zitronen, Pomeranzen, Kastanien, Feigen, Wallnüsse und welsche Nüsse, Cervelatwürste, Stracchino, Finocchio ꝛc. wieder gut machen, was jene verdorben haben?

Doch der schöne Himmel Italiens und die Feinheit der Nation, allem Sinnengenuß offen, macht die Italiener zu den Pflegern der Kunst, und hier verdanken wir ihnen alles. Sie erkennen das Schöne aus Gefühl, wo wir Raisonnement und Beispiele nötig haben, sie sehen nur die schöne Fassade, die Göttergestalten in Marmor oder auf der Leinwand, wir — zuerst den Dreck, der solche verunziert. Es ist doch wirklich sonderbar, wie sie über dem Gesicht- und Gehörsinn so ganz den Geruchsinn vernachlässigen mögen; Gestank kümmert sie so wenig als Wohlgerüche, die ihnen sogar zuwider sind, wie selbst die Reinlichkeit. Ich weiß nicht mehr, welcher Reisende lobend von Florenz sagte: „Man solle es nur am Sonntag sehen;“ vielleicht war es ein Deutscher, da bei uns die Sitte herrscht, wenigstens am Sonnabend die Straße rein zu machen. Wer nicht ein besonderer Freund einer gewissen Spezies der Entomologie (Insektenkunde) ist, meide italienische Wirtsbetten.

Franzosen und Spanier, wegen Reinlichkeit nicht besonders berühmt, sind wahre Muster gegen die Italiener, und auf der Stufenleiter dieser freundlichen Sitte, die so offenbar auf Seelenreinheit zurückwirkt, stehen Engländer und Holländer, welchen schon französisch und säuisch synonym ist, obenan; dann kommen Schweizer und Deutsche, der Neapolitaner aber steht zu allerunterst, oder höchstens neben den slavischen Nationen, neben dem gemeinen Ungar im Schafpelze oder dem Polen mit dem Weichselzopfe, unter seinen schmutzigen Juden und Schweinen. Je freier die Menschen, desto feiner und weißer ihre Wäsche, und im Himmel tragen alle schneeweiße Kleider, Pietisten ausgenommen, die sie in das Blut des Lammes tauchen werden.

Fortsetzung und Schluß.

Die Revolution, die das alte Sprichwort: „Italien ist das Grab der Franzosen," umgekehrt hat, wie so manches, und Frankreich zum Grabe von Italien machte, hatte manche wohlthätige Wirkung auf die tiefgesunkene, aber kraft- und geistvolle Nation. Trotz aller gallischen Greuel und Plünderungen kam wenigstens eine bessere Polizei an die Stelle der vorigen Nichtpolizei, die so ziemlich der türkischen glich, wo Geier und Hunde die einzigen Polizeidiener sind; selbst vernünftigere Religionsansichten verbreiteten sich mitten im Gefolge der Irreligion. Italien war ein stehender Sumpf, dessen alter, mehr als zweihundertjähriger Schlamm verdiente, stark und derb aufgerüttelt zu werden, damit seine Bewohner die ganze Scheußlichkeit seines Gestankes und Moders, gegen welche die Länge der Zeit ihre Sinne abgehärtet zu haben schien, empfinden lernten.

Mönche und Päpstelei, Müßiggänger, Banditen und Messerstiche verschwinden immer mehr, denn sie sind nicht mehr unverletzlich. Von dem schönsten und größten Staate Neapel ist die dritte und größte Landplage nach Tarantel und Vesuv, die Möncherei, hinweggenommen, deren Eigentum das halbe Reich und selbst die halbe Stadt Neapel war; rückte man noch hinter den Adel und die Advokaten, so würde Neapel einer der glücklichsten Staaten der Erde, wie er einer der schönsten ist, so daß selbst rohe Normänner einst ganz davon bezaubert waren und dablieben. Weniger Religionsvorurteile und weniger Regierungsschwächen, und alles wäre zu machen aus Neapel, wie aus Italien überhaupt.

Die Franzosen machten in der That einen schönen Anfang, und es ist zu hoffen, daß man da fortfahren werde. „Bettler, die von der Leiter der Faulheit gefallen sind und den Arm gebrochen haben," wie sich einer witzig ausdrückte, waren bereits seltener, denn man gab ihnen Arbeit; sie bestellten Felder und bekamen wohlfeiles Getreide; sie gruben Denkmäler aus, machten den Tiber schiffbar und sicherten gegen Ueberschwemmungen; die gerade Straße von der Engelsbrücke bis zum heiligen Peter, dem schönsten Platze der Welt, wurde Wirklichkeit unter Napoleon, was seit Leo X. bloß frommer Wunsch der Päpste gewesen war. Aus bloßer reiner

Faulheit darbten Tausende in dem gesegnetsten Lande der Erde unter der Last der Auflagen; aber sie hungerten lieber im Gefolge eines armen Principe oder Geistlichen, als eine Arbeit zu ergreifen, die sie reichlicher und anständiger ernährt hätte, oder gingen gar alla montagna (ins Gebirg), d. h. sie wurden Räuber und Mörder.

Marienbilder werden nicht mehr weinen, wenn auch gleich der Clerus darüber weinen möchte, folglich auch die Evviva Maria! seltener gehört werden; Banditen werden nicht mehr den Rosenkranz neben ihren Dolch legen, und wenn sie vom Richter wegen ihrer Mordthaten eingezogen, befragt werden, „ob sie auch in die Messe gingen?“ nicht mehr antworten: „Glaubt Ihr denn, daß wir keine Christen sind?“ Die Juden werden keine donnernden Bekehrungspredigten mehr anhören müssen, und Protestanten nicht mit einem al fiume! (in den Fluß!) ins Grab gesenkt werden bei der Pyramide des Cestius.

Konnte Napoleon den Militärgeist bei einer verweichlichten Nation wieder zurückrufen, dem die Eugene und Montecuculi, die Spinola, Caprara und Piccolomini angehören, warum sollte man nicht auch die Mord- und Rachelust verbannen können, die offenbar weniger im cholerischen Temperamente, als in elender Pfaffenerziehung und schlechter Polizei zu suchen ist? Es wird keine Dolch- und Messerstiche mehr geben, wenn man das Tragen der Dolche und großen Messer verbietet, die Polizei die Herumstreicher aufgreift, und Mörder aus Kirchen und Klöstern zum Galgen führt. Aber wo mehrere Menschen jährlich den Hungertod sterben, wie in der verpesteten Campagna di Roma, da werden selbst Strafen wenig über Raub und Mord vermögen, denn Not hat kein Gebot. Fröhlichkeit und Mitleiden sind Grundzüge des italienischen Charakters, und diese finden sich nie bei wahrhaft bösen Menschen und grausamen Charakteren. Der Italiener ist von Natur ein herrlicher Mensch, genial, und eben dadurch heruntergekommen, und Italien bleibt ein Paradies von Teufeln, wenn dessen Regenten Mönche oder Mönchsknechte bleiben und Rom der Sitz der Vergebung aller Sünden. Alle Unruhen Italiens und seine Vielherrschaft rühren im Grunde von den Päpsten; sie erreichten nie ihren Zweck, Herren von Italien zu werden, hinderten aber andere daran, das schöne Land, so trefflich gelegen, zur Nation zu machen, was die Natur gebietet. Was Italienisch spricht, muß eine Nation sein, und so wird es werden; Italien wird höher noch stehen

als Spanien, wenn Ketzer nicht mehr synonym sein wird mit Bestia (Tier).

Die Vereinigung der italienischen Staaten in größere Massen wird vieles thun, und so auch den Haß heben, der sonst so große Nationallächerlichkeiten darbot, wie unser liebes Vaterland aus demselben Grunde. Die bekannte Liste der sieben Kardinalsünden verlegte den Hochmut nach Genua, den Geiz nach Florenz, die Ueppigkeit nach Venedig, den Zorn nach Bologna, die Fresserei nach Mailand, den Neid nach Rom und die Faulheit nach Neapel, und sie neckten sich damit wechselsweise.

Italiener sollten eine Nation sein, oder doch wenigstens, da sie gegen 20 Millionen Menschen ausmachen, in drei Staaten zerfallen, in Ober-, Mittel- und Unteritalien. Aber dieses unglückliche Land scheint einmal bestimmt zu sein, stets zwischen den Söhnen der Cimbern und Teutonen, und jenen des Brennus geteilt zu werden, das Schlachtfeld von Carl V. und Franz I. zu bleiben, und die Carbonari können es leicht wieder dazu machen, wenn sie für die Einheit mehr thun, als nur davon träumen, wie die Deutschen. Es zerfällt jetzt in acht Staaten, und wenn wir wollen, in neun, denn die kleine siebentausend Seelen starke Republik des Einsiedlers San Marino hat sich mitten unter den Stürmen der Zeit erhalten auf einer und einer halben Quadratmeile und dem kahlen Gebirge von Rimini. San Marino ist eine politische Merkwürdigkeit; der Commissär und selbst der Arzt sind stets Fremde. Der einzige Reichtum der Einwohner, die Regenwasser sammeln müssen, um nicht zu verdursten, und etwas Wein bauen, um nicht zu verhungern, ist die Freiheit. Man kann über den kleinen Staat, Capitano und Senat lachen; aber wahrlich, als ihm 1796 Napoleon die Vergrößerung seines Gebiets anbot und er sich bloß den Schutz der großen Nation erbat, war er klüger und größer als große Staaten.

Italien ist und bleibt stets das heilige Land für Wissenschaft und Kunst, wie Palästina im Mittelalter für Juden und Christen. Ein rechtes Verlangen darnach, nach dem

bel paese
Ch' Appenin parte e l' mar circonda e l' Alpe [1]

ist wie der Essig des Hannibal: die Alpen schmelzen hinweg!

---

[1] Dem schönen Land, vom Apennin geteilt,
Umgürtet von dem Meer und von den Alpen.

Wenn es einst schön war, Italien gesehen zu haben, so wird es bald auch schön sein, während man es sieht. Wer der Kunst huldigt, dem ist Rom die erste, Paris, selbst wenn es alle zusammengeplünderten Schätze der Kunst noch besäße, doch nur die zweite Stadt. Indessen hat Chesterfield doch so Unrecht nicht, wenn er in seinem Testamente seinem Neffen bei fünftausend Pfund Strafe an die Armen verbot, nach Italien zu gehen, weil man da nichts lernen, wohl aber seine Sitten verderben und seinen Geist abspannen könne. „Die Kunst ist hier alles, der Mensch aber steht tief unter den Deutschen, Britten und Franzosen; selbst ihre Poesie gleicht ihren Nachtigallen, die da weit schlechter singen als diesseits der Alpen."

Italiens stets blauer wolkenfreier Himmel, der stärkende Aether, die großen Umgebungen klassischer Natur und Kunst, der edle Nektar und die balsamischen Früchte des Südens, die lebendigen Modelle Raphaelischer Madonnen und Guidoischer Magdalenen mit dem schwarzen Flammenauge in üppiger Körperfülle und im Munde die süße Göttersprache, die immergrünen Eichen, Platanen und Pinien, und selbst Palmen, die Symbole des Sieges der Helden, wie der Märtyrer, die zwar keine Früchte tragen, deren Blätter aber die Stelle der Früchte für die armen Bewohner von Nizza vertreten, da sie in der Charwoche gebraucht werden; diese ganze südliche Natur, umflossen vom heiligen Meere, findet sich diese im Vaterlande? Bleiben möchte ich nicht in Italien, aber so, wie man in den Hundstagen nach den Bädern zieht, möchte ich in den Wintertagen nach Italien ziehen können, wie Briten. Die Harmonie der Sprache hat heute noch Reize für mich, sonst würde ich vielleicht keine Italiener mehr lesen, das Sprechen habe ich verlernt, woran nicht viel verloren war, denn ich lernte es nicht zu Florenz, sondern am Genfufer von meinem Friseur, einem Piemontesen. Daß ich Mittel- und Unteritalien nicht gesehen habe, das verdanke ich einem Freunde, der meine hiezu ersparten tausend zweihundert Gulden in Gold zu seinen Handen nahm. Voltaires Worte: j'ai toujours sur le coeur de mourir sans voir l'Italie [1] gingen mir sonst immer im Kopf herum, jetzt werde ich auch ohne Italien ruhig sterben.

---

[1] Es drückt mir stets aufs Herz, daß ich sterben muß, ohne Italien gesehen zu haben.

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin,
Möcht ich mit dir, o meine Liebe, ziehn!

---

3. Die Engländer.

Liberty and property. — How much worth is he?[1]

Die englische Nation ist die männliche, melancholische Nation, und der umgekehrte Franzose. Frankreich und England, Paris und London verhalten sich wie Rom und Carthago; sie waren leider Nebenbuhler selbst in Nordamerika, wie zu Madras und Pondichery, wohl aber nie mehr als seit der Revolution. Jener englische Toast: „Möge der Freiheitsbaum nach der Hölle verpflanzt werden, und ewig als Frucht die Seelen aller Franzosen tragen!“ würde dem wütendsten Emigranten Ehre gemacht haben. Aber wenn die libysche Hyäne unter den Klauen der römischen Wölfin erlag, wie ließ sich vom gallischen Hahn oder jungen Adler erwarten, daß er je den britischen Leoparden erlegen würde? Nicht einmal die Augen konnte er ihm auskratzen, wenngleich die Größe Frankreichs auf Land und auf Felsen, Englands Größe nur auf Gold und Sand gegründet ist. England und Frankreich sind alte Nebenbuhler, und so wetteifern sie auch mit einander. Nationalschulden — Nationalschulden hatten vielen Anteil an der Revolution Frankreichs. Gott gebe, daß nichts Aehnliches in Großbritannien geschehe. Man hat die Frage aufgeworfen: „Wann wird die Regierung die Schuld bezahlen können?“ „Wann mehr Gold in England sein wird, als in ganz Europa.“ — „Wann wird dies geschehen?“ — „Nimmermehr.“

---

[1] Freiheit und Eigentum. — Wie viel ist er wert?

Aber Briten erfanden das Gesetz der Schwere, Franzosen das Gesetz der Flüchtigkeit der Luft; in England spricht man von Good sense oder nonsense, [1] in Frankreich bloß von esprit. Selbst in der britischen Revolution blieb man auf dem festen Boden der Konstitution; aber die leichten Franzosen wirbelten tollkühn, wie Luftschiffer, im leeren Raum. Madame Angot verhält sich zu John Bull wie ein französisches Pfund (livre tournois ehemalige Rechnungsmünze, im Wert von ungefähr 30 kr.), zum englischen Pfund (livre Sterling Rechnungsmünze, im Wert von ungefähr 12 fl.), also wie 1 : 24. Die Franzosen sind die Manschetten und die Halskrause, die Briten das Hemd; und London mit seinen breiten, geraden und reinlichen Straßen, mit seinen grünen Plätzen und seiner von Schiffen wimmelnden Themse, größerem Wohlstand, größerer Reinlichkeit und schöneren Menschen gefiele weit mehr, als Paris, seine nahe Nebenbuhlerin, wenn diese Menschen nicht so kalt, nicht so stolz und nicht so grob wären gegen den Fremdling, und Londons Pöbel nicht so unbegreiflich brutal. Zu London empfängt man den Fremden, weil man ihm Vergnügen machen will; zu Paris, als ob man sich selbst damit eins bereite, sagt Gibbon.

Die Briten sagen lieber nichts, als des riens, [2] wie ihre Nachbarn, in deren Sprache sogar ein bloßes rien ohne zweite Verneinung Etwas bedeutet. Jeder Brite ist ein kleiner Tacitus, [3] und bei manchem sollte man schwören, daß er nichts sprechen gelernt, als Very well. [4] Hat er sein How do you do? [5] an den Mann gebracht, so ist er mit seinen Komplimenten am Ende; alles was noch folgt, verrät den ausländischen Ursprung, vorzüglich das Hutabnehmen. Seit wir Deutsche die britische Litteratur kennen lernten, verlor sich sichtbar die italienische Weitschweifigkeit aus der unsrigen. Der redselige Nachbar behauptet daher auch, es sei englischer Grundsatz, que parler, c'était gâter la conversation. [6] Mais, vous vous ennuyez, sagte ein französischer Geck zu einem alten Briten: je ne m'ennuye jamais, erwiderte dieser, mais l'on m'ennuye. [7] Treu seinem

---

[1] Gesunder Menschenverstand. — Unsinn.
[2] Nichtigkeiten.
[3] Der Schweigsame.
[4] Sehr gut.
[5] Wie geht's.
[6] Sprechen hieße die Unterhaltung verderben
[7] Aber Sie langweilen sich. — Ich langweile mich niemals, man langweilt mich.

Worte handelt der Brite da, wo der Gallier nur schöne Phrasen gibt, und die Engländerin errötet da und entfernt sich, wo die Französin lacht. Die Franzosen sind eine Nation bouquetière,[1] die Briten la Nation boutiquière.[2] Die Briten lieben nicht gerade das Neue, wie der Franzmann, sondern das Gute, in Büchern wie in Moden; ihre klassischen Schriften werden immer wieder aufgelegt und allgemein gelesen, was selbst wir Deutsche kaum von unserem Gellert sagen können. Das Sonderbarste ist, daß bei dem Hasse zwischen Briten und Franzosen doch eine Nation die andere kopiert; der Franzmann liebt englische Fabrikate und englische Moden, und der Engländer reiset für sein Leben gern nach Paris, lernt die Sprache und läßt wohl gar seine Kinder erziehen von Madame Angot.

So wie nur die derben Speisen und Getränke des Briten, sein Smallbeer, Porter, Ale, statt Burgunder, Bordeaux und Champagner, sein Cayennepfeffer und Madeira, ihm den Gaumen reizen, so bedarf auch sein Gefühl möglichst starker Reizmittel; ebenso machen seine dicke Luft, seine insularische Lage 2c. seinen Geist und Körper, wie seine Sprache derber, und ist letztere, so beliebt sie auch unter uns sein mag, doch ohne Beugsamkeit und Rundung; spricht er vollends Latein, so muß man sich der Zeiten erinnern, wo die Germanen in Rom Latein gesprochen haben. Der Brite lacht seltener als der Franzose, aber wenn er einmal lacht, so lacht er derber; im Unterhause wird oft gelacht, daß die Schwellen beben, und so auch im Theater. Szenen, welche anderwärts hinter den Kulissen spielen, spielen hier vor aller Augen, und die besten französischen Schauspieler spielen in London zwar fort bien, aber nicht bien fort.[3] Ihre derben Nationalflüche stehen in einem beißenden Gedicht; God dam und French Dog;[4] Storch hat bewiesen, wie sich mit dem einzigen Worte Monsieur eine französische Konversation soutenieren lasse, und Beaumarchais hat im Englischen ein Gleiches versucht mit dem Schlagwort God dam!

England ist die Heimat der Nebel und Steinkohlendämpfe, die die Häuser schwärzen und selbst die Finger, wenn man ein Baumblatt anrührt in den Parks von London. Es ist mehr als bloßes Witzwort, wenn der portugiesische Gesandte

---

[1] Eine mit Blumensträußen kramende Nation.

[2] Eine in Läden kramende Nation.

[3] Sehr gut — Sehr stark.

[4] Gott verdamme mich und Fränkischer Hund.

bei seiner Abreise von London bat, der Sonne seine Empfehlung zu machen, wenn sie sich sehen lasse, oder wenn jener Italiener behauptete, der Mond zu Neapel sei so hell als die Sonne zu London. Der November, der zugleich die Zeit der Rechnungsabschlüsse und der Zahlungstermine ist, heißt der Hängemonat. Nirgendswo gibt es so viele Selbstmörder, Narren und Verrückte selbst von Geburt, als auf dieser Nebelinsel. Novembernebel, eingesalzenes Rindfleisch, starke Biere mögen physisch mitwirken, aber sicherlich wirkt noch weit mehr die freie, vielleicht zu freie Erziehung, die einen Hang zur Ungebundenheit erzeugt, der sich überall äußert, sogar darin, daß kein Brite eine fremde Sprache gut spricht, denn das Sprechen einer fremden Sprache geniert.

Die englische Ueppigkeit ist eine Folge der Reichtümer, die vom Ganges her Sittenverderben über Britannien ausströmen, wie einst die Wollüste Asiens über die Römer, daher England mehr Gichtkranke zählt, als das übrige Europa zusammengenommen. Die Mode der Augengläser ist ebenfalls englisch und die vielen blöden Gesichter in London sollen vom starken Kaminfeuer herkommen. Ueppigkeit, verbunden mit Freiheitssucht, macht die Briten zu verzogenen Kindern des Glücks, die über die geringste Widerwärtigkeit, die andere geduldig ertragen, aus der Haut fahren wollen, Verstand und Lebenslust verlieren und dann wirklich aus der Haut fahren mit kaltem Blute. Das Schermesser war eine Zeitlang ihr Modeinstrument, und der Franzose, der sie nachahmen wollte, aber beim ersten Schnitt nach dem Wundarzt schickte, machte ganz London lachen. Jener Brite in Italien ließ einst abends in seinem Zimmer von den besten Musikern eine Totenmesse aufführen, und beim letzten Requiem rief er Bravo! und schoß sich eine Kugel durch den Kopf; und ein Arbeiter, der sich den Hals abschnitt, hinterließ einen Zettel mit den Worten: „Was ist das Leben? Arbeiten und Ausruhen, Essen und Schlafen, ich bin es müde!“ Ich glaube, die herrliche Westminsterbrücke hat darum so hohe Einfassungen (gardefous, Narrenhüter), damit die Vorübergehenden weniger Gelegenheit haben, sich in die Themse zu stürzen.

Der Brite Goldsmith sagt von seinen Landsleuten: „Wenn ich einen lachen sehe, so sehe ich, daß er zwar nach Freude jagt, sie aber nie fängt; vorzüglich das andere Geschlecht, das noch melancholischer ist. Das Lachen läßt so wenig Spuren auf einem englischen Gesicht zurück, als der Blitz am Himmel.“ Wenn der Franzose, der oft nichts als

die liebe Sonne hat, zufrieden mit seiner Lage, von Herzen tanzt, singt und lacht, so ergötzen sich die Landsleute Sternes most tristful. [1] Die Alten schickten solche Menschen nach der Nießwurz-Insel Anticyra; die Briten reisen freiwillig nach Montpellier und Italien; aber sie kommen meist zurück, wie ich glaube, daß die Alten auch von Anticyra zurückgekommen sind.

Englischer Charakter ist im Grunde deutscher Charakter, veredelt durch Freiheit, aber verdorben durch Klima und Reichtümer, die ihr Welthandel bringt.

Le trident de Neptune est le sceptre du monde, [2] und dieses Szepter wissen sie zu führen. England ist eine Felsenfeste, deren Graben der Ozean, und deren Außenwerke die Flotten sind; sie können lachen zu französischen Landungen. Die Nation, der die Natur nichts als Zinn und Steinkohlen zum Handel gab, ist die erste Handelsnation der Erde, freilich auch mit allen Fehlern, die der Handelsgeist erzeugt.

Der Kanal von Bridgewater geht zwei und eine halbe Stunde sogar unter der Erde weg, und dann wieder in der Luft, auf gewölbten Bogen, sechshundert Fuß weit über das Thal Irwel, in dem die schiffbare Irwel fließt, so daß Schiffe übereinander wegfahren. London, die größte und reichste Handelsstadt der Welt, hat seinen Namen mit Recht von dem altbritischen Lhong dinas, Stadt der Schiffe, woraus die Römer Londinum machten. Die Briten haben kaum fünfzigtausend Mann Landtruppen, aber ihre Insel und Flotte sind ihre Festung, und im Notfall stehen zweihunderttausend Mann Landmilizen bereit. Ein Linienschiff darf einem Regiment gleich gerechnet werden, und ist wohl noch kostbarer. Ein Matrose hat 4 Pfund Sterling monatlichen Sold, und das Jahr wird gerechnet zu dreizehn Monden.

Hearts of oak are our ships, hearts of oak are our men, [3] und diese Männer wohnen lieber auf Schiffen, als auf dem Lande, und im letzten Kriege hatten sie zweitausend Kriegsschiffe neben zwanzigtausend Handelsschiffen, also mehr als alle Seemächte zusammengenommen, neben einer Nationalschuld von achthundert Millionen Pfund Sterling.

Peter der Große, der Schöpfer Rußlands, dem die rus-

---

[1] Höchst traurig.

[2] Der Dreizack Neptuns ist das Szepter der Welt.

[3] Eichenherzen (Kernholz) sind unsere Schiffe, Eichenherzen unsere Männer.

sische Marine am sauersten geworden war, da er zuerst seine eigene Antipathie gegen die See und dann die seines Volkes besiegen mußte, wünschte, wenn er nicht Czar wäre, ein englischer Admiral zu sein. Wer je eine englische Flotte oder auch nur eine englische Fregatte neben einer andern gesehen hat, verzeiht den übermütigen Insulanern ihr stolzes Britannia rule the waves![1] Aber der alte Vater Ozean läßt sich nicht unterjochen wie die Erde. Die Furchen der Dienstbarkeit, die das Linienschiff in seine Wellen gräbt, verschwinden sogleich wieder hinter dem Schiffe, und der alte Ozean bleibt freier als der Brite, so frei wie am ersten Schöpfungstage.

In England ist alles frei, nur nicht der Beutel, alles ist versteuert, Luft und Schatten bis jetzt noch ausgenommen. Neben ungeheuern Reichtümern sticht die größte Armut desto schlimmer ab; unter vierzehn Millionen wenigstens zwei Millionen Bettler, und daher spukt es jetzt im Frieden mehr denn anderwärts. „Wir legen uns die Lasten selber auf," spricht John Bull stolz. Very well; so kann man den, der sich selbst tötet, noch unter die Lebenden zählen. Und ist nicht der unglücklichste Sklave derjenige, der sein eigener Sklave ist?

In Ansehung der Gastfreiheit geht kein Land über Altengland; alles, was das Herz begehrt, erhält man, wenn man Gold hat. Der Fremdling braucht zu London dreimal mehr als zu Paris, um dreimal übler daran zu sein. Nichts Merkwürdiges sieht man zu London umsonst, als etwa die Themse, und eine Aufhenkung, oder, wie es Briten nennen, eine Schwenkung in die Ewigkeit. Alles Sehen kostet wenigstens einen Schilling und etwas darüber, was sie the compliment nennen; nichts umsonst, und ein Pfund Sterling ist nicht mehr als ein Thaler. Gar viele haben St. Paul bestiegen mit Anstrengung all ihrer Kräfte und mit Schillingen für jede Thüre, und das Vergnügen gehabt, in einen Ozean voll Nebel zu blicken; indessen erblickt man den Nebel von der Rückseite, und das ist doch etwas Neues.

Die Originalität der Briten ist hochberühmt; aber ich sorge, sie ist weit mehr oddity, Sonderbarkeit, und gar oft belachenswerte Narrheit als Weisheit, wie das Original Montague, das zu Venedig als Türke lebte und starb; und die hochberühmte britische Solidität ist gar oft Folge ihrer harten und derben Fibern und ihres insularischen Starrsinnes, und bei Gott! Vorurteile haben sie weit mehr als andere, auf die

[1] Britannien beherrsche die Wellen!

sie verachtend herabblicken. L'Esprit Anglais, sagt ein witziger Franzose, est presque toujours ou à la cave ou au grenier. [1]

Bei welcher Nation würde es wohl jemand einfallen, einen Ball zu veranstalten in einem Braubottich, oder eine Wette anzunehmen, fünfzehn Meilen in einer Stunde zu reiten, das Gesicht gegen den Schweif des Pferdes gerichtet, oder ein Eselsrennen abzuhalten, wo derjenige Sieger ist, der zuletzt ans Ziel gelangt? Wo gab je ein Admiral seinen Offizieren ein Punschfest, wo der Punsch ein Marmorbassin füllte, in dem ein schöner Knabe, als Hebe gekleidet, in einem Nachen von Acajou herumfuhr und die am Rande sitzenden Gäste mit einem silbernen Schöpflöffel bediente? Nur britischen Seeleuten konnte es einfallen, auf der sogenannten Pompejussäule in Alexandrien ihren Punsch zu trinken.

John Bull kümmert das, „was werden die Leute sagen?' gar wenig, und so gehört denn zu seinen vielen Whims, [2] Folgen der Freiheit, die alles erlaubt, was niemand schadet, auch seine Lust an Wetten und Wettrennen, die so groß ist, daß Spitalkranke und Invaliden, die weder Pferde noch Esel laufen lassen können, schon Läuse in die Rennbahn gesetzt haben, deren langsame oder schnelle Bewegung auf dem Tische Gewinn und Verlust entscheiden mußte. Ein anderer wettete, binnen einer bestimmten Zeit auf allen Vieren und seine Frau auf dem Rücken um den Hydepark herumzulaufen, und gewann. Barbarisch ist doch wohl die Lust an Kalkutt'schen Hähnen, welche auf glühenden Eisenblechen nach der Musik tanzen müssen. Die Streithähne zum Hahnengefechte werden oft mit mehr Sorgfalt erzogen als mancher junge Lord, und die Wettkämpfe in Newmarket von acht Tagen verbittern manchen das ganze Leben. Wetten über Laufen, Reiten, Boxen, Saufen und Fressen sind sehr alltäglich. Einer wettete, daß er zu Zwei in einer halben Stunde einen Scheffel Erdbirnen essen wolle, und zehrte sie wirklich auf. Wer war sein Zweiter? — ein Schwein. Mit Carraccioli ging einst sein Pferd durch; er bricht den Hals, rief ein Brite. Nein, rief ein anderer, es gilt 50 Pfund! Topp! man wollte helfen, die beiden Wetter aber riefen: „es gilt eine Wette!" man wollte einen Schlagbaum niederlassen: „halt!" riefen sie wieder, „es gilt eine Wette!" und so ist es auch mit den Wetten beim

[2] Der Geist der Engländer ist fast immer entweder im Gewölbe oder auf dem Speicher (Krämergeist).

[2] Schrullen.

geregelten Faustkampf oder Boxen, wo sich das **Denkervolk** für gladiatorische Römer hält.

Zeitungen gehören zu den naturalia maxime naturalia! zum Allernatürlichsten, wie Nahrung, Schlaf und Theetrinken, und nach Materie und Form sind die unsrigen nur Lilliputer. Wem vor dem ewigen Politisieren ekelt, der darf nur zu uns kommen. Im Saufen haben Briten uns längst übersoffen und so auch übertroffen im Zweikampf und in Zwisten, die der Lord mit Pistolen, der Pöbel mit Boxen abmacht; doch haben sich auch schon Lords mit Kärrnern herumgeboxt. London zählt 742 Tavernen, 580 Gasthäuser (Inns), 8000 Bierhäuser neben 824 Kaffeehäusern, und diese Menge trägt nicht wenig zur Unsittlichkeit bei. Jener sterbende Saufbruder machte sogar eine Stiftung zu einem Saufgelage an seinem Todestage, wo alle Gäste vor Tische in Prozession zu seinem Grabe wallen und seinen Namen nebst einem würdigen How do you do, Sir? hinabrufen müssen.

Fortsetzung und Schluß.

Der Engländer fragt nie, was Recht oder Unrecht, sondern was englisch sei? Keine Nation verachtet so alle neben sich, wie der Pudding und Porter. Was dem Athener die böotische Sau und dem Römer der umbrische Eber war, das ist John Bull der noch immer gedrückte Ire — ein Kartoffelmaul und ein Paddy (vom St. Patrik, dem Schutzpatron); und doch ist dieser Ire weit munterer, lebhafter, höflicher und liebenswürdiger als John Bull, gastfreier und einfacher; seine Lächerlichkeiten liegen in seinem lebhaften Charakter. Trunkenheit, Spiel und Duell sind bereits ziemlich verschwunden, und Lügen, Kriecherei und Diebereien, deren man ihn beschuldigt, würden wahrscheinlich mit dem Druck und der Armut gleichfalls ganz verschwinden. Irland könnte sein, was England ist, ohne politischen und religiösen Druck. Menschen, mit dem reichsten Kindersegen, frohsinnig und tapfer, schmach-

ten hier ohne Brot und Fleisch bei Kartoffeln, Milch und etwas Whisky. Katholiken werden niedergehalten, und da sie die Mehrzahl ausmachen, so sind ewige Parteiungen. Wäre Bonaparte, statt nach Aegypten, nach Irland gegangen! Der Weg nach England geht über Irland, ist sogar ein britisches, altes Sprichwort.

John Bull nennt seine Schotten Haferbrodfresser, aber diese Haferbrodfresser sind der kräftigste Menschenschlag in ihrer alten Römertracht, und weit braver, gastfreier und unverdorbener als die Briten. Hier herrschen noch alte, einfache Sitten, wie die Gesänge Ossians und die Sackpfeife, die unsere Ohren zerreißt, aber ganze Dorfschaften in Bewegung setzt; patriarchalische Sitten neben dem Aberglauben entfernter Gebirgsländer. Tabak und Whisky machen diese Menschen glücklich. „Eine Küche voll Tabak und einen Brunnen voll Whisky" war der einzige Wunsch eines Bergschotten. Sie tragen statt der Hosen ein bloßes bunt gestreiftes Schürzchen, das ihnen einst die Regierung nehmen wollte und die dezenteren Hosen befahl; aber es ging wie mit den Bärten von Peters Russen, sie trugen ihre Schürzchen fort, und die anbefohlenen Hosen auf einer Stange. Johnson, der gleichfalls gerne ihrer spottet und vom Hafer sagt, daß ihn in England die Pferde, in Schottland die Menschen verzehrten, entschied einst die Frage: „ob der Mensch seine Existenz frei wählen, oder ob ihn Gott dazu zwingen müsse?" dahin: „Soll der Mann ein Engländer werden, so wird er sich die Existenz wählen, soll er aber ein Schotte oder Ire werden, so wird ihn Gott zwingen müssen!" Noch stärker aber ist das britische Epigramm: Wäre Kain ein Schotte gewesen, Gott hätte ihn nicht zum Umwandeln verdammt, sondern auf die Heimat beschränkt. In Schottland ist die Natur viel erhabener, schweizerartiger, und ihr Lochlomond hat noch alle Reisenden begeistert, wie der Boden- und Genfersee. England hat höchstens sein kleines Wallis und doch sagte einst Johnson, da von schönen Ansichten die Rede war: „Die schönste Ansicht für einen Schotten ist die Landstraße nach London."

Der Franzose ist dem John Bull ein Fröschkoch und Wassersuppenfresser, und bei den Deutschen denkt er zunächst an Bratwurst und Sauerkraut. Er nennt den Franzosen einen französischen Babler, und der Pöbel, der den Fremdling dog nennt, würde ihn nur halb zu beschimpfen glauben, wenn er ihn nicht French dog schimpfte. Er sieht in ihm nur einen Tanzmeister und ruft mit Sheridans Acres: Pas! Pas! Pas!

my true born English feet don't like to be called paws![1] Der Italiener ist ein italienischer Monkey (Affe), der Holländer ein holländischer Ochs und der Deutsche ein deutsches Schwein, dem jedoch England seine Common law,[2] die Grundlage seiner Freiheit, verdankt, und so werden sie auch ständig abgebildet in englischen Karikaturen. Der Reisende in England muß sich bequemen, in seinem Anzuge und ganzen Aeußern dem John Bull ähnlich zu sein, wenn er nicht zurückgestoßen und statt der Gastfreundschaft mißhandelt sein will. Unter allen Europäern im Auslande und in den Kolonien sind es die Briten allein, die fest an den Sitten und Gebräuchen von Altengland hängen bleiben, was für Geist und Körper eben nicht immer gesund und am allerwenigsten geeignet ist, sich die Gunst der Eingeborenen zu erwerben. Der Engländer, der so gut französisch spricht, als Gibbon, wird in England, und wenn auch einem Fremdling das Englische noch so schwer auf der Zunge liegt, durchaus nichts als Englisch sprechen mit dem Fremdling, wie auch Gibbon that. Der Nationalhaß zwischen Briten und Franzosen rührt lediglich von dem Hochmute der ersten her, den die letztern sogar oft bewundert haben. Neuere Reisende versichern dagegen, daß seit den vielen Emigranten das Französische in England allgemeiner und dadurch die Großbriten urbaner und umgänglicher geworden seien.

Seit dreihundert Jahren betet Europa einen Götzen an, und wenn Europa dessen Tempel ist, so ist England sein Allerheiligstes; dieser Götze ist das Gold. Der größte und unverzeihlichste Fehler in London ist a German fortune,[3] ein armer Teufel! Wenn der Deutsche eine Flasche Champagner und sechs Gläser fordert, fordert der Brite sechs Flaschen und ein Glas; ein einziger Nabob unterschreibt zu Nelsons Denkmal mehr, als alle gutmütigen Sammler seit Jahren zu Luthers Denkmal zusammenbetteln konnten, welches jedoch ein solcher Mann im Grunde entbehren kann. Nirgendswo sieht man mehr Leute ohne Arme oder Beine, als zu London; auch hier sind wir Deutsche ökonomischer. Lasse sich ja kein Deutscher beigehen, wie Moritz in England the poor traveling creature[4] zu machen. Der Engländer ist nur für den Engländer

[1] Pas! meine echt englischen Füße wollen nicht Pfoten (paws) heißen.

[2] Staatsgrundgesetz.

[3] Ein deutsches Vermögen.

[4] Das arme reisende Geschöpf.

Mensch, wie im Mittelalter der Ritter für den Ritter, und daher sind die Reisen der Briten durch Europa, bei seiner Verachtung des Auslandes, ein Widerspruch und reine Mode. Greift der Brite nach minder guter Ware, so sagt der Fabrikant landsmannschaftlich: 'tis for exportation, 'tis fort the continent.[1] Das Ausland ist ihm eine Art Dog (Hund), und wenn er den Fremdling noch so arg betrügt, so ist es weiter nichts, als 'tis a mistake (ein Versehen).

Dog (Hund), dieses Lieblingswort der Briten, nimmt zwar hundert Schattierungen an, je nachdem das Beiwort und die Miene ist; selbst der Freund, der den andern überrascht, ist a dog, aber nur schlechtweg, der grämliche Obere ist schon a surly (mürrischer) dog, der Franzose aber vor allen andern Nationen a damn'd dog. Sie bekehren die wilden Hunde um des Handels willen, nicht gerade zum Christentum, sondern zu Kleidern aus ihren Manufakturen, und so schützen sie auch Spanien und Portugal; sie kaufen mit dem Schweiße und den Schätzen der armen Indier, wie Schlächter auf der Lämmerweide, Menschen. Sie kaufen Menschen in Afrika, um sie in Amerika für sich arbeiten zu lassen, und in Europa für die Schlachtbank, und leider finden sie Käufer selbst unter großen Nationen, deren Kaufschilling sie euphemistisch Subsidien nennen, oder gar Anlehen, deren Interessen man mit Köpfen, Armen und Füßen zahlt. Lange noch werden die nach Amerika verkauften Hessen, Braunschweiger, Hanauer, Anspacher, Anhalter und Waldecker den deutschen Namen brandmarken, und man kennt sehr gut in London den Leibzoll, den der satirische Friedrich für die durch seine westfälischen Länder getriebenen Rekruten forderte, wie von Vieh, um seinen Tadel zu erkennen zu geben. England ist die Gans, die auch im französischen Kriege großen und kleinen Mächten goldene Eier legte.

Ist der Egoismus dieser Insulaner, die so viele Menschen beherrschen und als Wechsler und Manufakturisten Schiedsrichter Europens sind, ein Wunder? Schon Horaz sagt von dieser Kaufmannsinsel:

Ultimos toto divisos ab orbe Britannos,
Hospitibus feros.[2]

---

[1] Das ist für die Ausfuhr, für das Festland.

[2] Britanner, am äußersten Rande der Erde,
Grimmig dem Fremdling.

Ist es ein Wunder, wenn auf gut Englisch he is worth then thousand pounds [1] so viel heißt, als: er hat zehntausend Pfund? Subtrahiert also zehntausend Pfund, so ist der Kerl selbst, der sie hat, nichts wert; so wenigstens dachte der Lord, der im trunkenen Mute einen Schweizer Kellner erschoß und dem erschrockenen Wirte kaltblütig sagte: „Setz' Er ihn auf die Rechnung.“ Die meisten Reisenden anderer Nationen reisen, um Geld zu gewinnen, der Brite reist, um Geld aufzuwenden; ist's ein Wunder, wenn er sich im Auslande alles erlaubt? Der zivilisierte Wilde ist der schlimmste aller Wilden, und jener Lastträger zu London, dem man bemerklich machte, daß er den großen Zar Peter mit seiner Last gestoßen habe, und der erwiderte: „Ei was! hier sind wir alle Zars,“ charakterisiert John Bull. Briten übertreiben wenigstens die Praxis der Einheit, wenn man ihnen auch richtige Theorie zugestehen wollte, aber auch das kann man nicht, denn gewisse Volksfreiheiten sind ekelhafter als Despotismus der Könige.

Wir wundern uns, wenn wir lesen, daß in den altdeutschen Gesetzen ein gestohlener Hengst mit fünfundvierzig Solidi, ein Knecht aber nur mit fünfunddreißig vergütet wird, und doch zahlen Briten noch heute dreihundert Guineen für ein arabisches Pferd, aber nur fünf für einen Neger. Englands Musterkarte ist verderblicher, als Rußlands Knute. Briten sind die wahren Aristokraten der europäischen Republik, und wenn sie alle Handelshäfen zerstören könnten, so wäre das Great national object [3] vollführt, wie Sidney Smith von Toulon sagte. Lord Exmouths Expedition nach den barbarischen Raubstaaten erfüllte ganz Europa mit frohen Hoffnungen, aber sie blieben ungestört; erreicht ist in Hinsicht Großbritanniens das Great national object! Großbritannien nennt sich die Königin der Meere; ein würdiger König sorgt für Sicherheit der Landstraßen, und so sollte die Königin es auch mit den Seestraßen machen; aber Spekulation ist das häufigste Wort, das man nach dem Wort Comfortable von den Briten hört, und dieser Geist des Handelns und des Reichtums ist weit grausamer noch, als der Geist des Fanatismus und des Kriegs. John Bull schwelgt von dem Mark anderer Völker, schaukelt sich auf einer Portertonne und singt mit lallender Zunge Rule Britannia!

---

[1] Er ist 10000 Pfund wert.

[2] Der große Nationalzweck.

Wer mag England lieben, in dem nichts poliert ist, als der Stahl, nichts schön ist, als etwa ihre grünen Rasen und die Menge schöner niedlicher Mädchen. Wer vermag die Kaufmannsseelen zu lieben, wenn er an die schaudererregende Behandlung der sanften Indier denkt? Drei Millionen starben 1796 binnen sechs Wochen den Hungertod, weil es einer Krämergilde, die zur Schande Großbritanniens hier Souverän ist, gefallen hatte, bei Reismißwachs Kornwucher zu treiben. Fox schloß einmal eine seiner Parlamentsreden: „Wir haben keine englische Regierung in Indien, wohl aber eine indianische in England!" Einen gar kräftigen Hungerversuch machten sie später an dem revolutionären Nachbar, und die vollendete Kaufmannsnation hätte vielleicht selbst die Pest aus Aegypten herbeigeholt und nach Frankreich verpflanzt, wenn der Pas de Calais nicht kurz genug wäre, um der Spekulation die Selbsterhaltung entgegenzusetzen.

Wer vermag die, welche so stolz auf ihre Freiheit sind, zu lieben, wenn er an ihren Sklavenhandel denkt, oder an den Zustand der Hochländer und Hebriden, Orkaden und Schottlands Inselbewohner, wie sie uns Garnett und Buchanan schildern? Natur und Gutsherren behandeln diese einfachen Menschen, deren Redlichkeit neben der bittersten Armut sich in der Geschichte des in ihren Bergen herumirrenden Prätendenten so rührend ausspricht, gleich stiefmütterlich; sie leben von Hafermehl, Kartoffeln, Milch und Fischen; aber sie müssen dennoch gleich den Iren nach Amerika auswandern, weil sie die Zinsen nicht erschwingen können, die der Gutsherr in London verpraßt. Araber, Tataren und Perser eroberten gleichfalls Indien, aber sie amalgamierten sich mit der Nation und hinterließen wohlthätige Spuren; Briten aber, wenn sie heute fortgejagt werden — whereof I should be well pleased[1] — hinterlassen nichts, als das Aussaugungssystem wilder, unteilnehmender Jünglinge, die das Mutterland absandte, um sich reich zu blutigeln und wieder heimzukehren, reich wie Clive und Hastings.

Die Briten kann ich nie lieben, so viel ich auch sonst Umgang mit ihnen gehabt habe und so sehr ich einzelne schätze, aber bewundern und achten werde ich stets ihre Selbständigkeit und ihre Tugend, zu sein und nicht bloß zu scheinen, die sich in allem ausspricht. Trotz der höchsten Verfeinerung des Lebens und des ungeheuersten Luxus ist der Brite doch stets

[1] Womit ich sehr zufrieden wäre.

der Natur noch am nächsten und einfachsten; daher er auch das Landleben allem vorzieht. A comfortable home[1] ist ein ganz britischer Ausdruck, der nur einem häuslichen Volke angehört, daher ihn die Franzosen nicht haben, und wir Deutsche haben lieber dem nachahmen wollen, der überall sogleich chez lui ist, als dem Briten, und haben doch auch das Wort: behagliche, traute Heimat. Er ist Mensch und unabhängig von andern, und kann es allein sein, ohne anzustoßen. Nirgendswo ist daher weniger Nachahmungsgeist, und keine Sprache so reich, als die ihrige, an Wörtern, die Selbstprüfen, Selbsturteilen und Freihandeln ausdrücken; selbst von Kindern hört man can't I judge for myself?[2] Der Brite, sei es im Parlament oder in der Schenke, sagt bei streitigen Gegenständen: I am open to conviction,[3] und überzeugt man ihn, so gesteht er auch: I am convinced![4]

Ich liebe einen Grundzug ihres Charakters, das zu verachten, was nur glänzt, und daher hassen sie alle Polyhistorei und allen Encyklopädismus, womit uns der leichte Nachbar an der Seine angesteckt hat. Sie hassen alle Schwätzer und Großprahler, wie die Lügner mit unaustilgbarem Hasse. Mit der ausgebreitetsten Welt- und Menschenkenntnis scheint der Brite anfangs kalt, mißtrauisch und zurückstoßend; kann aber der angenehmste Gesellschafter werden, sobald er seinen Mann geprüft hat und an ihm Behagen findet. Sie nennen ihre Prachtsitze ganz einfach House oder Seat.[5] während die den Einsturz drohenden armseligen Baracken unserer Mistjunker Schlösser heißen. Nie hört man in dem freien England die gottverdammlichen Worte: „Wie? eine Person meines Standes? meines Ranges? meiner Würde?"

Die Großen machen sich wenig aus der Gnade des Hofes, denn wenn sie auch am Hofe leben, so leben sie doch nicht vom Hofe, und das macht einen verzweifelten Unterschied, und die Kleinen wenig aus der Gnade der Großen. Der Lord geht nicht besser gekleidet, als der wohlhabende Gemeine, und Band und Stern zeigt er nur, wo es sein muß. Der Adel ist ungemein wohlthätig und daher dem Volke ehrwürdig, ohne Rücksicht auf Adelsvorurteile. Der Richter gibt selbst dem Ver-

---

[1] Ein behagliches Heim.
[2] Kann ich nicht selbst urteilen?
[3] Ich lasse mich gern überzeugen.
[4] Ich bin überzeugt!
[5] Haus oder Landsitz.

brecher Antwort, wo man anderwärts nur Loch und Prügel kennt. „Ist es auch erlaubt, wegen eines Pferdes einen Menschen zu hängen?“ sagte ein Pferdedieb zu dem Friedensrichter Burnet; „Ihr werdet nicht gehängt, mein Freund, wegen des gestohlenen Pferdes,“ sagte der Richter, „sondern damit keine Pferde gestohlen werden.“ — Was würde bei uns wohl der Galeriestimme geschehen, die sich beikommen ließe, in Gegenwart des Königs und der Großen den Schauspielern zuzurufen: Stop! Stop![1] es war eine Frau in Ohnmacht gefallen, die man entfernte; nach einigen Minuten kamen die Helfer wieder, und nun hieß es von der Galerie: Go on! Go on! Thank you.[2]

Bewundern und achten werde ich stets die Geradheit und Freimütigkeit der Briten, daher ihr thou art a dam'nd liar![3] das Allerhöchste ist, was man einem Briten sagen kann; bewundern ihre kalte Vernunft, die nichts so schön versinnlicht, als der Streit über die Vorzüge ihrer Nationen zwischen Chesterfield und Montesquieu zu Venedig. Dieser erhob den Frohsinn der Franzosen, jener die kalte Vernunft der Briten; bald darauf warnt ein Unbekannter Montesquieu, mit seinen Papieren vorsichtig zu sein, die dieser auf der Stelle ins Feuer wirft und bestürzt zu seinem Briten herunter eilt; Chesterfield hört ihn lachend an und sagt ihm, er habe den Unbekannten abgesandt, um ihren Streit über den Vorzug des kalten Blutes vor der französischen Vivacité zu entscheiden. Noch schöner aber ist der britische Seekapitän, dem mehrere totenblaß melden: „Es ist Feuer im Schiffe!“ — „Nun, so muß man es löschen!“ und dann kaltblütig seine Befehle erteilt.

Mit Briten weiß man stets, wie man daran ist, so sehr die aalglatte französische Höflichkeit das rompre en visière[4] auch tadeln mag; führt es auch manchmal zu Unarten und Roheiten, so führt es auch wieder zur Redlichkeit und Einfachheit, und diese ist mehr wert; es führte vielleicht die Briten selbst zu ihrer politischen Freiheit. In Canterbury war es, wo ein Gastwirt Parker dem französischen Gesandten, Herzog von Rivernois, für ein Bouillon, das er in seinem Wagen genoß, vierzig Louis abnahm; alle Zeitungen beeilten sich, diesen Preller an den Pranger der Publizität zu stellen; alle Reisen-

[1] Haltet ein!
[2] Fahrt fort! Ich dank' euch.
[3] Du bist ein verdammter Lügner.
[4] Einem Grobheiten ins Gesicht sagen.

den mieden das Hôtel, das mit großen Kosten neu gebaut war, und Parker wurde zu Grunde gerichtet. Nur Briten sind solches Nationalgeistes, solcher Nationalgerechtigkeit und Rechtlichkeit fähig.

Ganz Europa bewunderte einst Louis XIV., nur nicht die Briten, die ihn le grand fou, den großen Narren nannten; ihr Wilhelm baute Bedlam[1] nach dem Plane des Louvre. Briten nannten den Universalmonarchen, der so viel Jammer über meine Zeit brachte, nie Kaiser, und die kleine freie Insel sprach vom Status quo, während ganz Europa vor Frankreich zitterte. Man fand diese Sprache lächerlich stolz, aber 1814 wurde sie wahr. Das allein freie Britannien zerbrach die Fesseln Europas, und ohne Briten spräche noch heute der Erzdespote zu allen Regenten: „Das will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest!“ Sie verdienten daher auch, vor andern die Chimära in die Gewalt des Bellerophon zu bekommen, dessen braver Kapitän das Ungeheuer, das noch jetzt auf kaiserliche Ehrenbezeugungen zu warten schien, allein in der Kajütte ließ und zwei Posten vor die Thüre stellte. Das schreckliche Ungeheuer, das allerwärts Flammen spie und auch in England landen wollte, landete endlich aber nur als Wundertier auf dem Schiffe. Dieses Ungeheuer war ein geborener Insulaner, verwirrte zwanzig Jahre lang Europa, um eine Insel zu stürzen, und lebt nun verbannt auf einer Insel, ohne je den Charakter eines Insulaners anzunehmen. Wenn Pitt dies erlebt hätte, Pitt, der nach dem Siege von Abukir zum Dankgottesdienste den Text gab: And the Lord smote the Egyptians on the hinder parts![2] — das Ungeheuer auf St. Helena und englische, preußische, österreichische und russische Garden vor dem Louvre!

England hat Europa mit Gold bedeckt, sobald es Napoleon galt, und ist wie ein Athlete, der in der Hitze des Kampfes keine Wunde fühlt, an das große Ziel des Kampfes gelangt; wir müssen ihm schon etwas Stolz verzeihen. Kein Handelsstaat in der Welt hat je reines Interesse für die Menschheit gezeigt; die Nationalschuld, die, so lange Kredit und Handel blühen und kein Nationalbankerott folgt, nichts zu sagen hat, führt zu Dingen, wozu auch gemeine Schuldner in ihrer Verlegenheit verführt werden, und so müssen wir schon Großbritannien verzeihen, daß es, zum Besten seiner Marine, Malta

[1] Das Narrenhaus in London.
[2] Und der Herr schlug die Aegypter an ihren hintern Teilen.

und Helgoland, Isle de France und Kap und alle Punkte, die ihm auf der indischen und amerikanischen Küste anstanden, damit es alle fünf Weltteile wie mit einem Netz umfasse, nebst der Oberherrlichkeit über die jonischen Inseln für sich behalten, ja das in Wirklichkeit gesetzt hat, was sein größter Politiker, Wilhelm III., nur in schwacher Dämmerung sah: die Vereinigung Belgiens mit Holland. Der Brite, der nur von Freiheit und Eigentum spricht, nie von der moralischen Person des Staates, hätte, ohne seine Nationalschuld, Napoleon den ganzen Kontinent fressen lassen, und jetzt, wo mit seinem Golde der Kontinent eine überwiegende Landmacht gebrochen hat, hält er das Schmiegen unter das Joch seiner überwiegenden Seemacht, der noch schwerer beizukommen ist, für eine Art juris quaesiti![1] England allein unterwarf sich am Kongresse keiner Gewährleistung zum Beweise seines hohen Supremats; Briten sind die einzigen politischen Selbstlauter Europas.

Bewundern und achten muß ich noch die echtbritische Großmut und Wohlthätigkeit, vorzüglich aber ihre Todesverachtung, wie bei den alten Römern, sei es in der Schlacht, oder auf dem Bette, oder unter dem Galgen. Briten legten sich selbst stoisch den Strick um den Hals, oder verlangten Seife, wenn der Strick neu war, um die Sache zu beschleunigen; Tizerald, der 1785 mit zerrissenem Strick zur Erde fiel, war der erste, der mit lauter Stimme nach einem neuen rief. Ihre Liebe für Freiheit und Vaterland wünsche ich meinem wiedergeborenen Vaterlande. Pitt starb mit den Worten: O my country! my poor country![2] Können Deutsche so sterben? oder dachte Pitt an die Nationalschuld, an Bankerott und Revolutionen?

Die Briten kann ich nicht lieben, wenn gleich viele meiner Landsleute, die nie in England waren, in sie auch verliebt zu sein scheinen, wie Archenholz, der zwar in England war, aber wie ein Verliebter nicht die Mängel seiner Geliebten sah; aber schön bleibt es, daß der Brite Bürger ist, wo der Franzose Höfling und der Deutsche bloß Mensch ist. Seiner freien Sprache verdanken wir wieder freien politischen Odem, ohne den das gesellschaftliche Leben langsamer Tod ist, und unsere besten ständischen Verfassungen. Sein Königreich Hannover, aus dem stets etwas britischer Geist auf uns andere Deutsche wohlthätig zurückstrahlte, soll unter uns blühen statt der Tragikomödie des Königreichs Westfalen, und wohlthätig

---

[1] Wohlerworbenes Recht.

[2] O mein Vaterland, mein armes Vaterland!

fortwirken; wer wollte dann nicht alles andere vergessen, selbst ihr neuestes Benehmen bei der großen und schönen Sache der Griechen, und rufen: „Es lebe Großbritannien!“ bis es, wie ich fürchte, sich echtbritisch selbst tötet? Die Pistole ist schon geladen.

4. Die Deutschen.

Nach und nach. — Eile mit Weile.

Dem Deutschen darf doch wohl ein Deutscher bescheiden den vierten Rang anweisen unter den vier gebildetsten Völkern Europens? Der Deutsche ist das Phlegma, der Greis, und die königliche Eiche ist das Symbol der Nation. Die Eiche, der Lieblingsbaum unserer Väter, braucht Jahrhunderte zu ihrer Ausbildung, und daher brauchten wir auch so lange zu unserer geistigen Kultur. Ließen wir uns nicht selbst in der neuesten Zeit zwanzig Jahre lang hudeln von der großen Nation, ehe wir ihr bewiesen, daß wir, wo nicht eine große, doch eine handfeste und ziemlich grobe Nation sein können, wenn wir wollen? Und was werden wir erst werden, wenn wir einmal mit unserem Bunde fertig sein werden?

Nichts beweist so schön die Rechtlichkeit des deutschen Charakters, als das lange Dasein unserer einundfünfzig freien Städte, wenn auch hie und da von der Feudalität gequält. Die deutsche Bedachtsamkeit zeigt sich bis zur Tafel, und hier lasse ich mir solche gerne gefallen. Der Deutsche trägt eine Schüssel um die andere auf, der Franzose setzt alle auf einmal hin.

Nichts ärgerte den großen deutschen Luther zu Rom mehr, als daß die römischen Priester sieben Messen abhaspelten, ehe er mit einer fertig werden konnte, und ihm zuriefen: Passa! Passa! — Kommt Zeit, kommt Rat!

Wer will denn alles gleich ergründen?
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Unser Wort Nach ist ein echtdeutsches Schlagwort: wir denken nach, handeln nach etwas und sind nicht so voreilig,

den Nachkommen alles vor dem Munde wegzuschnappen, denn sie müssen auch etwas zu thun haben. Eile mit Weile. Die Namen Weilburg, Weilheim, Wartburg, Wartenfels, sind echt deutsch, und wer am wenigsten Eile hat, dem setzen sich nicht leicht Eulen auf. Fangen wir mit dem Kleinen an, die Nachkommen werden schon auf das Große kommen; die Natur gibt uns den Wink, denn Gänseblümchen und Katzenpfötchen blühen zuerst, weit später kommen Linden und Eichen.

Was lange währt, wird gut; Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut; es ist noch nicht aller Tage Abend; aufgeschoben ist nicht aufgehoben; kommst du heute nicht, kommst du morgen; eile mit Weile; nach und nach ꝛc. sind lauter echt deutsche Sprichwörter, die das hohe deutsche Symbol: Allmählich! fest begründen. Aber alles hat nichts auf sich, wenn wir uns künftig nur nach der Uhr in Wilhelm Tells Kapelle richten werden, die auf eins hinzeigt, mit dem Schweizerreimlein:

Die Freiheit wird sein von langer Duer,
Wenn allzeit eins zeigt diese Uher!

Der Feind unserer Nachbarn am Rhein ist der Leichtsinn, unser Feind der Schwersinn. Das Ausland kann uns wegen Fresserei und Völlerei nicht mehr anzapfen, oder thut es mit Unrecht; aber sollte es nicht mit einigem Rechte uns immer noch Schwerfälligkeit, Grobheit und Verdrossenheit in Kleinigkeiten (les querelles d'Allemand)[1] vorwerfen? Der Franzose lacht und wird witzig, wo der Deutsche ergrimmt, grob wird und nach dem Stocke greift, der leider nur noch zu viel regiert. Man gibt fünfundzwanzig Prügel und dann erklärt man erst das, was man sicherlich schon beim ersten Hiebe verstanden haben würde. Karl XII. hatte die Unbesonnenheit, nach Dresden hineinzureiten und dem Kurfürsten, seinem Feinde, einen Besuch zu machen; den folgenden Tag hörte er, daß man in Dresden einen außerordentlichen Rat halte, und sagte: „Gebt acht, sie beratschlagen über das, was sie gestern hätten thun sollen.“ Zeigte sich dieser deutsche Nationalzug nicht auch noch nach hundert Jahren im ganzen Revolutionskriege? — Durch Fallen lernt das Kind gehen im zweiten Jahre, durch Niederlagen lernten wir erst stehen nach zwanzig Jahren, und stehen vielleicht fester als die Franzosen, die ja auch am Hofe Franz I. nicht wußten, ob sie Karl V. ziehen lassen sollten oder nicht,

---

[1] Zänkereien eines Deutschen.

bis Karl seinen schönen Ring vor der Mätresse d'Etampes fallen ließ, und da sie solchen ihm darreichte, sagte: „Nein, Madame, er ist in viel zu schönen Händen, tragen Sie ihn zum Angedenken."

Unsere Altvordern überlegten alles Wichtige zweimal; einmal im Rausche und einmal in der Nüchternheit, aber dann handelten sie, und wie? — wie Deutsche mit dem rechtlichsten, langsamsten und größten Ordnungssinn, der je einer Nation zu teil ward, die man daher ohne alle Gefahr mit den vielen Reglements der Staatsmaschine verschonen dürfte; wir aber verloren in Fesseln alle Schnellkraft und sanken vereinzelt in dumpfen Knechtsinn. Daher unsere Nationalzüge Nachahmungssucht, Kleinigkeitsgeist und ungemein geringe oder bescheidene Meinung von uns selbst, die oft wahrer Hundedemut gleichkommt. Diese gottverdammliche Hundedemut hat der Franzose im Sinn, wenn er von oben, von der Polizei oder Schildwachen unartig behandelt ausruft: Est-ce qu'on me prend pour un Allemand?[1] — Der Brite wird unter einem John Bull vorgestellt, der doch noch um sich stößt; uns personifiziert der deutsche Michel, der sich selbst einen Tritt vor den Hintern gefallen läßt und fragt: „Was beliebt?" —

Der beliebte Ausdruck „deutsches Vaterland" ist keine Tautologie, so lange wir so viele Vaterlande in Deutschland zählen, auch jetzt noch nicht nach der großen Konsolidation, da wir dennoch noch vierzig souveräne Staaten haben, und selbst die Einverleibten oder Mediatisierten noch fortfahren, sich Hohenloher, Oettinger, Erbacher, Ysenburger, Solmser rc. zu nennen, zum Beweis, daß sie noch zur Zeit bloß einverleibt sind. Die Geographie ist an allem schuld, wenn die deutsche Nationalität bisher nur auf Sauerkraut, Wurst und Butterbemme beruhte, und allenfalls auch darauf, daß wir stets Stiefel tragen, vor und nach Tisch gesegnete Mahlzeit wünschen und beim Niesen der Bauer Gotthelf spricht, die vornehmere Welt aber Prosit oder Contentement! Unser Patriotismus äußerte sich zwar zuzeiten, wie zu Schilda; der Schäfer kletterte zur Ehre seiner Stadt auf einen Baum, um den Kuckuck des benachbarten Städtchens zu überschreien, weil der seinige seine Pflicht nicht that, und wurde wie billig, da ihm in der Zwischenzeit einige Schafe gestohlen wurden, in den Rat aufgenommen zur Belohnung seines Verdienstes um den Staat. Im Jahre 1813 aber äußerte sich jedoch der

[1] Hält man mich für einen Deutschen?

deutsche Patriotismus rühmlicher, und wenn solcher nachhält, will ich nichts gesagt haben.

Deutscher Patriotismus zeigt sich noch in den Ammenmärchen: in Berlin von der weißen Frau, in Magdeburg von Tilly, in Sachsen von Kunz von Kauffungen, in Württemberg von Jud Süß und in ganz Deutschland in dem Liede, das ich noch in meiner Knabenzeit singen hörte, wo man von den Franzosen noch nicht sprach, außer um ihrer zu spotten:

Der Schwed' ist kommen,
Hat alles mit g'nommen,
Hat Fenster n'ein g'stoßen,
Hat Kugeln d'raus gossen. —
Bet', Kindlein, bet',
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Oxenstiern,
Der wird euch, Kinder, beten lehr'n.

Die Franzosen haben es im ganzen wohl noch ärger getrieben, aber wo sind unsere Nationallieder? Käme es bloß daher, daß wir nicht mehr beten wie im dreißigjährigen Krieg?

Mangel an Patriotismus und Einheit zeigt sich schon darin, daß wir kein Nationalmonument zustandebringen können, trotz aller Kollektoren mit der Bettelbüchse. Luther hätte noch heute keins, trotz aller Sammlungen, wäre Wittenberg nicht preußisch; und als man für Lessing auch zu Wien sammelte, sagte ein Großer: „Wir sorgen halter für unsere Leute, müßt's auch so machen.“ Aus dem Denkmal für Erzherzog Karl wurde nichts, und es ist zu besorgen, daß es dem Monumente des achtzehnten Oktobers 1813 nicht besser gehen werde. Das verdienteste Denkmal wäre ein Denkmal der deutschen Volkstreue, bewährt in dem schrecklichsten aller Kriege, das, der Natur der Sache nach, von den deutschen Fürsten müßte errichtet werden. Aber — — — — wir sind einmal keine Nation, und so ist's sogar eine löblichere Notiz: „lieber gar nichts, als ein armseliges Monument,“ das nur beweisen würde, daß wir keine Nation sind. Triumphbögen Konstantins, Säulen des Pompejus und Trajan, oder wie auf dem Vendômeplatz, lassen sich einmal bei uns kaum denken: also trösten wir uns damit, daß sich unsere großen Männer ein Monumentum aere perennius[1] in unserem Gedächtnis errichtet haben, und behalten unser Geld in der Tasche. Was

[1] Ein Denkmal, dauernder als Erz.

sollte auch die Odenwälder Granitsäule, die ja nur dreißig Fuß hat, auf dem entfernten Schlachtfelde von Leipzig? Wir bringen es leichter zu provisorischen Monumenten von Lehmpuppen, schlicht und ehrlich, wie ein Deutscher, höchstens bis zu Pyramiden und Obelisken von sechs Fuß. Dafür lassen wir desto lieber unser wertes Ich abmalen, und ich kenne in der That keine Nation, wo es so viele Porträtmaler gibt, als bei der deutschen. Ist es Eitelkeit oder deutsche Gemütlichkeit? Ich glaube doch letzteres.

Einstweilen könnten wir, da wir nur die Geschichte der Lydier und Phryger, der Meder und Perser und des kleinsten griechischen Freistaates vollkommen inne haben, anfangen, uns um die Geschichte von Oesterreich und Preußen, von Bayern, Württemberg, Baden, Hannover und Hessen 2c. zu bekümmern, wodurch wir dann allmählich zur Allgemeinheit und Deutschheit gelangen würden, wenn sie auch gleich noch nicht gehörig bearbeitet ist, wie eine allgemeine Reichsgeschichte von Reichshistorikern. Haben wir ja noch nicht einmal eine gute Reisebeschreibung, die Deutschland umfaßte, während Deutsche vom Auslande sehr gute geliefert haben. Viele Deutsche kennen seit Cook und Forster die Südsee besser als ihr Vaterland. Keysler und Uffenbach, wenn sie auch nicht zu alt wären, haben sich selbst mehr um das Ausland bekümmert, und Nicolai, der beste, umfaßt nicht einmal den ganzen Süden von Deutschland. Der Madame Staël Werk: de l'Allemagne, ist bloß ein erfreuliches Eloge unseres Charakters, unserer Biederkeit, Gemütlichkeit und Aufklärung, wenn gleich Napoleon und sein Polizeimeister Savary, die das Buch unterdrückten und die Verfasserin des Landes verwiesen, sagten: Ce livre n'est pas français![1]

Fortsetzung und Schluß.

Wenn mir im Auslande ein Mann aufstößt, zu unbehilflich für einen Franzosen, zu zeremoniös für einen Briten, zu treuherzig für einen Italiener, zu biegsam für einen Spanier, zu lebhaft für einen Niederländer, zu bescheiden für einen

[1] Dieses Buch ist nicht französisch.

Russen, ein Mann, der mit schiefen Bücklingen sich andrängt, und mit unbeschreiblicher Entsagung allen huldigt, die er für vornehmer hält als sich, so sagt mir mein Herz und mein Blut im Gesicht: „Das ist dein Landsmann!“ Der berühmte Tanzmeister Marcel, zu dem einst ein Mann in den Tanzsaal trat und sich für einen Engländer ausgab, rief: „Sie ein Brite, der Teil hat an der Gewalt und Verwaltung seiner Insel? Nein! Dieser niedergesenkte Kopf, dieser schüchterne Blick, dieser ungewisse Gang verkündigen mir nichts als den betitelten Diener eines deutschen Fürsten.“ Vielleicht rührt daher die charakteristische Sitte, daß wir geringen Leuten, die wir nicht zu nennen wissen, zurufen: „He, Landsmann!“

Das Vornehm ist eine eigene deutsche Nationalunvernunft, die sich in diesem Sinne in keiner andern Sprache findet, und allen Begriff von Gerechtigkeit zerstört, denn vornehm ist das, was voraus nimmt. Das verdammte Wort Vornehm ist gleich der noch verdammtern Lieblingsphrase der deutschen Büttel aller Art: „Was? der Kerl will noch räsonieren? Nur nicht räsoniert!“ Das heißt: „Nur nicht vernünftig gesprochen!“

Diese Hundsfötterei war eine Folge unserer politischen Splitterung und des daraus entsprungenen Kleinheitsgeistes, der sich, so hoffe ich, mit Verstopfung der Quelle, mit der wohlthätigen Mediatisierung heben muß. Kleine Länder, kleine Ideen; große Länder, große freiere Ideen, die bisher nur der gereiste Deutsche hatte. Aber jetzt, da wir einige Energie gezeigt haben, gehen wir wieder mit unserer Deutschheit zu weit. Unsere Schriftgelehrten schreiben von Bildung eines deutschen Nationalcharakters wie vom höchsten Zwecke der Erziehung, als ob edle Menschenbildung nicht höher wäre; sie fabeln vom deutschen Freiheitssinn, deutscher Redlichkeit, Gutmütigkeit, von deutscher Keuschheit und Frömmigkeit, von deutscher Häuslichkeit und deutschem Ernst; allerdings einst hervorstechende Tugenden unserer Alten; aber sind es darum deutsche Nationaltugenden, die andere Nationen entbehren? Schwärmer sprachen gar von einem deutschen Gott, wie die Hebräer von einem Jehova, und ein junger Schreibmeister hatte den Plan, den Deutschen eine neue Nationalhandschrift anzubilden.

Unser zu weit gehender Abhängigkeitssinn zeigt sich in Realitäten, wie in der kriechenden Sprache, die wir schuldigermaßen respektuos nennen. Der Römer sprach das Ausländische nur mit Verachtung aus; uns, die wir doch unser

Reich das heilige römische Reich nannten, ist das Ausländische Inbegriff aller Vollkommenheiten. Deutsche Ware hat nur dann den Stempel des Trefflichen, wenn das Wort Paris oder London darauf steht, obgleich der Deutsche gerade auf seinen Kunstfleiß, wie auf die Schätze seiner Wissenschaften und seiner religiösen Aufklärung stolzer sein dürfte als irgend ein Volk der Erde, und gar viele englische Ware von deutscher Hand gearbeitet ist.

Vieles mag auch daher rühren, sowie es Ursache unserer späteren Kultur ist, daß Deutschland stets das Elis war, wo Ausländer ihre olympischen Kriegsspiele spielten, und dann von den vielerlei Staaten, in die unsere 30 Millionen Landsleute zersplittert sind. Warum sind doch die Deutschen keine Nation? das zahlreichste, größte und kriegerischste Volk Europens, bei dem noch die meiste Moralität herrscht, daher auch Deutsche im Durchschnitte am längsten leben auf Erden.

Ohne eigentliches Vaterland, folglich ohne Patriotismus, band den Deutschen noch vor kurzem nichts an den deutschen Bruder, als der Name und die Sprache; die Zeit war sogar nahe, wo selbst diese zu den toten Sprachen gezählt zu werden drohte. Deutsche Buchstaben hatte der Deutsche längst willig den Fremden geopfert gegen lateinische, wie früher seine schönen deutschen Vornamen, nicht bloß um die Bibel- und die Heiligennamen, sondern selbst um griechische und lateinische, und die höhere Welt um britische und französische Namen. Sowie unsere alten deutschen Monatsnamen mehr Sinn haben als die gebräuchlichen lateinischen, so haben auch unsere altdeutschen Vornamen mehr Sinn und weit mehr Gemütliches als die üblichen. Wolf und Bär, Kalm und Sieg will ich nicht anführen, aber Win, das Freund bedeutete, in Trautwin, Goodwin, Balduin, Wil, gut, in Wilhelm, Hard Herz in Gothard, Gutherz, Erhardt edles Herz, Bernhard Bärenherz, Leonhardt Löwenherz, Rich, reich, ausgezeichnet, Balderich durch Kühnheit, Erich durch Ehre, Friedrich durch Sanftmut, Ulrich durch Adel und Güter; wie schön predigen nicht die Namen Ehrenfried und Erdmann? Und die schönen Weibernamen Adela, Adeliese, Bertha prächtige, Emma emsige, Hela Beglückerin, Hulda, Idda, Otta, Rosamund, Thekla, Thusnelde, Willa? Wie abstechend dagegen Barbara Barbarin, Maria die Bittere, Ursula die Bärin?

Die herrliche Sprache der Germanen ist reicher als viele Millionen ihrer Abkömmlinge wissen. Wie malerisch ist nicht die Wandlung des männlichen T in das weibliche D? Aus

dem Atta Vater gestaltet sich die Mutter Edda, Ida die Tochter, Otto der Sohn oder Stammhalter, und Utta die Altmutter, wie Utto der Altvater. Von der Liebe zur Muttersprache liegt die Liebe zum Vaterlande nicht weiter entfernt, als von der Zunge das Herz; wird sie, unsere herrliche Sprache, wohl bald ganz tafelmäßig werden? Ich hoffe es, und dann werden wir auch aufhören, die Allerweltsnation zu sein, die daher beinahe jedes Land anders nennt: Allemands, Germans, Tedeschi oder gar russische Niemetz, wie der gemeine Mann das Niemand bei uns ausspricht. — Wir müssen wieder Germanen werden, Wehrmänner (war, guerre, guerra); bis jetzt wissen wir aber selbst nicht recht, wie wir uns schreiben sollen: Deutsche oder Teutsche?

Das Wort Deutsch kommt vom angelsächsischen theodan, verbinden, und da der Norddeutsche alles weicher macht als der Süddeutsche, so beruht der ganze Streit bloß darauf, ob wir der älteren norddeutschen, oder der freilich obsiegenden süddeutschen Sprache folgen wollen. Ich bin gewohnt deutsch zu schreiben, und danke Gott, daß wenigstens der Name Deutscher oder Teutscher nicht mehr so lächerlich ist, als er es seit zwanzig Jahren war, woran aber Deutsche so unschuldig waren, als sie unschuldig daran sind, daß man mit den alten edlen Namen: Sebaldus (Notanker), Gundibert, Marcolf, Siegfried, Siegwart, Hans 2c. Gespötte treibt. So lange das Wort Deutsche nicht seinem Sinne entspricht: verbundene Völker, so lange werden wir auch keine große Ehre aufheben, und so lange die klotzige Unbehilflichkeit, elephantenartige Steifheit und das trockene Formwesen in Geschäften und Wissenschaften, wie unsere geringe Meinung von uns selbst, unsere Unterthänigkeit und Bewunderung des Schlechtern, wenn es nur vom Auslande oder von Vornehmen herrührt, fortdauern, so lange wird auch der Steifstiefel das Symbol der Nation bleiben, wie der Tanzschuh Symbol der Franzosen.

Seit der alles erschütternden Revolution hört man zwar nicht mehr sagen: „Was will der Hohenloher im Erbachschen? was will der Bayer in der Pfalz, der Thüringer in Franken, der Schwabe am Rhein? was der Katholike unter Lutheranern? oder gar der Lutheraner unter Reformierten? aber hassen und beneiden sich nicht noch heute die Deutschen bei ihrer volitischen Zersplitterung nur in größeren Massen als die Italiener? Man erschrickt, wenn man in Gudenus die Namen von dynastischen und gräflichen Geschlechtern vom zwölften Jahrhundert liest, wovon, Gott sei gedankt, zwei

Dritteile ausgestorben sind, und von unsern einundfünfzig Reichsstädten, wo man es am genauesten nahm, sind nur noch vier vorhanden; aber hassen und beneiden sich nicht noch heute Oesterreicher und Bayern, Preußen und Sachsen, Württemberger und Badenser, darmstädtische Hessen und kasselsche Hessen rc., trotz der gemeinschaftlichen Deutschheit? Sie sind sämtlich neben Hannoveranern, Braunschweigern, Mecklenburgern, Holsteinern, Luxemburgern, Nassauern, Oldenburgern und Anhaltern, Waldeckern und Hohenzollern, Schwarzburgern und Lichtensteinern, Reußern und Lippern und Ueberrheinern in einem Bunde; aber ich sorge, sie werden sich so fremd bleiben, wie Schweizer, Niederländer, Dänen, Liefländer, Kurländer und Siebenbürgen, die alle gleichfalls ehrliche Deutsche sind.

Unsere Einheit ist eine schwere Aufgabe, und doch beruht darauf unsere Nationalität und die Liebe zum Vaterlande. Der Slaven, die sich unter uns eingemischt haben in Böhmen, Mähren, Schlesien, der Lausitz, Pommern und einigen Gegenden von Innerösterreich, will ich nicht erwähnen, ob sie gleich Millionen zählen, wie die Juden unter uns, und auch ebenso verschieden wie diese von den eigentlichen Deutschen sind. Ihr ganzes Wesen hat etwas Kriechendes und Sklavisches, und dann wieder etwas Despotisches und Hochfahrendes, wo sie befehlen, wenig getreu ihrem Worte, unreinlich im Hause wie in der Kleidung; faul, jähzornig, versoffen und höchst sinnlich, sind sie sehr wesentlich vom echten Deutschen unterschieden. Aus ihren Namen selbst können wir abnehmen, wie sie nach und nach vorrückten. Die Böhmen, oder in ihrer Sprache Tschechen, sind die vordersten, die Pommern Anwohner des Meers, die Polen Bewohner der Ebenen, die Lausitzer Bewohner der Sümpfe, und die Schlesier die hintern, die letzten. Es ist noch eine große Kluft befestigt zwischen Deutschen und Oesterreichern; aber die allergrößte zwischen Nord- und Süddeutschen.

Im Norden war von jeher Wind, Sand und Lärmen; er beginnt, sowie man über Nürnberg oder Kassel hinaus ist. In Schwaben, Franken und am Rhein thront echte Genialität, Lebensfröhlichkeit und Gemütlichkeit; noch weiter geht sie in Oesterreich, und unter den Oesterreichern selbst sind wieder Völker slavischer Abkunft aufgeweckter als Deutsche. Die meisten Tonkünstler sind Böhmen, und in Prag gibt es einige dreißig Tanzböden, trotz den platten Nasen. Im Süden herrscht weniger Selbstgenügsamkeit, weniger Schreibseligkeit, weniger Mundwerk und Bramarbasade als im Norden; die platten

Norddeutschen sind derber, zurückgezogener, finsterer, aber auch energischer, genügsamer, fleißiger, weniger gemütlich, aber offenbar verständiger. Hier sind noch die athletischen Gestalten des Tacitus mit den großen blauen Augen und dem Goldhaare. Der Süddeutsche ist offenbar weicher, seine Sprache aber umgekehrt härter; daher dieser sich Teutscher, der Norddeutsche aber Deutscher schreiben sollte, wenn gleich sein Sinn härter ist als seine Sprache, wie seine herbe und fette Nahrung, der zur Verdauung mit Branntwein nachgeholfen werden muß.

Unter den nördlichen Deutschen scheint mir durch Genügsamkeit, Arbeitsamkeit und Kultur der Sachse den Vorzug zu haben, wie im Süden der Schwabe, und allenfalls der protestantische Franke, dessen Land der Nabel Deutschlands ist. Es ist doch sonderbar, daß die Elbe auf einem so geringen Zwischenraum so vielen Unterschied macht. Der Brandenburger und der Preuße ist lebhaft, geschwätzig, zuvorkommend, absprechend; der Sachse bedächtig, wortarm, zurückhaltend; jener ist für das Neue eingenommen, gefällt sich an öffentlichen Orten, glänzt gern und ist der Mann nach der Welt; dieser haßt eher das Neue, genießt lieber in der Stille, und lebt lieber dem Hause und den Seinigen. Frugalität haben beide gemein, aber wie schwer wird es halten, bis sich Sachsen und Preußen politisch amalgamieren? Die Hessen machen den Uebergang vom Süddeutschen zum Norddeutschen, von jeher ausgezeichnet durch Tapferkeit und kriegerischen Sinn. Kassel mit seinen Umgebungen ist wohl die schönste Stadt des nördlichen Deutschlands, aber stille, arm und traurig. Sie gleicht einer schönen Frau, die alles anwendet, Fremde zu bezaubern, und darüber die Kasse des Mannes arm macht. Wenn man in Kassel herzlich lachen hört, kann man beinahe immer wetten, es ist ein Fremder.

Der Schwabe wie der Franke und Rheinländer ist lebhaft, munter, gesprächig und genial, besitzt aber mehr Treuherzigkeit, Arglosigkeit und größere Sitteneinfalt, vorzüglich das Geschlecht, bei dem sie an Naivetät grenzt. Diese Gutherzigkeit, die sich selbst preisgibt, wenn andere hinter dem Berge halten, und daher leicht hintergangen wird, oder andern Vorteile überläßt, die sie sich selbst hätte sichern können, erzeugte das Sprichwort: „Der Schwabe wird erst im vierzigsten Jahre klug“, das im Grunde bei ihren unleugbaren, herrlichen Eigenschaften des Kopfes und des Herzens gerade rühmlich ist. Schwaben und Franken sind die deutschen Sanguiniker, das glücklichste Temperament unter allen. Rheinländer tanzen lustig wie die Rheinschnacken. Der Bayer ist freimütig, gerade, aber trocken, derb

und bisher roh und unwissend, zu Händeln geneigt, zum Trunk und Aberglauben, und dem Alten fest ergeben, denn kein Land war so mit Pfaffen heimgesucht als das gute Bayerland. Den Bayer kennt man leicht unter allen Deutschen an seinem untersetzten, nervigten Körper, an seinem Bierwanst und am runden, kleinen Schädel. Ein altes Sprichwort sagt: Oesterreichisch und bayrisch Blut in einem Topfe macht eins das andere herausspringen.

Süddeutschland übertrifft das nördliche im Acker-, Wein- und Obstbau wegen seines glücklicheren Klimas; dieses aber hat unstreitig bessern Garten- und Gemüsebau, vorzüglich Kartoffel. Der Süden hat schönere Dörfer und Städte, schönere Natur, bessere Wege, Posten und Gasthäuser, besseres Essen und Trinken, bessere Betten (wohin ich jedoch die kurzen Bettstellen und dicken Federbetten, in denen man nur sitzend und schwitzend schlafen kann, nicht gerechnet haben will) und freundlichere Gesichter.

Einen auffallenden Unterschied, der wohl so wichtig ist als Erbsen und Spargel, macht noch die Suppe, die der Süddeutsche täglich zweimal genießt, der Norddeutsche in der Regel nur, wenn er krank ist. Daher hört man auch nur diesen sprichwörtlich von einem Verschuldeten sagen: „He sitt in der Soppen bet aver de Oren,“ und von einem Hilflosen: „He sitt in der Soppen!“ — Der Süden zieht seinen Reichtum aus der Erde, der Norden mehr aus Handel und Manufakturen; der Norden hat weniger Schulden als der Süden, weil man da flotter lebt. Auch sieht man im Norden beim weiblichen Geschlecht keine langen Zöpfe und Mieder wie Brustharnische, und bei Männern keine Hosenträger. Sollten letztere bei der jetzigen Mode der Beinkleider getragen werden, so wird doch gewiß nicht damit geprunkt über der Weste. Noch ein Unterschied herrscht im Norden: das Strickzeug in den Händen der Männer wie der Weiber; selbst Bauern hinter dem Pfluge stricken, während unsere Hirten entweder faulenzen oder Bäume verderben, und auf noch schlimmere Streiche verfallen. Die Kartoffel allein verbindet die deutschen Stämme zu einem gemeinschaftlichen Bunde.

Bei solchen Verschiedenheiten wird es schwer werden, Einheit unter dreißig Millionen Deutsche zu bringen, selbst wenn die leidige Politik des In- und Auslandes sich leidend verhalten sollte. Deutschland ist schon gewohnt, in europäischen Fehden das Theater hergeben zu müssen, und ich stehe nicht dafür, daß nicht, so wie Kanada am Rhein erobert werden

sollte, die Gestaltung Südamerikas, die Freiheit der Griechen und die Rettung Ostindiens 2c. in Deutschland entschieden werden. Dafür haben wir aber das Gute, daß wir keine fremde Nation hassen, selbst nicht einmal unsere Quälmeister, die Franzosen, über die wir bloß lachen. Der rheinische Bund zog um jeden deutschen Staat eine Mauer, wie in China, um sich von deutschen Brüdern abzusondern, als ob sie Tataren wären; der deutsche Bund thut das Gegenteil und gewährt uns erfreulichere Zukunft; aber wenn nicht von deutschen Bundes wegen allen Deutschen befohlen wird, einen Nationalcharakter zu haben und den achtzehnten Oktober zu feiern, so zweifle ich, trotz dem Heere von zehntausend deutschpatriotischen Schriftstellern, noch zur Zeit an der Sache. Doch was sich liebt, neckt sich; Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, und wer weiß, ob das Gute, das im deutschen Charakter wirklich liegt, darin läge bei derbem Nationalgepräge.

Sein, nicht Scheinen, ist doch immer der schönste Zug im Charakter meiner — fast hätte ich Nation gesagt — meiner stillen, häuslichen, genügsamen, arbeitsamen und ehrlichen Landsleute. Der Deutsche scheint beim ersten Anblick selten, was er ist, und kommt dem Fremden noch linkischer und schwerfälliger vor, als er wirklich ist; aber hinter dieser schlichten, ruhigen Außenseite wohnt häufig ein gebildeter Geist, Nachdenken und tiefes Gefühl für Pflicht und Ehre, Häuslichkeit und Fleiß. Redlichkeit ist doch noch vorzugsweise hier zu Hause, und man ist nachts auf den Poststraßen sicherer, als in den Gassen von London und Paris. Wir gleichen unsern Rheinweinen und dem Pumpernickel — gesund und derb, aber nicht süß. Der deutsche Postwagen könnte gleichfalls, da er aller vorgenommenen vorteilhaften Veränderungen und des höheren Titels: „Diligence", ungeachtet, noch immer der alte ist, ein Symbol der Nation abgeben; aber ich bin ein Deutscher, und daher halte ich mich an die Eiche, das schönere Symbol, und an Tacitus, dessen herrliche Charakteristik noch immer gilt: Nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse![1] — Wenn der Brite auf seine Diligencen schreibt: Flying coach (Fliegende Kutsche), und Wort hält; der Spanier Seguridad y celeridad (Sicherheit und Schnelligkeit), so setzt der Deutsche gar nichts darauf, verspricht nichts, und kann daher thun wie er will,

[1] Kein Sterblicher habe in Waffen oder Treue vor den Deutschen den Vorrang.

und fahren wie er will: en diligence oder négligence.[1] „He is man so platt weg!“ hat auch sein Gutes. Es wäre keine Schande, wenn wir den Elephanten zum Wappentier unseres Bundes wählten; ist er nicht das gescheiteste Tier? Er ist schwerfällig, aber er kann auch schnell gehen, wenn es gilt, und gerade geht er immer; er ist trinklustig und besonnen, gerne tragend, seine Wärter liebend, Kinder schonend, und hat er im Kriege nicht Römer zermalmt?

Milder Ernst, Beharrlichkeit im Nachdenken und Arbeiten, Mäßigung in Leidenschaften und Neigungen ist deutscher Charakter, und ein solcher Charakter führt von selbst zur Gutmütigkeit. Die dem Deutschen so oft vorgeworfene Charakterlosigkeit ist natürlich gegründet in der Verschiedenheit seiner Völker und ihrer Regierungsformen, in der Religion und Sprache und in der wirklichen Mannigfaltigkeit deutscher Sitten und Gebräuche. Aber gerade dieß macht, daß Aufklärung weit ausgebreiteter bis in den entferntesten Winkel sich vorfindet, während in England und Frankreich sich alles nach der Hauptstadt drängt und modelt. In den kleinsten deutschen Städtchen findet man Männer, wie man sie nur in Hauptstädten, in Paris und London selbst findet, und jeder einzelne Staat bildet eine Art freier Oppositionspartei gegen den andern, die sich Wahrheiten sagt; ein Fürst, der sich in seinem Lande nicht gerne Wahrheiten sagen läßt, konnte solche vor 1792 leicht vom getreuen Nachbar gedruckt zu lesen haben, und so muß es wieder kommen, wenn es besser werden soll.

Vermöge unserer Gutmütigkeit sind wir, wie ich behaupte, geselliger, als selbst die Franzosen; wir führen die Fremden sogleich in unsere Gesellschaften und selbst in unsere Familien; wir führen sie ins Wirtshaus, und unsere tables-d'hôte sind eine fast ausschließliche deutsche Sitte, die der denkende Ausländer am meisten zu schätzen weiß, weil er da am meisten lernt, in ungenierter Gesellschaft ist, und von Wirten am wenigsten geprellt werden kann. Etwas weniger aufrichtig dürften wir aber schon in gewissen Fällen und gegen gewisse Menschen sein, damit die Franzosen bei diesem Punkte nicht mehr sagen: Vous me prenez pour un Allemand? vorzüglich gegen solche, von denen der Plattdeutsche sagt: „he is so uprichtig as een Koschwanz.“

In ganz Europa und außer demselben ist der Deutsche

---

[1] Mit Eile oder Weile.

beliebt und geschätzt. Der amerikanische Kapitän verkauft den deutschen Kolonisten, zum Ersatz der Fracht, für zwanzig bis sechsundzwanzig Pfund Sterling, den Franzosen bringt er nur zu fünfzehn an, den Engländer und Schottländer nur zu elf bis zwölf, den Iren nur zu sieben bis neun Pfund, den Spanier und Portugiesen mag man nicht einmal. Wenn sonst der Franzose der Kammerdiener und Koch von ganz Europa war — zu meiner Zeit hatten sie wichtigere Dinge zu thun, und spielten lauter Heldenrollen —, so ist der Deutsche noch jetzt der Handwerker, der Bäcker, Schutz-, Reit- und Hausknecht und auch Soldat desselben. Der deutsche Boden war nie besiegt; aber seine Autochthonen sind es längst, die Angeln ausgenommen. Deutschland war und ist das große Bevölkerungsmagazin für Ungarn und die beiden Indien, für die Wüsten von Sierra Morena, wie für die des weiten russischen Riesenstaates; es ist noch heute die Pflanzschule der Prinzessinnen für europäische Throne. Der alte Chroniker Seb. Frank, der Germania von germino (hervorsprossen) ableitet, sagt: „Es ist nichts denn Kind über Kind in T., sonderlich in Schwaben, und ist ein Wunder, wenn jemand eine unfruchtbare Schwäbin findt“, daher das Sprichwort: Schwaben und bös Geld führt der Teufel in alle Welt.

Man kann die Deutschen füglich die Juden des neuen Europa nennen, denn wir sind wie diese zerstreut und leider an manchen Orten solchen gleich gerechnet — wir, die unschuldigen Urenkel der herrlichsten Väter und Teilchen der tapfersten, geistigsten, schönsten, kräftigsten und unverdorbensten Nation. Unsere Vielherrscher haben unsere angeborene Herrlichkeit so sehr geviertelt, oder eigentlich verhundert und vertausendt, daß kein Ganzes mehr übrig ist, ja unter Napoleon waren wir in hoher Gefahr, auch noch als Schergen eines wilden Tyrannen den Haß des Auslandes auf uns zu laden und den schändlichsten Abschied zu nehmen aus der Weltgeschichte und der Reihe der Nationen; es war unstreitig die schändlichste Zeit, welche die Deutschen je erleben konnten.

In ganz Europa stehen ernste Wissenschaften nirgends höher, als bei dem fleißigen gründlichen Deutschen, dem Großhändler der Gelehrsamkeit. Man fängt auf deutschen Universitäten damit an, womit man anderwärts aufhört; die Aneignung alles Fremden ist einer unserer Charakterzüge, vielleicht durch das spätere Aufblühen unserer Litteratur und durch unsere Bekanntschaft mit lebenden Sprachen. Daher hat keine andere Nation solche ausgebreitete Kenntnisse, begünstigt durch

die vielerlei Staaten, und in Sachen des Geschmackes keine so wenig Einseitigkeit als wir. Selbst unsere Sprache, mag sie auch für das Leben, für Beredsamkeit und höhere Geschäfte weniger ausgebildet sein als die französische, ist dagegen der Dichtkunst günstiger als jede andere, die italienische nicht ausgenommen, und für den höhern wissenschaftlichen Gebrauch ist sie, gleich der griechischen, die reichste. Und doch unterstützen deutsche Große weit weniger die Gelehrten, als im Auslande geschieht: Wieland hatte einen russischen und französischen Orden, aber keinen deutschen; und Boufflers machte sogar die Wiener Grazien mit dem Dichter der Grazien erst im französischen Gewande 1770 bekannt.

An Sammelgeist übertrifft uns gewiß keine Nation, und wir sind das Gedächtnis von Europa, das weite Ideenmagazin, das andere Nationen benützen; England ist der Verstand und der Mittelpunkt des Lichts, Frankreich der Witz. Italiener sind nur Samenhändler, wir aber Pfleger und Gärtner. Ackerbau und Viehzucht stehen nirgends höher, wie auch die Leinwandmanufakturen und Porzellanfabriken und der ganze Kunstfleiß. Der unbelohnte Thiele zu Bremen war mehr als der belohnte Brite Harrison. Auch unsere Tuch- und Baumwollmanufakturen, Eisen-, Stahl- und Silberarbeiten wetteifern mit dem Auslande; unsere mechanischen Kunsttöpfe dürfen sich mit den Briten messen, wie unsere Künstler mit den Italienern, und in Gelehrsamkeit und Kultur stehen wir über allen. Wie ist es möglich, daß wir demungeachtet, wie die Israeliten, fremde Götter anbeten, fremde Bücher übersetzen, wo wir deren weit bessere haben, und unsern Landsleuten ein Kompliment zu machen glauben, wenn wir sie Ausländern an die Seite stellen? Wir, die wir so gerne auswandern, gebrauchen die eigene Tautologie, die sehr stolz, nationalstolz klingt: „Unser deutsches Vaterland“ und wenn wir Nachrichten an das Publikum haben, so werden sie an das deutsche Publikum gerichtet, und doch hängen wir an Ausländerei, wie keine andere Nation, und sind das Gespötte derselben durch unsern Mangel an Nationalsinn. Nun, nach und nach werden wir auch diesen bekommen, und unsere weltbürgerlichen Tugenden ehren uns indessen, die sich so gut zu unserer bisherigen Lage schicken.

Nur der Deutsche darf noch die Worte „deutsch handeln“ für gerade handeln von sich gebrauchen, und die Geographen, die Deutschland das Herz von Europa nennen, haben recht. Gerade und offen sprechen heißt deutsch sprechen (das je vous

le dis en bon Français[1] klingt nicht), und deutlich kommt von deutsch, oder umgekehrt. Am deutlichsten sind unstreitig die Plattdeutschen, und ich habe nichts dagegen, wenn wir jetzt, wo man sich zur Einheit und zur alten Kraft neigt, wenigstens viel davon hört, teutsch statt deutsch schreiben wollen, um uns unsern Stammvätern, den Teutonen, von dieser Seite vorderhand anzunähern. Hart ist des Deutschen Himmel und Klima, hart und fest wie seine Eiche soll auch sein Sinn sein, und es kann nicht schaden, wenn wir unsern Landsleuten zurufen, wie der Thüringer Schmied seinem zu weichen Landgrafen, der inkognito vor ihm zu stehen glaubte, mit jedem Hammerschlag zurief: werde hart, Landgraf! Der Italiener nennt Deutschland von alten Zeiten her la Magna;[2] auf dem Wege der Härte kann es dies am ehesten werden.

Der gebildete Deutsche geht den Gebildeten anderer Nationen vor, und wer Deutschland und Deutsche ganz schätzen und sein Vaterland recht lieb haben will, gehe auf Reisen. Ist er ein Geck, so kommt er freilich als größerer Geck wieder heim, aus Italien als Kunstjüngerlein, aus Frankreich als Stutzer, aus England als Bengel: aber ist er ein vernünftiger Mann, so wird er finden, daß ich recht habe. Der Deutsche hält den rechten Mittelweg zwischen dem französischen Weltsinne, der alles Gefühl zerstreut und flach macht, und dem britischen Tiefsinne, der einseitig, zurückgezogen und traurig ist; die glückliche Mitte zwischen Ernst und Scherz, ohne italienische Bouffonnerie, Knickerei, Verschlossenheit und Tücke.

Und unsere Weiber? Wer eine frivole, witzelnde Französin, eine leidenschaftliche, unwissende und faule Italienerin, eine steife, langweilige und melancholische Engländerin dem deutschen, gebildeten, häuslichen, frohen und gemütlichen Weibe im Ernst und bleibend vorziehen kann, der hat die Wahl, ob er lieber gekrönt, oder geplagt, oder gelangweilt sein will. Einem Algarotti kann ich verzeihen, wenn er in seinem berühmten Congresso di Citera nur die Weiber der drei erstbenannten Nationen, und nicht das deutsche Weib einberuft, denn es ist zu häuslich und liebevoll. Nicht bloß nach meinem Urteil, sondern nach dem Urteil weit gereister Weltmänner, denen, gleich mir, das Weib der interessanteste Teil der Schöpfung für den Mann, folglich auch der Gegenstand ihrer Beobachtung war, steht das deutsche Weib, alles zusammengenom-

[1] Ich sage es euch auf gut französisch.
[2] Das Große.

men, obenan, in moralischer Beziehung ohne allen Streit, aber auch selbst in physischer.

Welcher Deutsche sein Volk achtet und ihm anhängt, weder an der Gegenwart noch Zukunft verzweifelt, und eingedenk bleibt, daß die Deutschen dennoch die stärkste, mannhafteste, fleißigste und fähigste Nation bilden, trotz ihrer politischen Zersplitterung, deren Sprache die meisten Millionen Europäer sprechen (es mag immer vierzig Millionen Deutsche in und außer Deutschland geben, und wenn wir die Millionen Brüder deutschen Stamms, die Holländer, Briten, die Skandinavier, Ostpreußen, Kur-, Lief- und Esthländer, Siebenbürgen, Elsäßer, Lothringer, Schweizer und Nordamerikaner rechnen, wohl sechzig Millionen Deutsche), deren Wissenschaft und Kultur unvergänglich ist, die mit allen Nationen wetteifert an Tauglichkeit zu den Waffen und zu Beschwerden, an Ausdauer alle übertrifft, allen nützlich und keiner Nation schädlich ist, unter allen Nationen am verbreitetsten: der ist der echte deutsche Herr, wert der großen Verbrüderung; die sogenannten Deutschherren mögen immerhin aussterben.

Verachte nicht dein Vaterland,
Sohn Teuts, verachte nur fremden Tand
Und fühle deine Kraft!
Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du;
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu seh'n, wie schön dein Fehler ist.

setzt von A. Kretzschmer, mit einer Einleit. von J. Scherr.

Wahrhaftigkeit u. Mut sind die beid. Hauptvorzüge d. großen Schotten; die in diesem Bande zusammengestellten prächtig. Essays geben e. annähernde Vorstellg. v. d. Eigenart u. Kraft dieses Kernmenschen.

157—159. **Dickens', Ch.,** Werke. I.—III. Dav. Copperfield. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. v. L. Proescholdt.

Dickens prächt. Humor, seine Begabung für das Pathetische u. seine ihm sonst öfters bestrittene Kraft in d. konsequent. Charakterzeichnung tritt nirgends heller ans Licht, als in D. Copperfield.

153—155. **Fielding, H.,** Tom Jones 3 Bde. Mit einer Einl. von J. Schmidt.

Nur lächerl. Prüderie kann an d. kräftig gezeichn. Charakter u. lebend. Schilderungen Anstoß nehmen; jede gesunde Natur wird sich durch das Meisterwerk d. engl. Romandicht. erfrischt fühlen.

163. **Goldsmith,** I Der Landprediger v. Wakefield. Mit einer Einl. v. Prof. Dr. J. Schmidt.

Goldsmith ist kaum von einem andern Erzähler übertroffen im Talente der anspruchslosen, natürl. u. ungezwungenen Erzählung u. d. Kunst, idyllische Stimmungsbilder hervorzubringen.

151. **Milton, John,** I. Das verlorene Paradies. Mit einer Einl. von Ludwig Proescholdt.

Miltons großartige Dichtung, welche Klopstock zu seinem Messias begeistert hat, wird auch in unsren Tagen seine Kraft bewähren.

164. 165. **Ossians** Gedichte. Uebers. v. Ed. Brinckmeyer.

Für Menschen von Gemüt u. feinem Gefühl für das Schöne werden die Dichtungen Ossians eine unversiegbare Quelle reinsten Genusses sein u. bleiben.

166. 167. **Scotts, Walter,** Werke. I. u. II. Waverley. Uebers. u. mit einer Einl. von L. Proescholdt.

Waverley war d. erste in jener glänzenden Reihe von Romanen, welche durch den neuen, originellen Ton, durch Stoff u. Behandlung, bahnbrechend für die Entwickelung der Romandicht. geworden sind.

169. 170. 171. **Smollet, T. G.,** I.—III. Peregrin Pickles Abenteuer, Fahrten und Schwänke. Mit einer Einleitung von L. Proescholdt.

Die lebenswahre, wenn auch oft mehr als derbe Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Sittenzustände wird auch heute noch seine Anziehungskraft auf den Leser ausüben.

168. **Swift,** Ein Märchen von der Tonne.

Nicht feingespitzte Pfeile d. Satire versend. Swift, sond. ernstgemeinte kräftige Keulenschläge werden i. d. „Märchen" ausgeteilt, denen man d. Verbissenheit des Verfassers, aber doch auch sein Streben nach sittl. Besserg der kirchl. u. sozial. Zustände wohl anmerkt.

160—162. **Thackeray, M.,** Eitelkeitsmarkt. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. v Dr. Joh. Prölß.

Dieses Werk des geistvollsten und originellsten Satirikers d. 19. Jahrh. spiegelt dessen litterarische Physiognomie in so unmittelbarer Schärfe u. drastischer Frische wieder wie kein andres.

V. Französische Litteratur.

215. **Balzac, Honoré de,** Oberst Chabert. Uebers. v. Fabian Philipp. M. einer Einl. v. Ferd. Lotheißen.

Ein Hauptvorzug der Balzacschen Romane ist die psychologische Wahrheit, die sich besonders i. d. Zeichnung d. Frauen-Charaktere bekundet. Er ist ein Pessimist durch u. durch u. reizt häufig z. Widerspruche.

219. **Chateaubriand,** I. Atala. René. Der Letzte der Abencerragen. Uebers. u. m. e. Einl. v. Steph. Born.

In „Atala" u. „René", welche beide im Urwalde von Luisiana ihren Schauplatz haben, ist der Dichter z. Maler geworden u. wirkt durch alle Zauber einer uns fremd. tropisch. Welt auf d. Phantasie d. Lesers.

76. **E. Daudet.** Ein Märtyrer der Liebe, Die Baronin Amalti. Uebers. v. Aßmus u. König.

Zwei im höchsten Maße anziehende u. spannende Novellen, in denen ernste seelische Konflikte mit echt französischem Esprit gelöst werden.

207. 208. **Hugo, V.,** Notre Dame v. Paris.

Wohl der vollendetste Roman Hugos, welcher sicher dazu beitragen wird, die Zahl der Verehrer d. greis. Altmeisters der Franzosen zu vermehren.

214. 216. **La Bruyère.** Die Charaktere. Uebers. und mit einer Einl. von R. Hamel.

Ein überraschender Reichtum an anregenden Gedanken tritt uns aus diesen Essays, welche im glänzendsten Stile geschrieben sind, entgegen.

8. **Le Sage,** Der hinkende Teufel. Mit einer Einl. v. Ferd. Lotheißen.

Die Quintessenz des „Diable boiteux" liegt i. d. Versprechen des Asmodeus: „Um euch eine vollkommene Kenntnis des menschlichen Lebens zu geben, will ich euch das Treiben aller dieser Menschen erklären. Ich werde euch die Motive ihrer Handlungen und selbst ihre geheimsten Gedanken enthüllen."

213. **Merimée, Prosp..** Colomba, Carmen. Uebers. und mit einer Einl. von O. Mylius.

In vorzüglicher Uebersetzung werden hier zwei Novellen geboten, von denen die zweite um so mehr interessieren wird, als aus ihr der Stoff zu einer beliebten Oper der Jetztzeit entnommen ist.

218. **Racine** I. Andromache. Britannicus. Mithridat. Uebers. und eingel. von F. Schröder.

Das Wort Friedrichs d. Großen: „Wer nicht wie Racine schreibt, sollte auf die Poesie verzichten", ist wohl hinreichende Empfehlung für obiges Bändchen.

201—203. **Rousseau, J. J.,** Bekenntnisse. Mit einer Einl. von Prof. Dr. St. Born.

Selten hat die Litteratur e. so eigenartiges Werk hervorgebracht, wie diese Bekenntnisse eines Genies, welches in ihnen d. Verirrungn, Kämpfe u. Abenteuer seiner Jugend für alle Zeiten und Völker niedergelegt hat.

211. 212. — — Die neue Heloise.

Ein in poetischer Sprache geschriebener Roman, welcher dem Autor einen seiner glänzendsten Erfolge verschaffte. Das reine Naturleben wird darin den abstoßenden Verhältnissen des verfeinerten Lebens gegenübergestellt.

209. **Sand, George,** Indiana. Uebers. v. H. Meister, mit einer Einl. v. St. Born.

Diese Jugendarbeit gehört in ihrer packenden Durchführung, durch die Kraft der Charaktere und das spannende Fortschreiten der Handlung zu dem Besten, was die geniale Frau geschrieben hat.

210. **Saintine, X. B.,** Picciola. Uebers. u. mit einer Einl. von Otfrid Mylius.

Jeder Leser dieses Buches wird das Aufsehen verstehen, welches dasselbe bei seinm Erscheinen machte, und sich unwiderstehlich von dem tiefen Gemüt des Verfassers angezogen fühlen.

204. **Saint-Pierre, B. de,** Paul und Virginie. Mit einer Einl. und in neuer Uebers. von K. Saar.

Von „Paul u. Virginie" schreibt Humboldt: „Viele Jahre ist es von mir gelesen worden ... Meine Begleiter und ich wurden von der bewunderungswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der die mächtige Tropennatur dargestellt ist."

217. **Saint-Simon,** Memoiren. I. Bd. Mit einer Einl. von Ferd. Lotheißen.

Diese an Tacitus gemahnenden Schilderungen des französischen Staatslebens und des Versailler Hofes werden nie ihren Wert verlieren.

206. **Sévigné, Madame de,** Ausgewählte Briefe. Uebers. und eingel. v. F. Lotheißen.

Die Briefe der Mad. de Sévigné zeichnen sich dch lebhaften Geist u. wahres Gefühl aus u. bieten die lebendigsten Schilderungen der franz. Hofverhältnisse im 17. Jahrhundert.

205. **Tillier, Claude,** Mein Onkel Benjamin. Uebers. und eingel. v. K. Saar.

Ein Roman, welcher durch seine Eigenart in der ganzen Litteratur dies. Jahrhunderts kaum seinesgleichen hat u. zu den Werken gehören wird, welche bleiben

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

VI. Italienische Litteratur.

23\. **Mancini,** Lydia. Uebers. von H. Lobedan, mit einer Einl. von F. Lewald.

258\. — — Vom Fenster aus. Uebers. v. H. Lobedan.

In beiden Romanen der geistreichen Italienerin sind die Heldinnen Frauen, aber echte und rechte Frauen, die etwas gelernt haben und gute Gattin̄en und Mütter geworden sind.

253\. 254. **Manzoni, Alless.,** Die Verlobten. Uebers. und mit einer Einl. von W. Kaden.

Einer der vorzüglichsten histor.-nation. Romane der Weltlitteratur, der das ital. Leben im 17. Jahrhundert mit Meisterschaft schildert, mit einer Wahrheit, einem Farbenreichtum, der das Geschriebene als Wirklichkeit erscheinen läßt.

63\. **Misasi, Nicola,** Kalabrische Novellen. Uebers. und eingel. von Woldemar Kaden.

Südliche Leidenschaft pulsiert in diesen vortrefflichen Erzählungen des bekannten italienischen Novellisten, der mit außerordentlichem Geschicke neben anderen Motiven die Blutrache verwertet.

251\. 252. **Petrarcas** Gedichte. I. Sonette u. Kanzonen auf das Leben der Doña Laura. II. Sonette u. Kanzonen auf den Tod der Doña Laura.

L. Geiger sagt in seiner Einleitung u. And.: „Die Verehrung mag schwinden oder sich vermindern, die Liebe aber bleibt.“ Die Wahrheit dieses Wortes wird jeder Leser an sich erfahren.

256\. **Tasso,** Das befreite Jerusalem. Uebers. von J. D. Gries, eingel. von S. Samosch.

Jeder Freund einer edlen, poetischen Diktion u. klangvollen musikalischen Versifikation wird sich an diesem unvergänglichen Werke erquicken.

VII. Spanische Litteratur.

30\. **Alarcon, P. A. de,** Manuel Venegas.

Naturgetreue Schilderung d. Verhältnisse, eine seltene Herrschaft über die Sprache, sowie eine körnige Einfachheit machen diesen Roman zu einem der bedeutendsten der spanischen Litteratur.

257\. **Eine Blütenlese** aus spanischen Dichtern.

Der Herausgeber gibt hier eine sorgfältig ausgewählte Anthologie, welcher eine von eingehendem Studium zeugende Einleitung: „Geist u. Entwickelung der span. Poesie“ vorausgeschickt ist.

255\. **Camoens, Luis de,** Die Lusiaden. Uebers. v. J. J. C. Don̄er. Mit einer Einl. von O. v. Leixner.

Fr. Schlegel sagt über dieses Nationalepos der Spanier u. A.: „— so weht ein berausch. Duft durch dies. unter d. indischen Him̄el erson̄ene Gedicht, es ist der südlichste Glanz darüber verbreitet“.

259—262. **Cervantes Saavedra, M. de,** Der sin̄reiche Junker Don Quijote de la Mancha. Uebers. und eingel. v. L. Braunfels.

Das Resultat einer fast 20jähr. intensiv. Beschäftigung mit Cervantes liegt hier vor. Die Uebersetzg ist geradezu einzig u. vollendet; die Einführung in den Geist des Romans grundlegend für alle Zeit; d. Erläuterung nach jeder Richtung erschöpfend.

3\. — — Moralische Novellen. Uebersetzt von A. von Keller und Fr. Notter. Mit einer Einleitung von O. v. Leixner.

Nicht ohne Selbstgefühl sagt Cervantes einmal, daß er der erste gewesen, der in kastilischer Sprache Novellen geschrieben, auch seien sie weder nachgeahmt noch gestohlen. Plastische Charakteristik, gesunder Realismus u. zahlreiche kulturgeschichtliche Züge sichern den Novellen einen Platz in der Weltlitteratur.

VIII. Verschiedene Litteraturen.

28\. **Andersen, H. C.,** Der Improvisator. Uebers. und eingel. von Edm. Lobedanz.

Chamisso schreibt über diesen Roman: — Gar erfreulich wohlthuend ist d. reine, unschuldige, keusche, from̄e Buch . . . Alles ist frisch, lebend. u. Liebe wert.“

69\. — — Bilderbuch ohne Bilder u. And. Uebers. v. Poestion.

In tadellos. Uebersetzung werden hier eine Reihe kleiner Werke des berühmten Märchenerzählers geboten, die den nordischen Dichter auf seinem ureigensten Gebiete zeigen.

14\. **Björnson,** Der Brautmarsch u. andere Erzählungen. Uebers. u. eingel. von Edm. Lobedanz.

Björnson hat die norwegische Dichtg in die Weltlitteratur eingeführt, er kann daher doppelten Anspruch auf Teilnahme bei uns geltend machen. Die vorliegenden Erzählungen exemplifizieren d. Eigenart und Kraft des Dichters.

59\. **Bret Harte,** Im Walde v. Carquinez.

Der prächtige eigenartige Humor im Kontrast m. dem hier u. da auftretend. Pathos, die Meisterschaft in landschaftl. Schilderg u. Charakterzeichng, wodurch sich die meisten Dichtungen Bret Hartes auszeichnen, vereinigen sich auch in obiger Erzählung zu einem vollendeten Gesamtbilde.

16\. 17. **Cooper,** Der Bravo. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. von L. Proescholdt.

Ein Hauptreiz dieses Romans beruht i. d. glücklichen Mischung v. Wahrheit u. Dichtung: das Bild des venetianischen Lebens, welches C. entrollt, hat durch treue Wahrung des Lokalkolorits den Schein historischer Wahrscheinlichkeit erhalten.

6\. **Gogol, Nikol.,** Russische Novellen. Mit einer Einl. von Fr. Bodenstedt.

42\. — — Altväterische Leute u. andre Erzählungen.

Diese in beiden Bänden enthaltenen Novellen Gogols sind v. geradezu frappierender Originalität und geben ein vollständiges Bild des Dichters.

72\. **Gontscharow, Iw.,** Eine alltägl. Geschichte. Uebers. v. Helene v. Exe.

Obiger Roman ist eines v. den wenigen, aber vollendet. Kunstwerk. G's., in denen das geist. u. soziale Leben des russ. Volkes wie in einem Bren̄spiegel vereinigt dem Leser vor die Seele tritt.

19\. **Irving, Washington,** Die Alhambra. Mit einer Einleitung v. L. Proescholdt.

Das „neue Skizzenbuch“ vereint alle Vorzüge der Irvingschen Schilderung u. Schreibweise: Vollendeter Stil, Feinheit u. Eleganz der Sprache, Einheit u. künstlerische Abrundung.

29\. **Poe, Ed. A.,** Seltsame Geschichten. Uebers. u. eingel. v. Alfr. Mürenberg.

„Seltsame Geschichten“ in der That, so grotesk u. phantastisch, aber so span̄end u. eigenartig, daß man das Buch nicht eher bei Seite legt, als bis man an der Schlußseite angelangt ist.

34\. **Tegnér, Esajas,** Die Fritjofssage. Uebers. u. eingel. v. Edm. Lobedanz.

„Schöpfungen, wie diese, dauern, ohne zu welken, durch alle Zeiten. Ein Geschlecht nach dem andern nim̄t sie an als Erbgut, u. die späteste Nachwelt werden sie gleich uns bezaubern.“

50\. **Turgenjew, Iwan,** Väter u. Söhne. Uebers. v. Cl. v. Glümer, m. e. Einl. v. Rob. Boxberger.

E. Roman v. eminent kult.-histor. Bedeutg, schon dadurch merkw., daß in ihm z. erst. Male d. Wort „Nihilismus“ auftaucht. Der im̄. Gegensatz, welch. das „junge Rußld.“ v. d. „Vätern“ tren̄t, wird dch d. Repräsentant. beid. Richtgn meisterh. beleuchtet

64\. — — Rauch.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Inhalt der V. Serie.

Bismarck als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem Jahre 1847. Sachl. u. chronol. geordnet mit Einl. und Anmerk. versehen v. W. Böhm. Bd. 1—3. 1. Bd. Der Abgeordnete v. Bismarck-Schönhausen 1848—1852.

Der Hersg. äußert sich über die Bedeutung der Reden aus jener Zeit: „Eine Sammlung dieser ersten Reden ist einem bisher ungebührlich wenig beachteten edelerzhaltigen Boden zu vergleichen, in welchem erfolgreich zu schürfen nicht schwer fällt, in welchem Körner edelsten, gediegensten Goldes in Hülle und Fülle sich vorfinden."

Töpffer, Genfer Novellen. Uebers. v. H. Zschokke.

Der Uebersetzer führte diese herrlichen Blüten einer echten Dichterseele mit folgenden Worten ein: „Warum sollt' ich nicht glauben, daß diese kleinen Erzählungen durch den in ihnen verbreiteten Reiz von Natürlichkeit, Feinsinn und Anmut auch noch andern gefallen werden? . . Es sind zarte Abspiegelungen des innersten Seelenlebens."

Grimmelshausen, Der Abenteuerliche Simplicissimus. In das Neuhochdeutsche übertr. 2. Bde.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, von der hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung dieses Romanes, in dem sich das Jahrhundert des großen Krieges getreulich wiederspiegelt, viele Worte zu machen; der Simplicius gehört unstreitig zu den Büchern, die man wieder u. immer wieder liest u. zwar mit stets erhöhtem Genuß.

Dostojewski, F. M., Erniedrigte und Beleidigte. Uebers. v. L. Jürgens.

Der seit kurzem in Deutschland allgemein gefeierte Dichter verrät in diesen Bildern aus dem Leben d. russischen Proletariats niederer u. hoher Abkunft einen stupenden psychologischen Scharf- u. Tiefblick.

Sacher-Masoch, L. v., Der kleine Adam. Sascha u. Saschka.

Das eigenartige Talent unseres Dichters, seine glänzende Darstellungskraft u. meisterhafte Realistik, wird auf jede kräftige gesunde Natur höchst anziehend, u. wenn nicht immer wohlthuend, so doch belebend wirken.

Gotthelf, Jeremias, Uli der Knecht.

Ein Volksbuch im besten Siñe des Wortes, das trotz Auerbach und seinen Nachtretern noch im̄er unerreicht dasteht, was psychologische Wahrheit u. echte Lokalfarbe anlangt.

Strand, Gabriel, Atalanta van der Hege.

Verf. behandelt in der Form des Romans eine breñende Tagesfrage mit der ausgesprochenen Tendenz, zur Lösung eines bestehenden Konfliktes im deutschen Volk ein Scherflein beizutragen.

France, Anatole, Sylvester Boñard. Uebers. von F. Alsberg.

Ein fesselndes und psychologisch hoch interessantes Produkt der neueren französischen Schule liegt in obigem Roman vor uns, dessen Autor es wohl verstanden hat, den goldenen Mittelweg zwischen der ausgefahrenen staubigen Landstraße und den an Abgründen vorbeiführenden Saumpfaden der modern-realistischen Richtung inne zu halten.

François, Luise v., Das Jubiläum u. Anderes.

Das bestrickende Erzählertalent der Verfasserin offenbart sich auch in diesem Bande, welcher, davon sind wir überzeugt, mit derselben Freude wie Band I. der Collection von der deutschen Leserwelt, besonders den weiblichen Elementen derselben, begrüßt werden wird.

Gaudy, Frz. v., Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen u. A.

Ein Vorläufer von „Buchholzens in Italien", vielen ein alter lieber Bekañter, stellt sich hiermit in neuer blauer Uniform vor. Ergötzen wir uns bei der Lektüre dieses Tagebuchs an dem H u m o r des Dichters, so packt uns der „Katzenraphael" so recht eigentlich am Herzen. Hier der heitere südliche Him̄el, dort der schwermütige deutsche Föhrenwald.

De Amicis, Edm. Skizzen aus dem Soldatenleben. Uebers. v. Agn. Burchard.

Die Frische und Unmittelbarkeit, welche diesen Skizzen eigen, der Humor und die italienische Glut, welche den Verfasser zum Liebling seiner Landsleute gemacht, werden auch unserer durchaus gelungenen Uebertragung zweifelsohne viele Freunde erwerben.

Goldschmidt, M., Der Rabe.

Wir wünschen dem Buch nur einen Teil des Erfolges, welchen es in Dänemark, dem Vaterlande des Verf., errungen. B r a n d e s nennt es ein f e i n e s, t i e f e s, dabei sehr interessantes Buch.

Turgenjew, Iw., Neuland.

Mit schneidigen, wuchtigen Waffen kämpft der bei uns schon gänzl. eingebürgerte hochbedeutsame Autor gegen die S t a r r h e i t u. B e d r ü c k u n g, Hauptübeln der russischen Gesellschaft.

Kraszewski, J. J., Der Dichter und die Welt. Uebers. v. W. Constant.

Vorliegender Roman, voll von spañenden und erschütternden Episoden, wurde bei seinem Erscheinen bahnbrechend für den Dichter, eroberte im Sturm die Sympathien seiner Landsleute und gilt noch heute für eines seiner Meisterwerke.

Hauff, Wilh. Memoiren des Satans.

Die übermütige Laune und der köstliche Humor, mit welchem Hauff in den „Memoiren" die Schäden und Schwächen seiner Zeit, die sich mutatis mutandis auch heutzutage finden lassen, geißelt, gibt dem Buch bleibenden Wert.

Gedichte Walthers von der Vogelweide. Uebers. von Br. Obermann.

Unsere Ausgabe zeichnet sich durch treuen Anschluß an den Sinn der prächtigen Dichtungen, strenge Wiedergabe der metrischen Form wie Flüssigkeit des Ausdrucks aus und wird sich trotz der guten Simrockschen Uebertragung sicher bald einbürgern.

Weber, Karl Julius,

Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen

Stuttgart 1883